

Fridolin u. Dietrich.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Der

gute Fridolin

und der

böse Dietrich.

Eine lehrreiche Geschichte für Eltern und Kinder

von

Christoph von Schmid,

Verfasser der Ostereier.

Neue illustrirte Originalauflage.

Mit Stahlstich und vielen Illustrationen.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1885.

Vorrede.

Ein Gespräch mit zwei sehr verehrungswürdigen Staatsmännern gab die Veranlassung zu vorliegender Schrift.

Diese zwei, ganz ihrem wichtigen Berufe lebenden Männer wünschten eine Erzählung, die eigens dazu verfaßt wäre, vor Abwegen, die zu Übertretung der Gesetze führen, zu warnen; ja selbst solche Menschen, die bereits der strafenden Gerechtigkeit anheimgefallen, wieder zur Besinnung und auf den rechten Weg zu bringen.

Der Verfasser glaubte indes, den warnenden Beispielen des Bösen auch einladende Beispiele des Guten entgegenstellen zu müssen, um nicht nur vom Laster abzuschrecken, sondern auch die Tugend in ihrer Liebenswürdigkeit zu zeigen und ihr die Herzen der Menschen zu gewinnen.

Bei dem allen war es unvermeidlich, daß in dieser Erzählung nicht bloß kirchliche, sondern auch ernsthafte oder sogar schauerliche Schilderungen vorkommen; ja es hat schon etwas Unangenehmes, mit Menschen näher bekannt zu werden, die

sich großer Vergehungen schuldig gemacht haben. Indes haben auch solche Menschen noch ihr Gutes, und können in mancher Hinsicht sehr merkwürdig sein. Hauptsächlich aber kam es hier darauf an, zu zeigen, wie auch große Vergehen ihre ersten Keime in einer vernachlässigten Erziehung oder einer übel bewachten Neigung haben, und wie die Folgen solcher Vergehen sich über alle menschlichen Verhältnisse verbreiten und mannigfaltigen Jammer anrichten.

Was die Begebenheiten selbst betrifft, so sind sie nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus dem wirklichen Leben genommen; ja einen der Übelthäter, jenen unglücklichen Familienvater, dessen letzte Lebenstage uns wieder mit seinem früheren Leben aussöhnen müssen, hat der Verfasser selbst vor bereits vielen Jahren in dem Gefängnisse zu besuchen Gelegenheit gehabt und viele seiner letzten Reden aus seinem Munde vernommen; daß jedoch Namen und Nebenumstände geändert werden mußten, versteht sich von selbst.

Christoph von Schmid.

Erstes Kapitel.

Fridolin, ein sehr guter Knabe.



Fridolin war ein herzensguter, fröhlicher Knabe. Eines Morgens ging er in den Wald, dürres Holz zu sammeln. Er hatte im vorigen Frühlinge und Sommer beinahe alles Holz für den Winter auf seinem Kopfe nach Hause getragen, um seinen armen Eltern, die

sonst viele Arbeit hatten, ihr hartes Tagwerk zu erleichtern. Er wollte es auch in diesem Jahre thun und machte heute damit den Anfang. Mit unermüdetem Fleiße suchte er weit umher im Walde die dürren Äste und Zweige auf und ruhte nicht eher, bis er einen so großen Büschel, als er nur immer tragen konnte, beisammen hatte.

Er kam nunmehr aus dem dunklen Walde hervor in ein grünes, sonniges Thälchen zwischen zwei finsteren Tannenhügeln. Eine frische Quelle floß mitten durch das Thälchen, das mit allerlei Kräutern und niederen Gesträuchen bedeckt war. Er ging an der Quelle hinauf bis an den Felsen, aus dem das reine, klare Wasser, im Schatten einer schönen grünen Buche, hell wie Krystall, hervorquoll. Nicht weit von dem Felsen fand er die ersten reifen Erdbeeren. Er pflückte sie und legte sie sorgfältig auf ein großes Blatt, das er von der nächsten Distel mit vieler Vorsicht abgebrochen hatte. Hierauf setzte er sich nächst der Quelle auf grünes Moos, sein Mittagsmahl zu verzehren. Es bestand aus einem großen Stücke schwarzen Brotes und die Quelle lieferte dazu einen frischen Trunk. Die scharlachroten Erdbeeren, denen das grüne Blatt zum Teller diente, waren zum Nachtische bestimmt.

Fridolin entrichtete, bevor er anfing zu essen, sein Tischgebet mit aufgehobenen Händen so andächtig, als wohl wenige Reiche, bevor sie sich an die mit Silbergerät gezierte und mit zwanzig Gerichten beladene Tafel setzen. Er war sehr vergnügt. Der Hunger würzte ihm die kleine Mahlzeit. „Wie gut mir auf die Arbeit mein Stücklein Brot schmeckt!“ sagte er. „Wie dank' ich Dir, lieber Gott, daß Du es mir giebst und immer guten Appetit dazu! Mir ist's da in dem kühlen Schatten und an dem hellen Brünnlein recht wohl. Ich denke, mir schmeckt's so gut, als dem Könige. Freilich ist meine Tafel nicht so prächtig, was ich auch nicht ver-

langen kann; allein sie ist doch auch nicht zu verachten. Anstatt eines weißen Tischtuches ist das meinige hübsch grün; es ist so fein und zart wie Sammet, und mit schönen, goldgelben und himmelblauen Blümchen gestickt, dergleichen keine Stickerin zustande bringen kann. Mein Konfekt," sagte er, indem er lächelnd auf die Erdbeeren blickte, „ist von einem viel größeren Meister zubereitet, als dem Zuckerbäcker in der Stadt, von dem lieben Gott selbst. Anstatt der Heiducken und Leibgarden stehen die Bäume umher, und ihr, ihr lieben kleinen Vöglein da droben auf den grünen Ästen, machet mir die liebliche Tafelmusik noch obendrein umsonst!"

Indem Fridolin so mit sich sprach, sieh', da kam seitwärts auf der Anhöhe eine Rehgeiß mit ihrem schön gesprenkelten Jungen aus dem Dickicht hervor. Sie stand erst still, sah sich schüchtern um, bewegte aufmerksam die Ohren hin und her, und ging dann, sorgsam die leichten Füße hebend, über alte Baumstöcke und verschlungene Brombeerranken den Hügel hinab, und das Junge trippelte hinter ihr her. An der Quelle, die unten am Hügel vorbeifloß, trank sie — und fing dann an, auf dem freien, grünen Platze zu weiden und an den Gesträuchen zu nagen. Das Junge sprang indessen lustig und munter umher.

Fridolin hielt den Atem an sich und saß so still und unbeweglich da, als wäre er aus Stein ausgehauen. Das Herz klopfte ihm vor Freude. „Was das für nette, liebe Geschöpfe sind!" dachte er bei sich selbst. „Schöneres kann man doch nichts sehen! Im Walde ist's doch lustig und angenehm. Immer sieht man etwas Neues, das einem neue Freude macht."

Aber sieh' — da fuhr plötzlich, nicht weit von ihm, Feuer auf, und ein mächtiger Knall wiederhallte gleich einem Donner im Walde. Fridolin sprang auf und wäre vor Schrecken beinahe die Anhöhe hinabgepurzelt. Feuer und Knall waren ein Schuß. Das

Reh war gestürzt, wälzte sich röchelnd und zappelnd am Boden und das Junge stand traurig dabei.

Sogleich auf den Schuß kam ein Knabe von blassem Aussehen und in zerlumpter blauer Jacke, mit einer Flinte in der Hand aus dem Gebüsche hervor, sprang auf die geschossene Rehgeiß zu und rief: „Ha, dich hab' ich gut getroffen! Da liegst du und wirst uns nicht mehr entlaufen."

Ein Mann mit herabhängendem Haar und starkem Bart folgte dem Knaben. Auch er war mit einer rostigen Flinte versehen, die er unter dem Arme trug. Er hatte einen zerrissenen Hut auf, der eher grau als schwarz aussah; sein brauner Kittel war ganz abgetragen und an den Ellbogen sah das Hemd heraus. Der Mann tötete die Rehgeiß vollends, lud sie auf die Schultern und lief, da er den guten Fridolin erblickte, eilends davon. Der junge Bursche, der das Reh geschossen hatte, blieb noch eine Weile stehen, blickte Fridolin starr an, nahm aber dann auch plötzlich die Flucht.

„Das sind Wildschützen," sagte Fridolin; „grausame Menschen, daß sie dem armen Tierlein die Mutter vor den Augen wegschießen und es dem Hungertode preisgeben! Wie scheu sie das böse Gewissen macht! Sie fürchten sich beide vor mir, einem schwachen Knaben! Nun, die böse That wird ihnen wenig Segen bringen."

Jetzt kam das junge Reh hinter dem Strauche, wo es sich vor den Wildschützen versteckt hatte, wieder hervor und irrte kläglich schreiend umher. Fridolin lief darauf zu. Es duckte sich bei einem Gesträuch nächst dem Stamme einer Eiche schüchtern zur Erde nieder, und Fridolin fing es mit leichter Mühe. „Ach, du armes, armes Närrchen," sagte er, indem er niederkniete und das zitternde Tierchen streichelte, „wie dauerst du mich! Du hast nun keine Mutter mehr und mußt Hungers sterben. Denn du hast ja," sagte er, indem er ihm in den Mund fühlte, „noch nicht einmal Zähn=

lein, dich von Gras und Kräutern zu ernähren. Du bist recht elend daran und weißt es nicht einmal."

Indes war Moritz, der alte herrschaftliche Jäger, der sich eben in dem Walde befand und den Schuß vernommen hatte, sogleich herbeigeeilt. Als er den Fridolin bei dem jungen Reh erblickte, schlich er sich hinter die Eiche und hörte ihm neugierig zu.

Fridolin betrachtete das niedliche Tierchen noch immer mit Wohlgefallen und sagte: „Wie es so arglos und unschuldig aus den großen, dunkelblauen Augen blickt, und wie schön der bräunliche Rücken gezeichnet ist, wie mit zwei Schnüren weißer Perlen! Sogar das schwarze Näschen steht ihm gut. Komm', du armes Tierlein," sprach er jetzt, „laß dich auf die Arme nehmen. Ich weiß nicht, was mit dir anzufangen ist. Ich will dich dem Jäger bringen; der wird es besser wissen. Wenn er dich nur nicht abschlachtet! Aber wagen müssen wir es dennoch. Denn ihm gehörst du, und ich darf dich nicht mit nach Hause nehmen, so große Lust ich dazu hätte! Ich will aber bei dem Jäger schon für dich recht bitten und anhalten. Vielleicht schenkt er dir das Leben, und findet ein Mittel, dich aufzuziehen."

Der alte Jäger Moritz vernahm jedes Wort, lächelte sehr zufrieden, hielt sich nach seiner Art das Kinn und nickte öfter mit dem Kopfe. Da nun Fridolin aufstand, sich umwandte und weitergehen wollte, erblickte er den Jäger und hatte keinen kleinen Schrecken. Allein der ehrliche Moritz sagte lächelnd: „Fürchte Dich nicht, guter Knabe! Ich thu' Dir nichts zuleide. Ich habe Dein Gespräch mit dem armen Tierchen gehört. Ich kann dieses Rehkitzchen nicht brauchen, und wenn ich es laufen lasse, kommt es nur um. Ich schenke es Dir. Wenn Du Dir die Mühe geben willst, kannst Du es leicht aufziehen." Der Knabe war vor Entzücken fast außer sich. Er nahm seinen Holzbüschel auf den Kopf und das Tierchen unter den Arm, und ging neben dem



Jäger her und horchte aufmerksam auf jedes seiner Worte. Denn der Jäger gab ihm unterwegs Unterricht, wie er das junge Reh mit ein wenig Kuhmilch, ungefähr mit einem Drittteil Wasser vermischt, aufziehen könne. Der Jäger nahm hierauf Abschied von ihm und sagte: „Bleib' ferner so ehrlich und rechtschaffen, liebes Kind, und es wird Dir noch wohl gehen!"

Zweites Kapitel.

Fridolins fromme Mutter.

Voll Freude kam Fridolin nach Hause in sein kleines Stübchen. Als aber die Mutter das junge Reh erblickte, schalt sie ihn. „Du bist ein gottloser Knabe," sagte sie, „daß Du es gefangen hast. Das ist nicht besser, als gestohlen. Wenn der Diebstahl aufkommt, so läßt Dich der Jäger keinen Schritt mehr in den Wald thun, und dann kannst Du im Winter neben dem kalten Ofen vor Frost mit den Zähnen klappern. Ja, Du kannst noch dazu eingesperrt und sonst noch gezüchtigt werden. Und wenn der Raub auch nicht aufkäme, so weiß ihn doch Gott, der keine Sünde ungestraft läßt. Ach, wie konntest Du doch vor seinen Augen Böses thun! Auf der Stelle trage das junge Reh wieder an das nämliche Plätzchen hin, wo Du es genommen hast, damit es wieder zu seinem Alten komme. Hörst Du, auf das nämliche Plätzchen — und jetzt gleich geh' damit wieder in den Wald."

„Laßt mich doch nur zu Worte kommen, liebe Mutter!" sagte Fridolin und erzählte ihr, wie es gekommen, daß der alte Moritz ihm das artige Tierchen geschenkt habe.

„Nun, das ist freilich etwas anderes," sprach die Mutter; „aber mein Gott, das kleine irdene Schüsselein

voll Milch, das Du täglich bekommst, ist ja, außer Schwarzbrot und Erdäpfeln, fast Deine einzige Nahrung — und das willst Du noch mit dem Reh teilen?"



„Je nun," sagte Fridolin fröhlich, „wir sollen ja gerne mitteilen und auch gegen die Tiere barmherzig sein. Umkommen können wir das arme Tierlein doch nicht lassen. Du sagtest ja selbst öfter: Es gebe kein größeres Almosen, als das ein Armer dem anderen giebt; solche Almosen seien Gott am wohlgefälligsten. Wenn wir das arme Tierlein nicht verschmachten lassen, so ist dies auch eine Art Almosen und gefällt

Gott gewiß sehr wohl, und wer weiß, ob er uns nicht einmal reichlich dafür belohnt."

Die gute Mutter lächelte freundlich und ließ es gut sein. Fridolin zog das junge Reh nach Anleitung des Jägers auf. Er machte dem Tierchen in der Ecke der Haustenne ein warmes Lager von Heu. Es gewöhnte sich bald an ihn, kannte seinen Ruf, und sprang ihm, wenn er nach Hause kam, freudig entgegen. Es lief ihm überall nach, begleitete ihn in den Wald, und er durfte nicht fürchten, daß es ihm entlaufe. Wenn er im Walde Holz sammelte oder Beeren pflückte, sprang es oft sehr weit umher; und wenn er müde von der Arbeit sich unter einen Baum setzte, kam es wieder herbei und legte sich zu seinen Füßen nieder, um auch auszuruhen. Wenn er des Abends mit seinem Büschel Holz auf dem Kopfe heimging, und das junge Reh, so zahm wie ein Hündlein, hinter ihm herlief, hatte jedermann Freude daran. Besonders freuten sich die Kinder, und ein ganzer Zug kleiner Knaben und Mädchen begleiteten anfangs ihn und sein junges Reh immer bis an die Hausthür.

Ein vermöglicher Knabe aus dem Dorfe kam einst in das Haus und wollte ihm das junge Reh abkaufen. Fridolin aber sagte: „Das liebe Tierlein wäre mir für hundert Gulden nicht feil!" Fridolins Mutter sagte: „Ich denke, Du wirst Dich noch anders besinnen."

Der Vater aber lachte und sprach zu ihr: „Laß dem Kinde seine Freude! Du siehst nun, daß auch der Ärmste in der Welt manche Freude habe, die ihm keinen Heller kostet, und ihm doch nicht um vieles Geld feil wäre. Du hast Deine Freude an Deinem kleinen Gärtchen, an Deinen Bohnen mit den feuerfarbenen Blüten, an den paar großen, gelb und schwarz blühenden Sonnenblumen und Deinem einzigen Rosenstocke; ich finde an meinen zwei jungen Äpfelbäumen vor unserer Hausthüre und dem alten großen Birnbaum neben dem Hause ein

besonderes Vergnügen und ebenso hat der Knabe nun einmal seine Freude an dem jungen Reh. Wer ein offenes Herz für Gottes Werke hat, und sich über die mancherlei Geschöpfe Gottes so recht von Herzen freuen kann und sie öfter mit frommem Gemüte betrachtet — so arm er auch sein möge! — er ist reich genug, und ihm fehlt es niemals an schuldlosen Freuden."

Drittes Kapitel.

Fridolins trefflicher Vater.

Fridolins Eltern, Niklas und Margarete, wohnten am Ende des abgelegenen Walddorfes Haselbach. Ihr niedriges Haus war nur mit Stroh gedeckt, und beinahe so alt, als der große hundertjährige Birnbaum, der es beschattete. Das uralte graue Strohdach war vielfältig mit dichtem grünen Moose bewachsen; nur einige gelbe Stellen verrieten, daß es kürzlich mit vieler Sorgfalt und eben so vieler Sparsamkeit ausgebessert worden. Das Gärtchen am Hause nahm nicht viel mehr Raum ein, als das Haus. Wer an dem niedrigen Strohdache und an dem kleinen, mit Dornen umzäunten Gärtchen vorbeiging, dachte: „Hier wohnen sehr arme Leute."

Und dennoch war Niklas der fröhlichste Mann in der ganzen Gegend weit umher. Mancher reiche Bauer, bei dem er für Taglohn im Sommer das Korn hereinbringen und es im Winter dreschen half, beneidete ihn um seinen fröhlichen Sinn. Mancher sagte zu ihm: „Wie kannst Du bei Deiner Armut doch so aufgeräumt und fröhlich sein?"

Niklas antwortete: „Ich bin nicht so arm, als ihr denkt! Ich habe einen reichen Vater, der es mir an nichts Notwendigem fehlen läßt — den lieben Vater

im Himmel. Unter meinem schlechten Brustflecke da verwahre ich einen Schatz, den ich nicht um hunderttausend Gulden gäbe — ein ruhiges Gewissen. Dabei bin ich, gottlob, gesund, und erwerbe mir mit meinen beiden Händen das tägliche Brot. Mein Werktagskittel," fügte er noch lächelnd bei, und schaute auf seinen Ellbogen, „ist freilich etwas geflickt, wie mein Strohdach; indes ist er doch ganz, und hält so warm, als der Sonntagsrock des reichsten Bauern im Dorfe. Warum sollte ich nun traurig sein?"

Der gute Niklas hatte seinen fröhlichen Sinn einigen schönen Sprüchen zu danken, die er beständig im Herzen bewahrte und getreulich befolgte. Er hatte von seinem Großvater ein gedrucktes Blatt mit großen roten und schwarzen Buchstaben geerbt, das, in Glas und Rahmen gefaßt, in der ärmlichen Stube die Stelle des Spiegels vertrat. Dieses Blatt enthielt drei Sprüche mit beigefügten Worten der heiligen Schrift, aus den Sprüchen Salomons und des Sohnes Sirachs.

Erstens: Fürchte Gott! „Bei der Furcht des Herrn leidet man keinen Mangel: wer sie besitzt, findet in ihr ein Paradies, das vom Herrn gesegnet ist."

Zweitens: Nähre dich von deiner Arbeit! „Wer sich mit seiner Arbeit nährt, und sich mit wenigem begnügen kann, der hat ein sanftes, ruhiges Leben und einen Schatz über alle Schätze."

Drittens: Sei rechtschaffen! „Thu', was recht ist, dann wird deine Gesundheit fest, deine Rede lieblich, dein Fußtritt sicher und dein Schlaf süß sein; denn der Herr ist dir zur Seite und dein Hüter."

„Diese drei Sprüche," sagte Niklas öfter, „enthalten das ganze Geheimnis, immer fröhlich zu sein. Wer sie befolgt, wird es erfahren, wie ich es erfahren habe."

Margarete, die Ehegattin des ehrlichen Niklas, konnte sich anfangs in seinen fröhlichen Sinn nicht finden.

Sie war wegen ihrer Armut oft recht bekümmert. „Du sorgst doch für gar nichts!“ sagte sie einmal zu ihm, als er abends vor der Hausthüre pfeifend seine Sense hämmerte, um am folgenden Morgen zu mähen.

„Für gar nichts?“ sagte Niklas lachend. „Das wäre schlimm! Schärfe ich nicht eben meine Sense, damit sie morgen gut schneide? Für was ich gerade jetzt sonst noch sorgen sollte, fällt mir nicht ein.“

„Wir haben keinen ganzen Gulden im Hause!“ sagte Margarete. „Es wäre möglich, daß wir in eine rechte Not kämen. Was wollten wir dann anfangen?“

„Ei,“ sagte Niklas, „wenn wir für alle möglichen Fälle Geld im Vorrate haben wollten, so brauchten wir dazu eine große Kiste. Die wenigsten Menschen in der Welt haben so viel vorrätiges Geld, daß sie für alle möglichen Notfälle damit ausreichen würden. Schickt Gott eine Not her, so wird er auch Hilfe schicken.“

„Ach,“ seufzte Margarete, „es sind im Dorfe so viele Menschen krank! Wir könnten auch krank werden.“

„Das können wir freilich,“ sagte Niklas. „Allein die Sorgen sind kein Mittel, gesund zu bleiben; sie können einen eher krank machen. Werden wir indes krank und können wir nichts mehr verdienen — so laß den lieben Gott sorgen. Der versteht das besser, als Du. Sein Sorgen hilft dann doch etwas; Dein Sorgen aber taugt zu nichts.“

„So bist Du immer,“ sagte Margarete. „Unserem kleinen Fridolin können wir auch nichts hinterlassen, wenn wir einmal sterben.“

„Nichts?“ rief Niklas; „da irrest Du Dich.“ Er legte den Hammer nieder, stand auf und sagte mit Nachdruck: „Ich denke ihm etwas Besseres zu hinterlassen, als einen Sack voll Geld; ich meine einen guten Unterricht im Christentum und eine gute Erziehung. — Es giebt keinen größern Reichtum in der Welt, als Gottesfurcht, Fleiß, Genügsamkeit und Scheu vor der Sünde,



wie es in meinen schönen drei Sprüchen geschrieben steht. Hältst Du einen solchen reichen Schatz für ein schlechtes Erbteil? Wird Fridolin damit nicht weiter kommen, als mit vielem Gelde? Laß uns den Knaben nur fromm und gut erziehen, so ist's mir für ihn nicht bange. Wie ich bei all unserer Armut fröhlich und vergnügt bin, so wird er's dann auch sein. Ein fröhliches Herz ist doch das Beste, was wir auf Erden haben. Wenn uns dieses fehlte, was hälfe uns der größte Reichtum von der Welt? Laß uns also auf Gott vertrauen, recht thun und fröhlich sein, so werden wir glücklich sein."

Viertes Kapitel.

Ein großes Leiden.

Niklas und Margarete führten in der That ein sehr zufriedenes und vergnügtes Leben; Frömmigkeit, Fleiß und Rechtschaffenheit ersetzte ihnen allen Mangel an zeitlichen Gütern. Ihre frommen, guten Gesinnungen pflanzten sich wie von selbst auch in Fridolins Herz. Das Beispiel der Eltern wirkte noch mehr, als ihre Worte. Ihre Frömmigkeit und Andacht erleuchtete und erwärmte ihn gleich der Sonne; er atmete Tugend und Rechtschaffenheit gleichsam wie die Luft ein, die uns überall umgiebt. Er glich ganz seinen guten Eltern, und war von Herzen fromm, gut und fröhlich wie sie. Alle drei lebten zusammen in der seligsten Eintracht.

Indes kam bald ein großes Leiden über diese guten Menschen. Niklas spaltete eines Tages in dem Walde Holz. Nicht weit von ihm fällten andere Holzhauer eine große Eiche. Sie waren dabei nicht vorsichtig genug. Der Baum fiel gerade gegen jene Seite hin, wo Niklas arbeitete. Ihr Geschrei, ihn zu warnen, kam zu spät; Niklas konnte nicht mehr entrinnen. Ein Ast

der niederstürzenden Eiche erreichte ihn noch, und schlug ihn mit großer Gewalt zu Boden. Niklas wurde an mehreren Stellen verletzt; besonders aber war sein rechter Arm schrecklich verwundet. Alle Holzhauer im Walde liefen zusammen. Sie brachten ihn unter dem Baumaste hervor; sie nahmen ihre Halstücher ab, und verbanden, so gut sie konnten, seine Wunden. Er war nicht mehr imstande, nach Hause zu gehen. Da machten sie aus Tannenästen eine Tragbahre, setzten ihn darauf, und trugen ihn nach Hause.

Mutter Margarete und Fridolin erschraken, als sie das Getümmel und den Jammer der zusammenlaufenden Leute auf der Straße vernahmen. Aber wie war es ihnen erst, als sie zum Fenster hinausschauten — und den Vater so daherbringen sahen und sein totenblasses Angesicht erblickten! Sie eilten jammernd zur Hausthüre hinaus und begrüßten ihn mit Thränen. Allein Niklas sagte: „Jammert nicht so! Gott hat uns dieses Leiden zugeschickt. Er, ohne dessen Willen kein Blatt vom Zweige fällt, ließ es geschehen, daß der fallende Baum mich getroffen hat. Wir wollen das Leiden willig von Gott annehmen, so wird er es uns zum besten lenken. Was Gott thut, ist wohlgethan. Vertraut nur auf ihn, so wird alles wieder recht werden.“

Fridolin lief eilends in das nächste Dorf, den Wundarzt zu rufen. Der Arzt kam, fand die Wunde am Arme sehr gefährlich, hoffte aber dennoch sie zu heilen. Allein die Wunde wurde nicht besser, sondern vielmehr von Tag zu Tag schlimmer. Der Arzt sprach, als er eines Tages den Verband abnahm, man müsse vielleicht den Arm gar ablösen. Die Mutter und Fridolin hatten einen Todesschrecken. Die Mutter ging sogleich, um den Wundarzt aus der Stadt zu rufen. Dieser Arzt war freilich sehr geschickt, aber leider auch sehr eigennützig. Als er hörte, der Kranke sei ein armer Tagwerker, hatte er wenig Lust, die drei Stunden Weges

zu ihm zu machen und ihn zu besorgen. Er zeigte Margarete bloß einige Kräuter, dergleichen sie im Felde leicht selbst auffinden könne, hieß sie dieselben überschlagen und sagte, es werde dann schon wieder besser werden.



Margarete fürchtete, dies sei nur ein leerer Trost. Sie bat den Arzt mit aufgehobenen Händen und weinenden Augen, sich ihres unglücklichen Mannes zu erbarmen. Allein all ihr Bitten und Flehen half nichts. Sie kam mit rotgeweinten Augen trostlos nach Hause. „Ach," sagte sie zu Niklas, „nun seh' ich doch, daß es ein Unglück ist, arm zu sein!"

Der fromme Niklas sprach aber: „Rede doch nicht

so! Setze auf das tote Geld nicht mehr Vertrauen, als auf den lebendigen Gott. Gott wird helfen! Er macht alles weise und gut. Am schwülen Sommertage läßt er ein kühles Lüftchen wehen, die ermatteten Schnitter zu erquicken. So wird er uns in unserem heißen Leiden auch Kühlung verschaffen, wenn es seinen weisen Absichten gemäß ist. Und will er, daß ich sterbe," sagte Niklas und blickte zum Himmel: „Sieh', Herr, hier bin ich! Ich bekomme es ja dann besser. Und für mein Weib und mein Kind wirst Du, guter Vater im Himmel, dann auch sorgen. Es geschehe Dein heiliger Wille."

Der arme Fridolin war nun immer sehr traurig. Er sah sehr blaß aus und hatte alle seine Munterkeit verloren. So lieb dem Knaben sein junges Reh war, so gab er jetzt doch wenig acht auf dasselbe, und es lief frei auf Bergen und in Thälern umher. Er betete ohne Unterlaß, Gott wolle den lieben Vater doch nicht sterben lassen.

„Liebster Vater im Himmel," sagte er, „erbarme Du Dich unser und hilf Du, solange es noch Zeit ist! Laß Deine Verheißung an uns in Erfüllung gehen, guter, treuer Gott! Denn Du sagst ja selbst: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich dann preisen."

Fünftes Kapitel.

Es erscheint Hilfe.

Eine Stunde von Haselbach, jenseits des Waldes, lag das Schloß Finkenstein. Der Herr von Finkenstein ging mit dem Bruder seiner Gemahlin, welcher Major bei der Garde und eben auf Besuch da war, nach Tische auf die Jagd. Des Herrn von Finkenstein



kleiner Fritz, der sein niedliches Gewehr schon ziemlich gut zu behandeln wußte, durfte auch mit. Sie durchstreiften den ganzen Forst, ohne ein Stück Wild zu erblicken, und kamen endlich bis auf die waldigen Hügel bei Haselbach.

Fritz war diesmal mit der Jagd gar nicht zufrieden und fand sie sehr langweilig. Allein Moritz, der alte Jäger, der ihm gar zu gern die Freude gemacht hätte, doch wenigstens einen Hasen zu schießen, sagte: „Geben Sie einmal acht! Dort in dem dichten Haselgebüsche an jenem Kleeacker, einen Büchsenschuß weit vom Walde, stecken gewiß einige Hasen. Ich wette, was Sie wollen, es lauft Ihnen einer in den Schuß.“

Der Jäger zeigte den Platz, wo Fritz sich hinstellen solle. Die beiden Herren begaben sich an die zwei anderen Seiten des Gebüsches. Der Jäger aber ging mit seinem wohlabgerichteten Hunde hinein und fing an, es zu durchstöbern. Plötzlich gab der Hund Laut — und des guten Fridolin geliebtes Reh sprang, kaum dreißig Schritte von Fritz, aus einem Busche hervor. Es war indessen zu einem hübschen Böckchen herangewachsen, das bereits mit kleinen zierlichen Hörnern prangte. Fritz, legte an — zielte — schoß — und das erschrockene Reh nahm eilends die Flucht. Fritz hatte zum guten Glücke fehl geschossen. Er schaute dem Reh ärgerlich nach und sah mit Erstaunen, wie es dem Dörflein im Thale zulief, sorgsam über den schmalen Steg des Mühlbaches trippelte, und sogleich bei dem ersten Hause, der Wohnung des armen Niklas, ganz ruhig, als wäre es hier daheim, zur Hausthüre hineinging.

Der Herr von Finkenstein und der Major kamen auf den Schuß herbei und fragten, was Fritz geschossen habe. Fritz erzählte mit Verwunderung, daß sich das junge Rehböckchen, das er verfehlte, in jene Strohhütte am Ende des Dorfes geflüchtet habe. Fritz wußte noch nicht, daß sich die Tiere des Waldes so zahm machen

lassen. Der Jäger Moritz belehrte ihn und erzählte die Geschichte von Fridolin und dem jungen Reh. Fritz bat seinen Vater um Erlaubnis, in die Hütte zu gehen und das Tierchen näher zu betrachten, indem er noch nie ein lebendiges Reh in der Nähe gesehen habe.

Der Vater erlaubte es und Fritz sprang, beinahe so schnell, als vorhin das verscheuchte Reh, den Hügel hinab und trat in das ärmliche, aber höchst reinliche Stübchen. Niklas lag in dem Bette. Fridolin saß auf der Bank und gab von seinem Abendbrot dem jungen Reh, das vor ihm stand, ein Bröcklein nach dem anderen. Denn der gute Knabe hatte jetzt ohnehin keine Lust zum Essen. Fritz achtete wenig auf den Kranken; er hatte nur Augen für das niedliche Tierchen. Er war entzückt, daß es so gar heimisch war, sich von ihm streicheln ließ, und auch sogleich ihm das Brot aus der Hand fraß.

Indessen kamen die beiden Herren nebst dem Jäger zu Fridolins Wohnung. Der Major sagte zu dem Herrn von Finkenstein: „Da dieses freundliche Dörflein zu Deiner Herrschaft gehört und ich es gar noch nie gesehen habe, so muß ich es doch etwas näher in Augenschein nehmen. Geh' Du indes zu Fritz in die Hütte da; wir werden uns dann schon wieder finden." Der Major ging mit dem Jäger; Herr von Finkenstein aber trat in die Hütte, erblickte den Kranken und hatte mit ihm großes Mitleid. Er fragte ihn liebreich, was ihm fehle. Allein Fritz nahm seinen Vater auf die Seite und sagte ihm in das Ohr, ob das Reh wohl nicht zu kaufen sei. „Ich würde es dann," sagte er, „in dem großen Baumgarten am Schlosse laufen lassen und tausend Freuden daran haben."

Fridolin bildete sich sogleich ein, was Fritz für Geheimnisse habe und sagte: „Vor drei Wochen wäre mir das Reh um vieles Geld nicht feil gewesen. Allein jetzt verkaufe ich es gern; ich gebe dann das Geld dem Bader aus der Stadt, damit er meinem Vater helfe."

Der gnädige Herr war von der kindlichen Liebe des guten Sohnes und von der Armut des kranken



Vaters sehr gerührt und gab dem Knaben zwei große Thaler. So viel Geld hatte Fridolin gar noch nie in

die Hand gebracht. Der gute Kleine dünkte sich unermeßlich reich.

Herr von Finkenstein dachte es nun bei dieser großmütigen Gabe bewenden zu lassen. So wohlthätig er gegen seine Unterthanen war, so glaubte er dennoch für jetzt genug gethan zu haben. Er sah die Umstände des armen Niklas nicht für so gefährlich an und wollte gehen, damit sein Schwager nicht zu lange auf ihn warten müsse. Dem armen Niklas wäre indes in seiner dringenden Not mit dem Gelde wenig geholfen gewesen. Allein Gott, der alles wohl macht, wußte es besser zu lenken. Er zeigte sich auch hier auf eine seltene, wunderbare Art als denjenigen, der die Hilfe in der Not schon lange in Bereitschaft hat, und sie in dem rechten Augenblicke herbeizuführen weiß.

Sechstes Kapitel.

Eine merkwürdige Entdeckung.

Während der gnädige Herr, Fritz und Fridolin noch miteinander redeten, trat der Major in das niedrige Stübchen. Er war ein großer, ansehnlicher Mann; er mußte sogleich seinen Hut mit dem Federbusch abnehmen, sonst hätte er in dem Stübchen nicht aufrecht stehen können. Auch nachdem er den Hut abgezogen, war es ihm noch unbequem, mit dem Kopfe beinahe an der Decke anzustoßen. Er nahm den einzigen hölzernen Stuhl, der sich in der Stube befand, setzte sich an das Bett des Kranken und sprach, indem er in dem Stübchen umherblickte: „Mich dünkt, bei Euerer Armut müsse Euere Krankheit Euch doppelt schwer fallen; allein ich denke, Euere Freunde werden sich Euer annehmen und Euch unterstützen?“

„Ich habe dahier keine Verwandten,“ sagte Niklas;



„ich kam fremd hierher und bin wohl zwanzig Stunden weit von hier geboren.“ „Woher seid Ihr denn?“ sprach der Major. „Von Waldengrund,“ antwortete Niklas.

„Das ist mir sehr wohl bekannt,“ sprach der Major. „Mir begegnete dort eine merkwürdige Geschichte. Es war ein gefährliches Abenteuer; allein ein gewisser Nikolaus Werner half es mir glücklich bestehen.“

„So heiße ich,“ sagte der Kranke; „Niklas Werner ist mein Name.“

„Nikolaus Werner!“ rief der Major wie außer sich, faßte den Kranken bei der Hand und betrachtete ihn sehr aufmerksam, ohne ein Wort zu sagen. Alle in dem Stübchen waren über den Ausruf des Majors verwundert und blickten ihn voll Erwartung an. Der Major aber schwieg lange; endlich sagte er zu Niklas: „Ja, Ihr seid es! Ich habe Euch zwar in meinem Leben nur einmal gesehen, allein Ihr seid mir unvergeßlich. Ihr hattet damals freilich ein blühenderes Aussehen, und seid indessen blaß und hager geworden; aber diese Euere freundlichen braunen Augen erkenne ich jetzt deutlich wieder. Seid mir tausendmal gegrüßt!“

Niklas sagte: „Ich erinnere mich nicht, daß ich Sie in meinem Leben einmal gesehen habe.“

„Freilich habt Ihr mich gesehen,“ rief der Major, wandte sich zu dem Herrn von Finkenstein und sprach: „Ja, Bruder, das mußt Du hören; und Du, Fritz, höre auch zu!“

Der Major fing an zu erzählen: „Da ich etwa achtzehn Jahre alt war, ritt ich einmal nahe bei Waldengrund durch den Wald. Ich wollte noch ein paar Meilen weiter reisen, um einen Jugendfreund, der mit mir studierte, zu besuchen. Ich war zierlich gekleidet und hatte meinem Reitpferde ein wohlgefülltes Felleisen aufgeschnallt. Als ich auf der Land-

straße durch den dichten Fichtenwald so fortritt und die Sonne bereits unterging — da erscholl plötzlich



eine furchtbare Stimme aus dem Gebüsche: Halt! halt! Ich erschrak und hatte keine Lust zu halten. Da wurde

auf mich geschossen. Die Kugel zischte mir dicht am Ohre vorbei. Ehe ich mich besann, geschah ein zweiter Schuß. Die Kugel fuhr in das Felleisen und ich habe sie zum Andenken an die Geschichte noch aufbewahrt. Ich gab nun meinem Fuchse die Sporen. Die zwei Räuber, die auf mich geschossen hatten, sprangen mir nach und schrieen wiederholt, so laut sie konnten: Halt, halt, oder Du bist des Todes! Ich kehrte mich nicht daran. Mein Fuchs griff mächtig aus. Ich war sicher, daß sie mich nicht einholten. Allein zum Unglück war die Straße hier sehr schlecht und ging etwas bergab. Das Pferd stürzte! Ich flog weit über den Kopf desselben hinaus und faßte mit beiden Händen den sandigen Boden. Indes war ich unbeschädigt geblieben. Wie ich mich aber aufraffen wollte, sprang der eine Räuber mit geschwungenem Säbel auf mich zu und drohte mir den Kopf zu spalten. Es wäre nun um mich geschehen gewesen. Allein ein junger, rüstiger Mann, mit einer Last Holz auf dem Rücken und einem dicken Knotenstock in der Faust, war jetzt eben aus dem Walde hervorgekommen. Mich in Lebensgefahr erblicken — seine Last abwerfen — mir zu Hilfe eilen — und mit seinem Knotenstock dem Räuber einen mächtigen Schlag auf den Arm versetzen — war alles ein Augenblick. Der Räuber ließ den Säbel fallen und flüchtete sich heulend ins Gebüsch. Ich ergriff augenblicklich den Säbel, den er hatte fallen lassen, und verteidigte mich. Der andere Räuber setzte mir mit seinem Säbel heftig zu. Er war ein Mann von hoher Gestalt und kühnem Aussehen. Er focht ganz nach der Kunst, ja noch viel besser, als der Fechtmeister, bei dem ich das Fechten gelernt habe. Er hätte mich sicher zu Boden gestreckt. Allein mein Erretter kam meinem Feinde in den Rücken und drosch mit seinem Prügel tapfer auf ihn los. Der Räuber sah sich übermannt, setzte mit einem Sprunge über den Straßengraben und verschwand in

dem Wald. Der brave Mann aber, der damals mein Schutzengel war — ist der arme Niklas hier. Redet einmal, Niklas, waret Ihr's nicht, der so tapfer gegen die Räuber focht?"

„Ja, ich war es," sagte Niklas. „Wenn Sie je noch zweifeln, so kann ich Ihnen noch besondere Merkmale angeben. Sie hatten damals eine grüne Reitjacke mit goldenen Börtlein an und, wie es damals der Brauch war, eine weiße Feder auf dem runden Hut. Ihr Pferd, ein hübscher Fuchs und an der Stirne weiß gezeichnet, hatte an einer Baumwurzel, über die er gestürzt war, einen Fuß beschädigt und hinkte. Sie gingen vollends zu Fuß nach Waldengrund und ich begleitete Sie. Jetzt hätte ich Sie aber nicht mehr gekannt. Sie waren damals sehr schlank und sahen aus wie Milch und Blut, allein indes sind Sie ein starker, ansehnlicher Herr geworden; nur etwas bräunlicher von Aussehen."

Der Major sprach sehr gerührt: „Ich bin Euer großer Schuldner. Verzeiht mir, daß ich diese Ehrenschuld nicht schon längst abgetragen habe. Ach, ich habe mir Eueren Namen wohl in mein Taschenbuch aufgeschrieben. Allein ich war damals ein leichtsinniger junger Mensch, war selten bei Geld und kam bald darauf zum Militär. Der Krieg hat mich weit in der Welt umhergeworfen. Ich dachte wohl hundertmal an Euch. Gott sei Lob und Dank, daß ich Euch endlich gefunden habe!"

Niklas wußte noch nicht, der freundliche Offizier sei der Schwager des Herrn von Finkenstein und eigentlich in dessen Gesellschaft hierher gekommen. Er fragte daher: „Aber wie war es doch möglich, daß Sie meine Hütte auffanden!"

„Das junge Reh hier," sprach der Major, „zeigte uns den Weg. Es ist dieses augenscheinlich eine Fügung Gottes. Denn ich denke, meine Gegenwart ist hier eben jetzt am nötigsten."

Der Major erkundigte sich nun sehr angelegentlich nach den Umständen des Kranken. Niklas schilderte ihm die Wunde. Der Major, der während des Krieges die Wunden sehr gut zu beurteilen gelernt, erschrak und sagte: „Da ist freilich schleunige Hilfe notwendig. Ihr seid wirklich in großer Gefahr. Indessen wollen wir den Mut nicht verlieren. Ihr habt einmal mir das Leben gerettet und mit Gottes Hilfe hoffe ich auch Euer Leben zu retten."

Siebentes Kapitel.

Es wird ganz geholfen.



Der Major stand jetzt auf und sagte: „Ich gehe nun eilends nach Finkenstein. Mein Reitknecht soll von dort aus sogleich in die Stadt sprengen, um den widerspenstigen Wundarzt zu rufen. Die ansehnlichste Belohnung wartet des Mannes, wenn er Euch hilft. Was Ihr von Lebensmitteln nötig habt, um wieder zu Kräften zu kommen, werde ich Euch reichlich verschaffen. Ich fühle mich

recht selig, Euch den Dank, den ich Euch schuldig bin und der mir schwer auf dem Herzen lag, endlich einmal abtragen zu können. Seid nur getrost; mit Gottes Hilfe sollet Ihr wieder so gesund werden, als ich es bin!"

Jetzt trat die tiefbetrübte Margarete, mit einem Büschel Kräuter, den sie auf Anraten des Stadtarztes im Felde gesammelt hatte, zur Thüre herein. Sie war nicht wenig erstaunt, die schimmernde Uniform des Majors, den Herrn von Finkenstein und den jungen Baron in ihrem kleinen Stübchen zu erblicken. Als sie aber vernahm, was vorgegangen war, konnte sie vor innigster Rührung sich nicht mehr halten. Sie fiel auf die Kniee nieder und rief: „Nun erfahre ich es, daß der alte Gott noch lebt! Ja, lieber Gott! alle Armen und Leidenden haben einen sicheren Freund an Dir. Es ist wahr, wer Dir vertraut, den verlässest Du nicht. Vertrauen auf Dich ist besser, als alles Gold. Dir sei unendlicher Dank!"

Alle waren von der herzlichen Frömmigkeit des guten Weibes gerührt. Auch dem kleinen Fritz gefiel alles sehr wohl; allein die größte Angelegenheit war ihm jetzt doch, wie er das Reh auf sein Schloß bringen sollte. „Was fangen wir doch an?" sagte er. „Das Tier ist zu schwer, als daß Moritz es so weit tragen könnte, und an einem Stricke, wie ein Metzger ein Kalb führt, wird es sich auch nicht leicht führen lassen. Es ist ein verworrener Handel!" Der Major wußte Rat. Fridolin mußte mitgehen, und so lief das Reh von selbst mit.

Noch in der Nacht kam der Wundarzt aus der Stadt an. Er untersuchte die Wunde sehr aufmerksam, schüttelte den Kopf, schmähte über den ungeschickten Dorfbader, und sagte endlich: „Wenn ich einige Stunden später gekommen wäre, so hätte ich Euch den Arm allerdings absägen müssen. Jetzt ist aber noch zu helfen. Bevor sechs Wochen vergehen, soll der Arm geheilt sein."

Der Arzt kam nun alle Tage, und späterhin alle zwei oder drei Tage, auf dem Reitpferde des Majors und von dessen Reitknecht begleitet, vor die niedrige Wohnung des armen Mannes geritten, besorgte die Wunde, und ehe sechs Wochen vergingen, konnten Niklas, Margarete und Fridolin in das Schloß gehen und dem edlen Major ihren Dank abstatten.

Die Wunde war vollkommen geheilt. Indes verhehlte der Arzt nicht, Niklas werde seinen Arm wohl nie mehr zu schweren Arbeiten gebrauchen können. Allein der edelmütige Major, der jetzt in sehr guten Vermögensumständen war, wies den armen Leuten ein nicht unbedeutendes Jahrgeld an, und versprach, wenn sie älter würden, es zu verdoppeln. Er bezahlte auch den sehr hohen Konto des Wundarztes, ermahnte ihn aber dabei ausdrücklich, künftig barmherziger zu sein und sich der armen Leute unentgeltlich anzunehmen.

Das junge Rehböckchen befand sich übrigens in dem Schloßgarten, der ungemein groß und mit ziemlich hohen Mauern umgeben war, sehr wohl. Im folgenden Jahre wuchs das artige Böckchen zu einem stattlichen Rehbocke heran. Gegen Fremde wurde der Bock etwas wild und stößig; besonders war er gegen einige Bauernknaben aufgebracht, die sich zuweilen in den Garten schlichen und ihn neckten. Wo er nur einen erblickte, sprang er auf ihn zu, und stieß ihn mit den Hörnern zu Boden. Der Bock versah, gegen das Sprichwort, den Dienst eines Gartenhüters. Gegen alle im Schlosse aber, auch gegen jene Fremden, die mit jemand aus dem Schlosse in den Garten kamen — war er vollkommen zahm. Wenn die Herrschaft im Sommer am Nachmittage unter den schattigen Bäumen Thee trank, kam der hübsche schlanke Rehbock herbei, und bettelte gleichsam bei allen rings um den Theetisch um ein wenig Brot. Die Jagdhunde, die mit der Herrschaft in den Garten kamen, thaten dem Bock nichts



zuleide. Ja, der flinke Rehbock ließ sich zuweilen, zu allgemeinem Beifalle der Herrschaft, in dem frisch gemähten Grasgarten von den Jagdhunden zum Scherze jagen und schien sich zu freuen, daß die bellenden Hunde ihn nicht einholen konnten.

Schon damals, als Fridolin mit dem jungen Rehe nach Finkenstein gekommen war und nicht ohne Rührung von dem artigen Tiere Abschied nahm, hatte Baron Fritz zu Fridolin gesagt: „Sei getrost, Du siehst ja Dein liebes Reh nicht zum letzten Mal! Komm' Du nur, so oft Du willst, zu uns, um es zu besuchen.“ Fridolin ließ sich dies nicht umsonst gesagt sein. An den Sonntagen, wenn das Wetter schön war, ging er mit Erlaubnis seiner Eltern nachmittags nach der christlichen Lehre allemal nach Finkenstein. Die Herrschaft befand sich gewöhnlich in dem Garten. Fritz machte dann mit Fridolin hie und da ein Spiel. Herr und Frau von Finkenstein beobachteten den guten Knaben. Fridolins heller natürlicher Verstand, sein gefälliges Betragen, sein fröhlicher Sinn gefielen ihnen sehr wohl. „Schade um den lieblichen Knaben,“ sagte einmal Frau von Finkenstein, „wenn er einmal nichts Besseres werden sollte, als ein Holzhacker, und doch kann sein armer Vater ihn kaum ein besseres Handwerk lehren lassen.“

„Wie wäre es,“ sagte Herr von Finkenstein, „wenn wir den armen Knaben zu uns nähmen? Er könnte uns allerlei kleine Dienste leisten, den Unterrichtsstunden, die unser Fritz in der Religion, dem Lesen, Schreiben und Rechnen und anderen nützlichen Gegenständen erhält, beiwohnen — und dann würden wir schon sehen, was wir weiter aus dem Knaben machen könnten.“

„Du hast ganz meinen Sinn getroffen,“ sagte Frau von Finkenstein. „So wollen wir es machen. Ich weiß kein besseres Almosen, als eine kleine Summe Geld zum Besten armer Kinder zu verwenden; und es giebt kein größeres Werk der Barmherzigkeit, als solche

Kinder irgend etwas lernen zu lassen, wodurch sie einst gute und glückliche Menschen werden. In der heiligen Schrift heißt es aber: Gott bewahret das Almosen, wie mit seinem Siegelringe versiegelt und die Werke der Barmherzigkeit wie seinen Augapfel."

Fridolin wurde nun zu seiner und seiner Eltern großen Freude in das Schloß Finkenstein aufgenommen. Der gnädige Herr ließ ihn neu kleiden, und die zierliche grüne Kleidung stand dem holden Knaben mit den roten blühenden Wangen sehr gut. Was aber die Hauptsache war, so war Fridolin immer so dienstfertig, so willig, so aufmerksam auf alle Winke der Herrschaft, so treu und redlich, und immer so freundlich und fröhlich, daß die Herrschaft ihn alle Tage lieber gewann.

„Er ist ein frommer guter Knabe," sagte der alte Moritz öfter bei sich selbst; „und an frommen guten Kindern haben Gott und alle guten Menschen Freude."

Achtes Kapitel.

Dietrichs erste Lebensjahre.



In dem kleinen Städtchen Waldingen, einige Meilen von dem Schlosse Finkenstein, lebte ein sehr verständiger und rechtschaffener Bürger, Namens Johannes May; er war ein sehr geschickter Maurermeister, oder vielmehr ein trefflicher Baumeister; seine Ehegattin Magdalena war eine sehr geachtete Bürgersfrau. Sie besaßen kein geringes Vermögen, und ihr Haus,

auf dem Marktplatze nächst der Kirche, zählte man unter die schönsten der Stadt.

Sie hatten nur ein einziges Kind, ein munteres Knäblein mit lebhaften schwarzen Augen und vollen roten Wangen. Der liebevolle Vater machte sich die größte Angelegenheit daraus, das Kind zu einem wahren Christen und nützlichen Bürger zu erziehen. Die Mutter verlangte nichts sehnlicher, als daß ihr allerliebster kleiner Dietrich der glücklichste und geehrteste Mann in dem Städtchen werde. „Nun, nun," sagte der Vater, „laß ihn nur erst einen guten Mann werden; dann werden Glück und Ehre nicht ausbleiben."

Der Vater war der sehr richtigen Meinung, eine gute Erziehung müsse sogleich mit den frühesten Lebensjahren der Kinder anfangen; man müsse den Kindern schon frühe den angeborenen Eigensinn brechen, und ihre heftigen Begierden mäßigen. Die Mutter war nur darauf bedacht, den kleinen Dietrich zierlich zu kleiden; sie hielt ihn vor allem an, schön gerade zu stehen, bei dem Gehen die Füße hübsch auswärts zu setzen, seine kleine blaue, mit Silber gestickte Mütze artig abzunehmen und sich vor den Leuten höflich zu verbeugen. „Bildung, Bildung," sagte sie, „feine Lebensart, das empfiehlt einen Menschen." Der Maurermeister lachte. „Ich habe gegen dergleichen Artigkeiten eben nichts," sagte er; „allein was Du Bildung nennst, kommt mir vor, wie ein hübscher Anwurf von der Maurerkelle an ein schlechtes Gebäude, das ohne einen richtigen Grundriß und ohne sichere Grundfesten aufgeführt wird. Eine gute Erziehung muß nach einem richtigen Plane unternommen und mit großem Ernste ausgeführt werden."

Allein die Mutter wollte von einem solchen Ernste nichts wissen. Sie konnte es nicht über das Herz bringen, dem lieben Kinde etwas abzuschlagen. Sobald der heftige Kleine nach seiner Art mächtig zu schreien

und zu heulen anfing, oder auch nur das Gesicht zum Weinen verzog, lief und sprang sie sogleich, ihm alles zu geben, was er nur immer begehrte. Sie übersah es sogleich anfangs, dem kleinen Lieblinge ihres Herzens seine Unarten abzugewöhnen, und ihn mit Ernst zum schnellen Gehorsame anzuhalten. Das hatte die traurige Folge, daß sie ihn bald gar nicht mehr zu bändigen wußte.

Zum Unglücke für Dietrich mußte der Vater sein Brot außer dem Hause verdienen. Es wurde ihm mancher bedeutende Bau nicht nur in dem Städtchen, sondern auch in den benachbarten Ortschaften anvertraut. Da mußte er denn mit Anbruch des Tages zur Arbeit gehen, und kam nur auf eine Stunde zum Mittagessen, oder gar erst mit anbrechendem Abende wieder heim. Ja, manchmal ritt er am Montage vor Anbruch des Tages fort, blieb die ganze Woche aus, und brachte nur den Sonntag zu Hause zu. Die Erziehung des Knaben lag daher fast gänzlich der Mutter ob, und die allzu nachsichtige Mutter verzärtelte ihn. Der Vater sagte öfter: „Liebe Magdalena! brauche doch mehr Ernst gegen das widerspenstige Kind. Mach' es wie ich. Vater und Mutter müssen in der Erziehung der Kinder übereinstimmen. Wenn Du wieder niederreißest, was ich aufbaue, wie könnte da der Bau glücklich zustande kommen?" Allein die Mutter, obwohl es ihr gar nicht am Verstande fehlte, war aus mütterlicher Zärtlichkeit so verblendet, daß sie die größten Fehler des Kindes nicht bemerkte oder sie doch ungestraft hingehen ließ.

Schon als ein zartes Knäblein schlug Dietrich manchmal mit der Hand nach der Mutter, und sie machte sich nichts daraus: „Sei doch nicht so unartig, Du kleiner Schelm!" sagte sie; das war alles. Der Kleine schlug auch einmal nach dem Vater, der ihm ein scharfes Messer aus der Hand nahm. Da ergriff der Vater die Rute und haute ihn einige Male heftig auf

die Hand. „Die Hand gegen die Eltern erheben," sprach der Vater, „ist eine große Sünde!" „Ei," sagte die Mutter, „solche kleine Kinder verstehen das noch nicht." Der Vater aber sprach: „Deshalb müssen sie fühlen! Ich bin gewiß kein Freund vom Zuschlagen; ja, wo ein sanftes Wort hinreicht, da gebrauche ich kein hartes. Doch solche Keime großer Vergehen müssen frühe ausgerottet werden. Ich halte mich an den weisen König Salomon, der da sagte: Die Thorheit steckt tief in dem Herzen des Knaben, allein die Zuchtrute treibt sie heraus."

Wenn die Mutter dem Knaben befahl, dieses oder jenes herbeizuholen, so sagte er keck: „Ich mag nicht!" — und sie bestand nicht weiter darauf, und holte es selbst. Oder wenn Dietrich auf der Gasse mit anderen Knaben spielte, so konnte die Mutter ihm zehnmal rufen; er kam nicht und sie ließ es gut sein. Dietrichs Gespielen lachten dann über sie und machten dann wohl gar ihre Stimme nach und riefen: „Dieterlein, komm', o komm' doch!" Und Dietrich lachte mit ihnen und die Achtung gegen seine Mutter ward immer geringer. Dietrich hatte einst auch den Vater zwei bis dreimal rufen lassen, ohne ihm zu gehorchen. Da kam der Vater eilig herab, faßte ihn beim Arm und züchtigte ihn mit einer Reitgerte so derb, daß alle umstehenden Knaben erschraken und zitterten. „So," sagte der Vater, „müssen alle Kinder gestraft werden, die ihren Eltern nicht auf das erste Wort gehorchen." Von dieser Zeit an ließ Dietrich den Vater nie mehr das zweite Mal rufen. Auf den ersten Ruf ließ er alles stehen und liegen, sprang fast außer Atem herbei, und fragte: „Lieber Vater, was wollt Ihr?" „Sieh', Magdalena," sagte dann der Vater zur Mutter, „so leicht ist es, ungehorsame Kinder zum Gehorsame zu bringen — wenn man es nicht an dem erforderlichen Ernste fehlen läßt. Öfteres Schlagen oder beständiges widerwärtiges Zanken

ist auch ganz und gar nicht notwendig; eine einzige recht ernstliche Strafe hilft auf ein Vierteljahr, ja, für manchen Fehler wohl auf immer."

Einmal kam der Vater ganz unvermutet nach Hause. „Wo ist Dietrich?" fragte er. Die Mutter wußte es nicht zu sagen. Da sprach der Vater mit dem größten Nachdrucke: „Wenn Du eine gute Mutter sein willst, so laß doch um Gottes willen Dein Kind nicht so ohne alle Aufsicht herumlaufen. Dort auf dem öffentlichen Platze, den wir von unserem Fenster aus übersehen, oder auch hier in unserer großen Stube mag er mit anderen wackern Knaben seines Alters immerhin ein Spiel machen. Allein wenn Du unseren Dietrich — Gott weiß wo! — herumirren läßt, wie leicht kann er unter freche, verdorbene Knaben geraten, und für sein ganzes Leben verdorben und elend werden!" Die Mutter befolgte jedoch die treuherzigen Ermahnungen des Vaters nicht; die Bitten und Schmeicheleien des Knaben vermochten über sie viel mehr. Wenn der Vater nicht da war, hatte Dietrich freien Lauf.

Eines Tages suchte der Vater in einem Kasten, der in Dietrichs Kammer stand, einige Zeichnungen und Baurisse. Da erblickte er unten in dem Kasten ein paar schöne rote Äpfel. Er sah sogleich, daß sie von dem großen Apfelbaume in dem Garten des Nachbars seien. „Wo hast Du diese Äpfel her?" fragte er Dietrich. Dietrich sagte: „Des Apothekers Franz hat sie mir geschenkt." Der Vater erkundigte sich. Franz wußte nichts davon und Dietrich mußte nun bekennen. Er hatte aus dem wohlvergitterten Fenster der unteren Kammer des Hauses, das in den Baumgarten des Nachbars ging, die Äpfel im Grase liegen sehen und sie mit einem Stecken, an den er einen spitzigen Bretternagel gebunden, angespießt und zum Fenster hereingelangt. Die Mutter lachte und freute sich, daß der kleine Dietrich schon so viel Witz habe. Allein der Vater sagte

sehr ernsthaft: „Es steckt ein Dieb in ihm!“ und züchtigte den diebischen, lügenhaften Dietrich strenger, als je. Die Mutter rief nun weinend: „Wegen der zwei Äpfel, die man um einen Kreuzer kaufen könnte, ist es nicht der Mühe wert, daß man das Kind so hart züchtige.“ Der Vater aber sprach: „Es ist nicht bloß der Wert der Äpfel; allein daß der Knabe nicht der Stimme seines Gewissens, sondern nur der Lust seiner Augen folgte; daß er nicht darauf sieht, was gut und recht, sondern nur was ihm angenehm ist; daß er die göttlichen Gebote für nichts achtet, und wie ein Tier sich nur von seinen sinnlichen Begierden leiten läßt, dies ist der Anfang alles Verderbens. So ging durch einen Apfel das Paradies verloren; so würde auch unser Dietrich, wenn man ihm dies so hingehen ließe, ein schlechter Mensch, abtrünnig von Gott und höchst unglücklich und elend werden.“

Der Vater suchte dem Knaben das begangene Unrecht noch auf verschiedene Weise recht fühlbar zu machen. Unter anderem sagte er, als man zum Abendessen ging: „Ein Dieb und Lügner ist es nicht wert, daß er mit ehrlichen Leuten zu Tische sitze.“ Dietrich mußte in dem Winkel der Stube auf den Boden sitzen und überdies wegen seiner Naschhaftigkeit, von der er sich zum Stehlen hatte verleiten lassen, mit Brot und Wasser vorlieb nehmen. Allein die Mutter steckte ihrem lieben Goldsöhnchen, wie sie ihn nannte, heimlich Braten und Kuchen zu, streichelte ihn und sagte: „Iß, liebes Dieterlein und weine nicht. Dein Vater ist gar zu strenge. Allein Du mußt es Dir nicht so zu Herzen nehmen. Morgen frühe geht ja der Vater wieder und dann geht es Dir schon wieder besser.“ So vereitelte die thörichte Zärtlichkeit der Mutter den weisen Ernst des Vaters. Ja, sie suchte von nun an alle Fehler, die Dietrich in der Abwesenheit des Vaters beging, zu verheimlichen. Dietrich bemerkte die List, deren die Mutter sich bediente,

gar wohl, und ward dadurch selbst listiger und verschlagener.

So strenge indes der Vater war, so hatte Dietrich dennoch eine recht kindliche Ehrfurcht gegen ihn; ja, er hatte sogar mehr Liebe zu dem Vater, als zu der Mutter. Die Mutter wunderte sich oft darüber; sie bedachte nicht, daß Dietrich den Vater achte, sie aber wenig achte oder gar verachte, und daß Liebe ohne Achtung nicht bestehen könne. Der Vater sagte daher öfter zu ihr: „Liebe Magdalena! Die Kinder, wie sie nun einmal sind, müssen zuerst ihre Eltern fürchten lernen; die Liebe wird dann nicht ausbleiben. Es ist da, wie mit der Furcht und Liebe Gottes. Die Furcht Gottes ist der Anfang der Weisheit; die Liebe zu Gott aber ist ihre Vollendung und ihre Krone."

Der Vater sprach deshalb öfter mit großer Ehrfurcht von Gott, was ihm auch leicht war, da sein Herz ganz davon erfüllt war. Er suchte dem Knaben einen tiefen Abscheu gegen die Sünde einzuflößen. Er erzählte ihm die auffallendsten Beispiele aus der heiligen Geschichte, wie Gott gute Menschen segne, die bösen Menschen aber bestrafe; er machte es ihm aus dem täglichen Leben anschaulich, wie Gott die Welt so eingerichtet, daß schon in diesem Leben dem Guten seine Belohnung und dem Bösen die Strafe nicht ganz ausbleibe. Er betete oft aus der Fülle des Herzens mit Dietrich, und immer in solchen Worten, die der Knabe alle verstehen konnte. Die Mutter aber ließ ihn nur einige auswendig gelernte Gebetlein, die er noch nicht verstand, hersagen und meinte, nun sei alles gethan. Der Vater lobte die Gebete, sagte aber: „Verstehst Du auch, Knabe, was Du sagst?" Der Vater erklärte die Gebete und that mehrere Fragen an Dietrich, um ihm jedes Wort klar und verständig zu machen. Dietrich hatte nun erst Freude an den schönen Gebeten, und selbst die Mutter wunderte sich, daß in den Worten, die der Knabe und

zum Teile sie selbst, bisher sinnlos daher gesagt hatten, ein so herrlicher Sinn enthalten sei.

Es war sehr zu bedauern, daß der vortreffliche Vater nicht länger lebte. Er hatte eine ganz vorzügliche Geschicklichkeit im Brunnengraben und zog sich in einem tiefen Brunnen eine Erkältung zu. Er kam krank nach Hause, und die Krankheit wurde bald tödlich. Er merkte wohl, daß er sterben werde, und benützte seine letzten Stunden dazu, die Mutter zu ermahnen, daß sie ihren geliebten Sohn fromm und christlich erziehe. Er gab ihr von Zeit zu Zeit, sowie es seine hinschwindenden Kräfte erlaubten, noch manche sehr gute Lehre.

„Erziehe unseren lieben Sohn in der heiligen Furcht Gottes!" sagte er unter anderem. „Die Furcht Gottes, oder mit einem anderen Worte, die Religion ist bei der Erziehung die Hauptsache. Kein Mensch kann ohne Religion tugendhaft, kein Mensch ohne Tugend glücklich werden. Religion ist der Grund aller Tugend, aller Glückseligkeit. Einen Menschen ohne Religion tugendhaft und glücklich machen wollen, wäre gerade so, als hätte ich ein großes Gebäude aufführen wollen, ohne zuvor einen festen Grund zu legen.

Schick' den Knaben fleißig in die Kirche und in die Schule. Die Eltern allein haben weder Einsicht noch Zeit genug, ihre Kinder in der Religion und allem, was gut, heilsam und nützlich ist, hinreichend zu unterrichten; deshalb sind die Geistlichen und Lehrer aufgestellt. Ach, es ist sehr notwendig, der Jugend gute Grundsätze einzuprägen. Behalte deshalb — was ich Dir schon oft gesagt habe, und Dir sterbend noch einmal wiederhole — den Knaben so viel möglich unter Deinen Augen, damit er nicht in böse Gesellschaften gerate. Nimm ihn auch nicht in jede Gesellschaft der Erwachsenen mit, zu der Du eingeladen wirst. Er könnte da manches hören oder sehen, das seiner Unschuld gefährlich sein könnte. Böse Reden und Beispiele verleiten zu

falschen und irrigen Grundsätzen, und diese haben die traurigsten Folgen für das ganze Leben. Wenn ein Baumeister eine falsche Setzwage und ein schiefes Winkelmaß hat, so muß alles, was er macht, krumm und schief werden.

Laß den Knaben nie müßig gehen, Müßiggang ist aller Laster Anfang. Ein paar Spielstunden des Tages sind ihm allerdings zu gestatten. Allein gieb ihm, wenn er von der Schule nach Hause kommt, immer eine Beschäftigung; man kann es schon so einrichten, daß dem Kinde die Beschäftigung so angenehm und ergötzlich wird, als ein Spiel. Wenn er aus der Schule entlassen wird, so sorge dafür, daß er ein ehrliches Handwerk erlerne, und gieb ihn einem rechtschaffenen und geschickten Meister in die Lehre. Mache ihn nicht glauben, daß er sich auf das Vermögen, das er von uns ererbt, verlassen könne. Das Geld fliegt oft wie Spreu davon; ein wohl erlerntes Handwerk aber hat einen goldenen Boden. Halte überhaupt nicht zu viel auf bloßes Äußerliches, auf schöne Kleider und schöne Gebärden. Der Mensch muß von innen heraus gut werden. Dann giebt sich das äußere, wohlanständige Benehmen von selbst. Bloß äußerliche Artigkeiten gleichen den gemalten Fensterstöcken, mit denen man das mangelnde Ebenmaß und die schlechte innerliche Einrichtung eines Gebäudes verkleiden will, durch die aber weder Licht noch frische Lebensluft in das Haus kommt.

Laß es Dir doch recht ernst sein, Dein Kind zu einem guten Menschen zu erziehen; sei nicht zu nachsichtig, und dulde nichts Böses an ihm. Eine zu große Güte ist Grausamkeit, und schon manches Kind, an dem man die Rute sparte, fiel dem Schwerte des Scharfrichters anheim." Nachdem der Vater der Mutter noch mehrere ähnliche weise Ermahnungen gegeben und die Annäherung des Todes immer mächtiger fühlte, rief er noch den kleinen Dietrich an sein Sterbebett. Das

Angesicht des edlen Mannes war bereits leichenblaß und der Todesschweiß stand ihm beinahe schon auf der Stirne. Er nahm aber noch einmal alle seine Kräfte zusammen, und sprach mit inniger Herzlichkeit und feierlichem Ernste zu Dietrich: „Lieber Sohn! Es ist an dem, daß ich von Dir scheiden muß. Fürchte Gott und thue nie etwas Böses. Gedenke stets daran, daß Gott Dich überall sieht und in Dein Herz blickt, daß vor ihm die Nacht heller Tag ist und daß er das Böse nie ungestraft läßt. Befolge die Lehren unseres göttlichen Erlösers. Liebe Gott über alles — halte alle seine Gebote, bete täglich zu ihm und vertraue auf ihn. Liebe Deinen Nebenmenschen wie Dich selbst, thue nie einem Menschen unrecht, sondern vielmehr alles Gute, das Du nur immer kannst. Ich habe, wie ich glaube, Dir in allem ein gutes Beispiel gegeben; tritt in meine Fußstapfen ein und sei Deines Vaters nicht unwert. Ehre Deine Mutter, gehorche ihr und führe Dich so auf, daß sie Freude an Dir erlebe. Kurz ist dieses Leben; wie ich jetzt sterbe, mußt Du auch sterben. Alles Irdische lassen wir zurück; nur das Gute, das wir gethan haben, folgt uns in jene Welt. Dieses ist der einzige wahre Reichtum. Aber auch das Böse würde uns dahin folgen und uns ewig peinigen. Darum sei fromm, gut und rechtschaffen; lebe so, daß wir uns in jener Welt wieder sehen mögen."

Der Vater gab hierauf ihm und auch der Mutter noch seinen Segen. Nach wenigen Stunden starb er und die trostlose Mutter und der bedauernswerte Dietrich weinten bei dem erblaßten Leichname und bei dem Grabe des guten Vaters schmerzliche Thränen.

Neuntes Kapitel.

Dietrich als Schulknabe.

Dietrich hatte über den Tod des geliebten Vaters die aufrichtigste Betrübnis gefühlt; allein bald war es ihm doch lieb, nicht mehr unter so strenger Aufsicht zu stehen und jetzt ganz sein eigener Herr und Meister zu sein. Denn seiner Mutter wußte er so süß zu schmeicheln, daß sie alle seine Lügen glaubte und alles that und geschehen ließ, was er wollte.

Dietrich war schon von seinem seligen Vater fleißig zur Schule geschickt worden. Solange der Vater lebte, machte der Knabe auch gute Fortschritte im Lernen. Denn jeden Abend mußte Dietrich mit seinem Büchlein herbeikommen und dem Vater aufsagen, was er heute gelernt hatte. Der Vater erkundigte sich auch öfter bei dem Lehrer, wie Dietrich sich in der Schule betrage. Wenn er eine Klage vernahm, so bestrafte er den leichtsinnigen Dietrich sehr nachdrücklich, und Dietrich fürchtete sich vor den Strafen zu Hause mehr, als vor denen in der Schule.

Allein die Mutter ließ nunmehr alles gehen, wie es ging. Dietrich mußte ihr zwar auch aus seinem Büchlein vorlesen; jedoch so schlecht er es machte, sie lobte ihn dennoch; auch seine Schriften, so nachlässig sie geschrieben waren, nannte sie ganz unvergleichlich; denn an ihrem lieben Dieterlein gefiel ihr nun einmal alles sehr wohl. Dietrich hatte immer weniger Antrieb, immer weniger Lust zum Lernen. Er plagte die übrigen Schulkinder, spielte ihnen allerlei mutwillige Streiche, widersetzte sich sogar dem Lehrer und bot ihm Trotz.



Der Lehrer sah sich einige Male genötigt, den bösen Knaben zu bestrafen. Darüber ward die Mutter höchst aufgebracht. Sie war sonst zwar, wie man zu sagen pflegt, eine Ehrenfrau und begegnete jedermann mit geziemender Achtung. Allein wenn man ihren Dietrich auch nur tadelte, so war es ihr, als griffe man ihr in die Augen. Sie machte daher dem Lehrer heftige Vorwürfe. Einmal rannte sie im Zorne sogar in die Schule und schmähte den Lehrer vor allen Kindern in den gemeinsten Ausdrücken. Ja, noch zu Hause lästerte sie über den Lehrer und spottete, da sie nichts anderes wußte, über die seltsamen Gesichter, die er schneide, wenn er in der Kirche singe. Dietrich machte die Gesichter sogleich sehr übertrieben nach und die Mutter lachte über die abscheulichen Fratzengesichter, daß sie sich die Seiten halten mußte. Von dieser Zeit an hatte Dietrich gar keine Achtung mehr gegen den Lehrer.

Der Stadtpfarrer ließ die Mutter öfter rufen und wies sie zurecht. „Ein Schullehrer," sprach er unter anderem, „der sein wichtiges Amt mit Einsicht und Eifer versieht, ist aller Ehre und alles Zutrauens wert. Es ist eine heilige Pflicht der Eltern, einen Mann, der ihre Kinder unterrichtet und erzieht, in diesem schweren Geschäfte auf alle Weise zu unterstützen und sich ihm dankbar zu erweisen. Dies that Euer seliger Mann getreulich und das müßt Ihr auch thun. Die Erziehung zu Hause muß mit dem Unterricht in der Schule genau übereinstimmen, wenn sie gute Früchte bringen soll."

Der Pfarrer schilderte ihr auch Dietrichs Fehler, die sie ihm abzugewöhnen habe und erzählte mehrere seiner bösen Streiche. „Ei," sagte die Mutter, „das sind bloß Knabenstreiche, Kinderpossen, Kleinigkeiten; man sollte nicht so viel Aufhebens davon machen." Allein der Pfarrer sprach: „Die Fehler der Kinder sind selten so unbedeutend, als die Eltern meinen. Kleine Fehler werden mit den Kindern groß, wie nach



einem bekannten Gleichnisse die Buchstaben, die man in einen jungen Kürbis einschneidet, mit dem Kürbisse zu einer ungeheueren Größe anwachsen. Allein Dietrichs Fehler sind schon gegenwärtig nur allzugroß. Er hat gegen seinen guten Lehrer, der so gerne Vaterstelle an ihm vertreten möchte, keine Ehrerbietigkeit; er ist gegen ihn undankbar und ungehorsam. Er ist gegen seine Mitschüler, die ihm wegen ihres Fleißes und sittlich guten Betragens mit Recht vorgezogen werden, voll Neid und Haß und hat sie schon auf mancherlei Weise beleidigt, beschädigt und verleumdet. In einem solchen Herzen voll Unkraut muß jedes Samenkörnlein heilsamer Lehre ersticken. Dieses Unkraut muß vor allem ausgerottet werden. Es ist die höchste Zeit, daß der Knabe ernstlich in Zucht genommen werde, sonst wird er einmal ein ausgemachter Bösewicht, der weder vor Gott, noch Menschen Ehrfurcht hat, göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen tritt und in der menschlichen Gesellschaft großen Schaden anrichtet, sich selbst aber den allergrößten zufügt. Ich wiederhole es deshalb noch einmal: Eltern, Lehrer, geistliche und weltliche Obrigkeit müssen getreulich zusammenhelfen, die Kinder zu erziehen, zu belehren, zu ermahnen, zu warnen und, wo es nötig ist, zu strafen, wenn aus den Kindern gute Menschen werden sollen."

Ähnliche Ermahnungen gab der Pfarrer dem Dietrich in der Schule, und redete ihm recht väterlich an das Herz. Alle Kinder wurden gerührt; auch Dietrich blieb nicht ungerührt. Allein die Mutter verdarb zu Hause alles wieder. Sie gab dem Pfarrer unrecht, sagte, er sei ihr und ihrem lieben Kinde abgeneigt, tadelte, da der Pfarrer in seinem Berufe und Lebenswandel untadelig war, wenigstens seine Perücke, an der sie, zu Dietrichs großem Vergnügen, viele Ausstellungen zu machen hatte. So verwischte sie den guten Eindruck wieder, den die Ermahnungen des Pfarrers auf Dietrichs

Herz gemacht hatten, und Dietrich verlor von nun an auch alle Ehrfurcht gegen den Stadtpfarrer. Nicht nur merkte er in der Schule gar nicht mehr auf, und machte dem Lehrer statt Freude nichts als Verdruß; er war auch in der Kirche ohne alles Gefühl von Andacht, störte andere Kinder im Gebete und gab auf die Predigt so wenig acht, daß er ohne alle Belehrung und Erbauung hinausging und kaum hätte sagen können, wovon die Rede gewesen, wenn seine Mutter ihrer Pflicht gemäß ihn darum gefragt hätte.

Die Mutter machte in Dietrichs Erziehung noch sonst viele Fehler. Unter anderen steckte sie ihm beständig allerlei Naschereien zu, so daß er oft schon satt zum Tische kam, und überhaupt mit einer ordentlichen Hausmannskost nicht mehr zufrieden war. Er wußte ihr fast täglich einen oder den anderen Groschen abzuschmeicheln, um zu kaufen, was ihn eben gelüstete. Allein da dieses der Mutter doch zu oft kam, und sie nach dem Tode des arbeitsamen Vaters sich genötigt sah, ihre Groschen zu sparen, so fing Dietrich das Stehlen an. Er nahm der Mutter nicht nur heimlich Geld, sondern noch allerlei Sachen von Wert, die er dann an schlechte Leute, die er aufzufinden gewußt, für ein Dritteil oder Vierteil des Wertes verkaufte. Die Mutter hatte bald die Magd, bald sonst jemand, der im Hause ein- und ausging, in Verdacht. Sie jagte sogar einmal eine Magd aus dem Dienste, weil diese behauptete, Dietrich sei der geheime Hausdieb.

Uneingedenk der treuherzigen Warnungen des verstorbenen Vaters gestattete die Mutter dem mutwilligen Knaben, herumzulaufen, wie und wohin er nur wollte. Er war selten zu Hause, und wo er nur immer hinkam, plagte er die Kinder, quälte die Tiere und richtete überall Schaden an. Immer strich er im Felde und zwischen den Hecken umher, und da er beinahe ohne alles menschliche Gefühl war, so zerstörte er zum Zeit-

vertreibe die Vogelnester und marterte die jungen Vöglein mit boshafter Lust zu Tod. Er hielt sich nur immer zu den schlechtesten Buben, kroch mit ihnen in allen Winkeln herum und ward durchaus verdorben. So frisch und blühend er ausgesehen hatte, so bekam er nun nach und nach ein widriges, blaßgelbes Aussehen. Dabei war er in seinem Anzuge äußerst schmutzig und unordentlich. Denn obwohl seine Mutter viel Geld aufwendete, ihn so gut zu kleiden, als es der reichste Bürgersknabe im Städtchen war, so konnte sie es mit allem Zureden doch nicht dahin bringen, daß er seine Kleider schonte. Wenn er abends nach Hause kam, hatte er in seinen besten Kleidern Schmutzflecken; hier war eine Naht aufgerissen, dort fehlte ein Knopf, und ein anderer hing nur mehr an ein paar Fäden herab. Jedermann sah sogleich, Dietrich sei ein ganz vernachlässigter, grundliederlicher Knabe; man nannte ihn in der ganzen Stadt nicht mehr anders als den bösen Dietrich.

Die Mutter, die früherhin in dem Städtchen wegen vieler guten Eigenschaften, ihrem fleißigen Kirchenbesuche, ihrer Ordnung im Hauswesen, der Richtigkeit in ihren Zahlungen, der Wohlthätigkeit gegen Arme in keinem geringen Ansehen gestanden, verlor nach und nach die Achtung der Menschen. Man nannte sie allgemein eine schlechte Mutter. Die Leute wendeten das alte Sprichwort auf sie an: „Man erkennt das Wetter am Wind, den Herrn am Gesind, die Mutter am Kind.“

Zehntes Kapitel.

Dietrich als Lehrbursch.

Dietrich mußte nun, so wenig er auch gelernt hatte, doch endlich von der Schule freigesprochen werden, weil er bereits das Alter erreicht hatte, in dem er ein Handwerk lernen sollte. Aber kein Meister wollte ihn in die Lehre nehmen. Jeder scheute sich vor ihm. Die redlichsten Männer sagten der Mutter unverhohlen, aus dem übel erzogenen Knaben könne nichts Gutes werden. Die Mutter kam nun doch etwas zur Besinnung und zweifelte nunmehr selbst, ob sie nicht gegen ihren lieben Dietrich zu nachsichtig gewesen, und ob man ihn vielleicht nicht ohne Ursache den bösen Dietrich nenne. Sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen sollte und weinte oft heiße Thränen. Sie redete nun sehr ernsthaft mit ihm, hielt ihm seine Fehler vor und zankte oft stundenlang mit ihm. Allein all ihr Zureden war vergebens; er achtete nicht darauf und gab ihr wohl gar so harte Reden, daß sie ihr gleich scharfen Messern in das Herz schnitten. „Ach," sagte sie dann sehr oft, „es ist doch wahr, was man zu sagen pflegt: Man muß das Bäumlein biegen, so lange es jung ist; der krumm gewachsene Baum läßt sich nicht mehr zurecht beugen."

Ein rechtschaffener Schlossermeister, ein Jugendfreund des seligen Maurermeisters, erbarmte sich endlich der bedrängten Mutter und entschloß sich, den bösen Buben zum Lehrjungen anzunehmen. Der wackere Schlosser sparte keine Mühe, die versäumte Erziehung nachzuholen und ihn das Handwerk aus dem Grunde zu lehren. Er hatte große Geduld mit ihm. Allein

so redlich und gut es der brave Mann auch mit ihm meinte, so blieb Dietrich gegen ihn doch immer verstellt und heimtückisch. Da Dietrich von seiner Mutter in seinem Leben nie mit Ernst zu einem Geschäfte angehalten worden, so wollte ihm das Arbeiten gar nicht gefallen. Er hatte zwar eine natürliche Anlage zu künstlichen Arbeiten und begriff alles sehr schnell; er war aber äußerst träge und faul. Sehr hart kam es den verwöhnten Knaben an, mit dem Essen von einer Mahlzeit zur anderen zu warten, und da er nicht Geld genug hatte, sich so viel Näschereien zu kaufen, als er sich wünschte, so war er immer darauf bedacht, irgendwo Geld oder Geldeswert zu entwenden. Er lernte daher von dem Schlosserhandwerke nichts so gut, als die Kunst, alle Arten von Schlössern, ohne Schlüssel mit Haken und Sperreisen zu öffnen. Er machte auch heimlich mehrere solche Eisen nach und trug sie fast immer bei sich.

Eines Tages, da der Meister und die Meisterin zu einem Hochzeitmahle eingeladen waren, und Dietrich sich allein im Hause befand, versuchte er seine Kunst in dem Eröffnen der Schlösser an dem Kleiderkasten der Meisterin. Er stahl ihr eine alte silberne Kette, die sie nicht mehr trug und einige große Thaler. Als die Meisterin am anderen Morgen ihre Festtagskleider und ihren Silberschmuck, womit sie gestern Staat gemacht hatte, wieder in den Kasten ordnete, vermißte sie die Kette, ward sehr bestürzt und sagte es heimlich dem Meister. Der Meister untersuchte das Schloß und sah deutlich, daß es mit einem Sperreisen aufgemacht worden. Der Verdacht fiel sogleich auf Dietrich. Dietrichs Schlafkammer wurde durchsucht — da fand man unter dem Bettstroh nicht nur die Kette und die Thaler, sondern noch eine goldene Uhr und zwei silberne Löffel nebst allerlei Zuckerwaren und feinem Backwerke.

Der Meister erblaßte vor Schrecken. Er hatte

in dem Hause eines vermöglichen Kaufmannes, wo eben gebaut wurde, mit Dietrich einige neue Thüren angeschlagen. Da war im obersten Stocke des Hauses aus



dem verschlossenen Zimmerchen eines Handlungsdieners eine goldene Uhr, die an der Wand hing, entwendet worden. Die vorgefundene Uhr war die gestohlene; der Schlosser erkannte sie der Beschreibung nach sogleich. Die silbernen Löffel waren, wie der Schlosser wohl wußte, erst vor wenigen Tagen dem Apotheker aus

einem wohlversperrten Wandkästchen weggekommen. Die Anfangsbuchstaben von dem Namen des Apothekers standen darauf. Dietrich hatte einen Konto hingetragen, und weil der Apotheker in der Apotheke und die Apothekerin in der Küche beschäftigt war, einige Zeit in dem Wohnzimmer auf die Bezahlung warten müssen.

Der bestürzte Schlosser eilte sogleich hinab in die Werkstätte und nahm den Dietrich ins Verhör. Dietrich hoffte sich wieder mit Lügen und schmeichelhaften Reden durchzuhelfen, wie ihm das bei seiner Mutter bisher fast immer gelungen war. Er weinte und beteuerte seine Unschuld mit Schwüren. „Wer weiß," sagte er unter anderem, „wer all die gestohlenen Sachen in mein Bettstroh versteckt hat, um mich armen Knaben um die Gunst meines lieben Meisters und ins Unglück zu bringen. Denn viele beneiden mich um meinen guten Platz und wären gern an meiner Stelle."

Die Meisterin kam über diese Frechheit vor Zorn fast außer sich. „Du gottloser Lügner," rief sie, so laut sie konnte, „Du Dieb, für den der Galgen noch zu gut ist!" Ja, sie gab ihm alle erdenklichen Schimpfnamen und schrie und tobte in einem fort. Auf das Geschrei liefen mehrere Nachbarn und Nachbarinnen zusammen und kamen in die Werkstätte oder guckten bei den Fenstern herein. „Was giebt's," fragten sie, „hat der böse Dietrich Euch wieder einen bösen Streich gespielt?" Die Schlosserin erzählte alles, was eben jetzt vorgegangen war, ja, was Dietrich von jeher in ihrem Hause Böses verübt hatte.

Der ehrliche Schlosser stand sehr bestürzt da und schwieg. Endlich sagte er: „Was ist nun zu thun? Wenn der Bube nur uns bestohlen hätte, so würde ich aus Liebe zu seinem rechtschaffenen Vater den Diebstahl vielleicht nicht bei Amt anzeigen, sondern den jungen Dieb bloß fortjagen; denn zu dem Schlosserhandwerke, das grundehrliche Leute erfordert, taugt er durchaus

nicht. Allein da er auch in anderen Häusern gestohlen hat, und diese Diebstähle nun bereits mehreren Leuten bekannt sind, so muß ich — so leid es mir thut — augenblicklich von dem, was geschehen ist, Anzeige machen. Ein solcher ehrloser Lehrbursch könnte am Ende noch seinen ehrlichen Meister in Verdacht bringen."

Der betrübte Meister nahm den Dietrich beim Arme, führte ihn die Stiege hinauf und stieß ihn in die Kammer hinein, wo Dietrichs Bett und Bettstroh, das die Meisterin beim weiteren Nachsuchen mit einer Art von Wut alles aus der Bettstatt herausgerissen hatte, noch zerstreut auf dem Boden umherlag. Der Meister verschloß die Thüre von außen mit dem starken eisernen Anleger, der daran angebracht war, und ging zu dem Amte. Nach kurzer Zeit kam er mit dem Amtsdiener zurück. Viele Kinder liefen den zwei Männern nach und vor dem Hause des Schlossers war eine Menge Menschen versammelt; sie konnten kaum erwarten, bis man den bösen Dietrich herausführe.

Der Schlosser machte die Kammerthüre auf und der Amtsdiener trat hinein, um den Dietrich in Verhaft zu nehmen. Allein die Kammer war leer. Man sah da nirgends mehr einen Dietrich. Der Amtsdiener schaute unter den Betten und unter der Bettstatt, ob sich Dietrich nicht darunter versteckt habe. Aber auch da war nichts von ihm zu sehen. Dietrich war fort. Das Fenster stand offen und an dem Kreuzstocke war Dietrichs Betttuch festgebunden. „An dem Tuche," sagte der Amtsdiener, „hat sich der Spitzbube hinuntergelassen und ist, während die Leute vorn an der Hausthüre paßten, durch den Garten hinter dem Hause entlaufen. Nun, er wird der strafenden Gerechtigkeit deshalb doch nicht entgehen. Wenn der Dieb reif ist, holt ihn auch ein hinkender Büttel ein."

Die Leute auf der Gasse gingen, weil ihnen eine Erwartung vereitelt worden, murrend auseinander und

schmähten und schimpften über Dietrich. Im ganzen Städtchen sprach man fast von nichts, als von dem bösen Dietrich.

Dietrichs Mutter aber war beinahe ohnmächtig geworden, als sie die Geschichte vernommen hatte. Vor Scham über Dietrichs schlechte Aufführung schloß sie sich in ihre Kammer und ließ vorgeben, sie sei nicht zu Hause. Sie sann hin und her, ob die Sache sich nicht noch vermitteln lasse. „Allein was ist's," sagte sie seufzend, „wenn er auch ganz ungestraft durchkäme, so bliebe ihm doch die Schande, und der Rhein und die Donau könnten sie nicht mehr abwaschen."

Sie schickte indes heimlich nach allen Seiten Boten aus, den entlaufenen Dietrich aufzusuchen, und sie versprach demjenigen, der so glücklich sein würde, ihn aufzufinden, viel Geld. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Es war eine stürmische Nacht und regnete sehr stark. Da seufzte sie beständig: „Ach, wo mag jetzt wohl mein armer Dietrich über Nacht bleiben oder wo mag er jetzt wohl in der Irre umherlaufen! Ich muß es nun selbst bekennen, ich hätte mir und ihm vielen Jammer ersparen können, wenn ich ihn besser erzogen hätte!"

Die Boten kamen unverrichteter Sache wieder zurück; alle Mühe, den Knaben aufzufinden, war vergebens. Die Mutter kümmerte sich fast zu Tod. Sie fürchtete, Dietrich könnte wohl gar in das Wasser gesprungen sein und sich ersäuft haben. Es schauderte ihr bei dem Gedanken und sie wurde vor Jammer krank. Sie konnte einige Wochen nicht mehr ausgehen, und als sie wieder gesund war, blieb sie noch lange zu Hause, indem sie sich scheute, sich vor einem ehrlichen Menschen sehen zu lassen. Sie weinte ganze Nächte hindurch. „Ach," sprach sie sehr oft, „ich bin doch eine recht unglückliche, bedauernswerte Mutter! Ich hatte den Knaben so lieb! Alles, was sein Herz nur

begehrte, that ich ihm; ich kaufte und schenkte ihm alles, was er nur wünschte, und nichts war mir zu teuer. Ich hätte mein Leben für ihn gegeben. Und er vergilt es mir nun so! Ich hoffte, Ehre und Freude an ihm zu erleben, und er bringt nun eine solche Schande über mich und thut mir ein solches Herzleid an. O, es ist schrecklich, wenn Kinder den Eltern solche Thränen auspressen!"

Zu Zeiten sagte sie jedoch wieder: „Ich selbst bin schuld an dem Elende meines armen Dietrich; ich hätte gegen ihn nicht so gelinde sein sollen; ich hätte mehr Strenge gebrauchen sollen. Sein Vater, mein seliger Ehegatte, war doch ein kluger, verständiger Mann. Er sagte oft: Die sanfte Güte der Mutter mag allerdings die Strenge des Vaters mildern; es ist dieses auch von dem weisen Schöpfer so angeordnet. Allein mit lauter weiblicher Sanftmut, ohne männlichen Ernst, kommt nichts heraus. Eine solche baumwollene Erziehung taugt nichts; um einen rauhen, harten Stein zum Bauen tauglich zu machen, braucht man scharfe Eisen und einen derben Schlegel. So sagte er. O, ich erinnere mich noch aller seiner Worte sehr wohl! Wenn er den Dietrich abstrafen und ich seinen Arm zurückhalten wollte, da mahnte er mich allemal an die Worte Salomons. Damals kamen sie mir nicht sehr weise vor; aber nun möchte ich diese goldenen Worte selbst unterschreiben: Rute und Zucht machen weise Leute — aber ein Kind, das seinem eigenen Willen überlassen ist, macht seiner Mutter Schande."

Elftes Kapitel.

Dietrich unter den Wildschützen.

Dietrich hatte sich in den benachbarten Wald geflüchtet, von dem das Städtchen Waldingen den Namen hatte. Der Wald war ungeheuer groß und fast überall dicht verwachsen und unwegsam. Dietrich verirrte sich in dem wilden Walde, lief den ganzen Tag bald hin, bald her und fand nirgends mehr einen Ausweg. Es regnete sehr stark und von Zeit zu Zeit schüttelte der Sturmwind von den Bäumen doppelte Regengüsse auf ihn herab. Die Nacht brach bereits an und es wurde in dem Walde immer finsterer. Der Hunger quälte ihn heftig und er zitterte vor Frost. Er fürchtete sich, in dem Walde umzukommen und vergoß heiße Thränen. Seine böse Aufführung reute ihn und er nahm sich vor, nie mehr zu stehlen. Allein er dachte dabei gar nicht an Gott, der den Diebstahl verbietet und bestraft; nur Angst und Furcht hatten ihm diesen Vorsatz ausgepreßt.

Endlich begegnete ihm ein Mann in zerlumpten Kleidern, der einen großen Büschel Birkenreiser auf dem Rücken trug, rechts eine blecherne Flasche, links eine vollgepfropfte Jagdtasche anhängen hatte und einen dicken Knotenstock in der Hand führte. „Aha, Spitzbube, bist Du's?" rief der Mann und drohte dem Dietrich mit geschwungenem Stocke. „Du kommst mir eben recht! An Dir ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen. Du hast saubere Streiche gemacht; ich habe schon alles gehört. In der ganzen Stadt, wo ich heute Besen verkaufte, redet man davon. Warte nur, Halunke! Die Schergen



suchen Dich überall; Dein Nachtquartier im Turm ist schon bestellt."

Dietrich fiel dem Manne zitternd und bebend zu Füßen und bat mit aufgehobenen Händen: „Ach, erbarmt Euch meiner und liefert mich doch nicht dem Gerichte aus! Ich verschmachte fast vor Hunger und bin so müde, daß mich fast kein Fuß mehr trägt. Gebt mir doch einen Bissen Brot, wenn Ihr da in Euerem Schnappsacke etwa ein Stücklein habt, und nehmt mich mit Euch und behaltet mich über Nacht. Sonst gehe ich in diesem fürchterlichen Walde vor Hunger, Frost und Nässe noch gar zu Grund. Seid doch — ich bitte Euch auf meinen Knieen — nicht so grimmig böse über mich!"

„Nun, nun," sagte der Mann lachend, „was ich sagte, war nur Spaß! Ich thue Dir nichts zuleide. Ich will Dir vielmehr aus der Not helfen." Er griff in die Jagdtasche und sagte: „Da hast Du Brot! Und da," sagte er, indem er zuerst selbst einen kräftigen Zug aus der blechernen Flasche that und sie dann dem Dietrich reichte, „da hast Du einen Schluck Branntwein dazu. Das ist eine wahre Herzstärkung."

Dietrich aß und trank sehr gierig. „Nun komm' mit," sagte der Mann. „Ich will Dir zum Abendessen einen guten Braten nebst einem Krug köstlichen Weines und zum Nachtlager, wenn auch kein Bett, doch eine hübsche Schütte dürres Laub und trockenes Moos verschaffen." Dietrich verwunderte sich, woher der Mann in dem schlechten Aufzuge Wein und Braten nehmen sollte und fragte bedenklich: „Je, wer seid Ihr denn?"

„Ich bin der Besenbinder Jost," sagte der Mann; „weit umher im Lande gar wohl bekannt. Nebenzu diene ich einem sehr vornehmen Herrn, der den Jagdbezirk da herum sehr wohlfeil gepachtet hat. Komm' mit und es wird Dir bei uns gefallen." Dietrich, der

sich durch Brot und Branntwein wieder gestärkt fühlte, ging ohne Bedenken mit dem verdächtigen Manne.

Sie hatten keinen eigentlichen Weg; sie mußten oft durch nasse Gebüsche schlüpfen und wurden davon ganz durchnäßt. Es wurde so finster, daß sie weder Zweige noch Blätter mehr sahen. Dietrich folgte seinem Führer, um ihn nicht zu verlieren, dicht auf dem Fuße. Die nassen Stauden schlugen ihm fast beständig in das Gesicht. Bald blieb er mit den Haaren an einem Dornzweig hängen und bald stieß er den Kopf an einen niedrigen Baumast, daß ihm Beulen davon auffuhren. So währte es über eine Stunde. Der verzärtelte Dietrich wimmerte und weinte wie ein Kind. Endlich kamen sie an eine steile felsige Anhöhe und mußten durch eine enge Felsenschlucht wandern. Sobald sie das Ende derselben erreicht hatten und zwischen den Felsen hervortraten — war es dem Dietrich plötzlich, als stehe der ganze Wald umher in Brand. Er sah ein geräumiges Waldthal vor sich. Hinter einem nahen buschigen Felsen stieg Rauch auf. Die hundertjährigen Eichen, die Buchen und mancherlei Gebüsche, die bereits vom Herbste bunt gefärbt waren, und die himmelhohen, immergrünen Tannen und Fichten schienen in rotem, gelbem und grünem Feuer zu brennen. Alle Bäume tröpfelten von blitzenden Regentropfen und fast jeder herabfallende Tropfen schien ein Feuerfunke.

„Nun sind wir am Ziele!“ sprach der Besenbinder. Er ging um die Ecke des Felsens und sie standen vor einem großen Feuer, das prasselnd emporschlug. Ein Mann mit hoher Stirne und dichten schwarzen Locken stand, mit ineinander geschlungenen Armen, an die Felsenwand gelehnt; der lodernde Glanz des Feuers beleuchtete seine ansehnliche Gestalt. Er hatte ungeachtet seines schwarzen starken Bartes und seines abgetragenen grünen Überrockes einen gewissen Anstand in seiner Stellung. Eine Doppelflinte lehnte neben



ihm an der Felsenwand; seitwärts am Felsen lag ein eben geschossener Hirsch mit weit ausreichendem, zackigem Geweih. Der Mann schien mit seinen hellen schwarzen Augen den Dietrich zu durchbohren, sagte aber kein Wort. Dietrich, der nicht leicht einen Menschen scheute, empfand unwillkürlich eine Art Ehrerbietigkeit vor dem Manne.

Ein anderer Mann, blond von Bart und Haaren, saß ohne Rock in den Hemdärmeln am Feuer und drehte an einem hölzernen Spieße, der von zwei gablichten Baumästen gestützt war, einen großen Rehbraten um. Einige Schritte davon lag ein Fäßchen im Grase und ein Küchentopf, zur Hälfte schwarz wie Kohle, stand dabei und mußte zugleich die Stelle der Flasche und des Glases vertreten. „Kommst Du einmal, Jost," rief der Mann mit dem Bratspieße dem Besenbinder zu, „und was hast Du denn da für einen zerzausten Jungen aufgegabelt? Dürfen wir ihm trauen?"

„Ja wohl," sagte Jost, indem er die Birkenreiser abwarf, „der hat es mit den ehrlichen Leuten zu Waldingen auf immer verdorben. Ich muß mich nur erst mit einem Schluck Wein erquicken, dann will ich euch alles erzählen." Er trank aus dem rußigen Topfe mit starken Zügen, und sagte dann: „Ah, das ist köstlich!" Hierauf nahm er seine Jagdtasche ab und packte aus. „Da," sagte er, „habt ihr Brot; da ist Salz, ein sehr nötiges Gewürz; da ist Käse aus Edam, wenn mich der Krämer nicht betrog; und da ist Rauchtabak, echter Knaster, wenn ich mich nicht betrüge; hier ist ein Spiel neuer Karten, und hier die Hauptsache, Pulver und Blei." Hierauf wandte er sich zu Dietrich und rief: „Nun, Meister Dietrich! setze Dich an das Feuer und trockne Dich. Sei lustig; das Fäßlein dort ist voll Wein, und der Braten ist bald fertig." „Gut,"

sagte der Mann, der den Spieß umtrieb, „der Bursch kann mich ablösen.“ Er stand auf, griff nach den Karten und sagte: „Wollen wir nicht einstweilen ein Spiel machen, Jost?“ — „Ei,“ sagte Jost, „es regnet ja noch, und nirgends da herum ist ein trockenes Plätzchen.“ — „Nun,“ sagte der andere, „so will ich dafür eins rauchen.“ Er stopfte seine Pfeife von dem frisch angekommenen Tabak. Dietrich aber setzte sich an das Feuer und trieb den Spieß um.

Der Besenbinder stopfte sich auch eine Pfeife, zündete sie an einem brennenden Scheite an, und erzählte Dietrichs Geschichte. „Glaubt mir,“ sagte er am Ende, „der Dietrich ist, so viel Böses ihm die Leute auch nachsagen, kein so übler Bursch, als es scheint. Ich habe deshalb den großmütigen Entschluß gefaßt, ihm das Besenbinden zu lehren. Nebenbei kann er uns die Flintenschlösser ausbessern, und uns, wir ihr wohl merkt, mit seiner Kunst noch allerlei wichtige Dienste leisten.“ Jost blickte den Mann am Felsen an und fragte: „Nun, was sagen Sie dazu, mein Herr?“ Der ernste Mann zuckte die Achseln und sagte kein Wort.

„Ei,“ rief Jost, „ich hätte gedacht, Sie würden mit dem flinken, gewandten Burschen besser zufrieden sein. Indes, sei Du guten Mutes, Dietrich! Du bleibst nun bei uns. Du bekommst einen guten Dienst. Doch — ich muß Dich mit Deinen neuen Herren jetzt ein wenig näher bekannt machen. Der strenge Herr dort am Felsen, der nicht raucht und nicht trinkt, nennt sich Herr Waller. Er spricht zwar nicht, allein in seinem Diskurse gefällt er mir doch sehr wohl. Er ist nicht von gemeinem Stande, und hat studiert!“

„Wer sagt das?“ rief Waller mit einem fürchterlichen Blick auf den Besenbinder; „was geht das den Buben an? Der Wein redet aus Dir, Jost! Schweig’, oder —!“ Er blickte auf sein Gewehr.

„Nun, nun,“ sprach Jost erschrocken, „was ich da sagte, weiß ich freilich nicht so gewiß. Wenn ich getrunken habe, muß ich plaudern — ob etwas daran sei oder nicht, kümmert mich wenig. Meine Reden muß man nicht so genau nehmen. Dietrich, Du mußt mir beileibe nicht alles glauben, was ich sage. Du hast schon an mir gemerkt, daß ich gern Spaß mache.“

„Der andere Herr da,“ fuhr jetzt Jost fort, „der mit unsereinem doch auch trinkt und eine gescheite Pfeife Tabak raucht, ist nicht so kitzelig. Er nennt sich Herr Schlicht, ging ehemals prächtig gekleidet einher und schimmerte von Gold.“

„Sag' dem Buben doch auch, wie wir Dich nennen,“ sprach Waller mit ernster Stimme.

„Je nun,“ sagte Jost, „das darf der wackere Dietrich wohl wissen. Die Herren nennen mich Schluck — wegen meines Leibsprüchleins: Wie, noch einen Schluck! — Ich weiß zwar wohl, das Sprüchlein hat mir wenig eingebracht. Ich war ehemals so reich, daß ich das Fäßlein dort mit großen Thalern hätte voll anfüllen können, und nun bin ich nichts mehr, als ein armer Besenbinder. — Je nun, mir ist alles eins,“ rief der leichtsinnige Mensch und griff nach dem Weingeschirr, „wenn es nur daran nicht fehlt!“

Schlicht hatte nun seine Pfeife ausgeraucht, stand auf und untersuchte den Braten. „Wohl,“ sagte er, „er ist ausgebraten. Nimm ihn vom Spieße, Jost, und leg' ihn auf den platten Stein dort.“ Jost that es. Schlicht ging indessen, brachte ein Glas frisches Quellwasser und stellte es neben Waller auf einen Stein, der aus der Felsenwand hervorragte. Waller schnitt sich zuerst ein Stück Braten ab, verzehrte es nebst einem Stücke Brot stehend von der Faust und trank das Wasser dazu. Darauf ging er, während die anderen um das Feuer saßen und sich Braten und Wein sehr wohl schmecken ließen, hinab an den Bach, der durch das

Thal floß; dort wandelte er, wiewohl der Regen noch nicht aufgehört hatte und es sogar anfing zu schneien, beide Hände auf den Rücken zusammengelegt, an dem Bache auf und ab.

„Ein wunderlicher Herr," sagte Jost, „aber doch ein guter Herr. Indes ist es gut, daß er ging. Nun können wir erst recht lustig sein!" Jost rückte das Weinfäßchen näher herbei, füllte den irdenen Topf, hob ihn hoch empor und rief: „Nun, Dietrich, Du sollst leben! Sieh', neuer Kamerad, ich trinke Deine Gesundheit im alten Weine. Eine solche Ehre ist Dir wohl noch nie widerfahren. Nun, sag' einmal an, aber ehrlich, wie gefällt es Dir bei uns?"

Dietrich, der, bis auf die Haut naß, auf der einen Seite vom Feuer fast gebraten und auf der anderen vor Frost fast erstarrt war, griff mit der Hand nach seinen Beulen am Kopfe, die ihm sehr weh thaten, und sagte mit weinerlicher Stimme: „Wem sollte es hier nicht gefallen? Auf der ganzen Welt könnte es ja nirgends lustiger sein!"

Zwölftes Kapitel.

Dietrich unter den Räubern.

Indessen war das Feuer, an dem die drei Zecher saßen, in Glut gesunken. Es hörte auf zu regnen und die Regenwolken zerstreuten sich. Der Vollmond kam hinter den schwarzen Tannengipfeln hervor und erhellte die schauerliche Finsternis des Waldes. Waller, der bisher unausgesetzt an dem Bache im Thale auf und ab gegangen war, kam herauf und sagte: „Wie ist's? Wollt ihr bis Mitternacht kein Ende machen? Brecht auf und zieht weiter. Du, Schlicht bedecke den Hirsch dort, den ich schoß, mit Tannenästen. Jost mag dafür sorgen, ihn morgen an Mann

zu bringen. Das Faß hier wird er sicher nicht vergessen. Macht hurtig und geht! Ich komme vielleicht nach, vielleicht auch nicht." Er nahm sein Gewehr auf den Rücken, ging in den Wald und verschwand im tiefsten Dunkel.

Jost und Schlicht gehorchten augenblicklich, thaten alles, was er befohlen hatte, und machten sich mit Dietrich auf den Weg. Sie kamen nun erst in die wildeste Gegend des Waldes und mußten sich durch Dickichte hindurcharbeiten, steile Berge ersteigen und über Felsen klimmen. Der müde Dietrich konnte ihnen fast nicht mehr nachkommen. Er fing aufs neue an, zu winseln und zu jammern. „Hab' noch eine kleine Geduld," sagte Jost, „bald wirst Du unsere prächtige Burg sehen." Dietrich erblickte endlich, nicht ohne Schauder, im hellen Mondschein einen halb zerfallenen Turm von furchtbarem Aussehen, der aus den zertrümmerten Mauern einer alten Ritterburg emporragte. Hohe Tannen und Eichen waren aus dem ungeheueren Schutte aufgewachsen. „O weh," sagte Dietrich, „das ist die alte Geisterburg im Walde; meine Mutter hat sie mir genau beschrieben. Da spukt's!" „Du Thor," sagte Jost, „in Deinem Kopfe spukt's!" „Nein, nein," sagte Dietrich, „da gehen oft Gespenster um, die Feuer ausspeien. Meine Mutter hat es mir sicher gesagt; mir grauet." „Diese Gespenster waren niemand anders, als wir," sagte Jost; „wir machten solche Possen, um ungebetene Gäste von unserer Residenz zu verscheuchen und hier ungestört zu hausen."

Sie kamen jetzt an den ehemaligen Schloßgraben, der nunmehr ein Sumpf war, teils mit schlammigem Wasser gefüllt, teils mit Schilf und Binsen überwachsen. Die Männer wußten einen geheimen Weg durch das Schilf. Man mußte aber die gelegten Steine, deren einige etwas unter das Wasser versenkt waren, wohl zu treffen wissen, um nicht selbst unterzusinken.

Durch Schutt, Brombeerstauden und Dornengesträuch gelangten sie endlich an das alte Gemäuer. Schlicht stieß einige Mauersteine zurück. Alle drei krochen durch die Öffnung hinein, und Schlicht schob die Steine wieder in die Lücke. Sie befanden sich nun in der dichtesten Finsternis. Durch einen schmalen Gang, der kein Ende nehmen wollte, kamen sie in ihren unterirdischen Aufenthalt. Hier war es nicht so gar finster; denn der Mond schien ein wenig durch eine kleine Öffnung herein. Allein man konnte doch nichts deutlich unterscheiden. Schlicht zog Stahl und Stein hervor, schlug Feuer, zündete eine Kerze an, und Dietrich erblickte nun im Glanze des aufflammenden Lichtes ein altes, schwarzgraues Gewölbe über sich. Die Mauern umher waren von rauhen Quadersteinen aufgeführt und der Boden mit eben solchen Steinen gepflastert. Dieses unterirdische Gewölbe war bei der Zerstörung des Schlosses unversehrt geblieben und niemand wußte mehr davon als diese Männer. Eine Menge Sachen, Lebensmittel und Küchengeschirre, lagen in großer Unordnung auf dem Boden durcheinander. An den Wänden hingen allerlei Kleider, nebst Flinten, Pistolen und Säbeln. In einer Ecke war Schilf, dürres Laub und Moos aufgehäuft, das nebst einigen Kopfkissen den Männern zum Bette diente. Hier legten sie sich nieder, deckten sich mit alten Mänteln zu und schliefen, bis die Mittagssonne durch die kleine runde Öffnung der Mauer in das Gewölbe schien.

Unter diesen Männern lebte von jetzt an Dietrich. Obwohl es ihm bei ihnen eben nicht sehr gefiel, gewöhnte er sich doch nach und nach an ihre Gesellschaft. Allein gegen Waller blieb er immer scheu und fürchtete ihn sehr; denn dieser war ein ganz eigener Mann und gar nicht wie die anderen, über die er die Herrschaft führte. Er sah immer ernst aus, sprach wenig und war am liebsten einsam für sich. Manche Stunde des Tages

saß er oben in dem Schutte, in einer Ecke des zerfallenen Gemäuers, unter finsteren Tannen auf einem der umherliegenden Quaderstücke und las in einem kleinen Buche, das sehr alt aussah, und in graues Pergament



eingebunden war. Er ließ es einst auf dem Steine unter den Tannen liegen. Dietrich sah hinein; da es aber griechisch war, und Dietrich noch nie griechische Buchstaben gesehen hatte, so meinte er, es sei ein Zauberbuch.

Abends blickte Waller oft stundenlang unbeweglich in den wilden bergichten Wald hinaus, hinter dem die Sonne unterging. Niemand durfte sich dann ihm nähern, als Schlicht. Dieser setzte sich oft zu

ihm, und sie redeten manchmal den ganzen Abend miteinander. Dietrich schlich sich einige Male herbei, um zuzuhören. Allein Waller bemerkte ihn sogleich und rief: „Was willst Du? Ich werde Dich rufen lassen, wenn ich Dich nötig habe.“ Dietrich machte sich dann eilends davon. Waller kam selten herab in die Höhle, und wenn die anderen ein Kartenspiel machten, tranken, scherzten und viel lachten, lächelte er nicht einmal. „Bei euch geht es,“ sagte er einmal, „wie ich in einem englischen Buche gelesen habe: Was der Unterhaltung an Witz abgeht, sucht ihr durch Lachen zu ersetzen.“ Manche halbe Nacht ging Waller zwischen den alten zerfallenen Mauern im Mondschein auf und ab; ja Dietrich, der sich bisweilen unbemerkt herbeischlich, hörte ihn manchmal furchtbare Seufzer ausstoßen.

Niemals übernachtete Waller bei den übrigen in der großen, unterirdischen Höhle. Er hatte unter den Trümmern der zerstörten Burg seine besondere Wohnung. Der Weg dazu war sehr versteckt und verborgen. In der Mauer der gemeinschaftlichen Höhle befand sich ein großer Quaderstein, der sich in eisernen Angeln drehte, und gleichsam eine geheime steinerne Thüre war, dergleichen man noch jetzt in sehr alten Schlössern hie und da findet. Diese Thüre führte durch einen engen, ganz finsteren Gang und über eine schmale, sehr baufällige und gefährliche Wendelstiege hinauf in das mit Dornen, dichten Gesträuchen und Schutt bedeckte Innere des zerfallenen Turmes. Eine ähnliche steinerne Thüre, seitwärts in dem finstern Gang, führte in ein kleines Gewölbe, das sehr hell und reinlich war, und fast für ein Zimmer gelten konnte. Es hatte ein Fenster mit Glasscheiben und war mit einem ordentlichen Bette, einem Sessel und einem Tischchen versehen, auf dem einige Bücher standen. Hier wohnte Waller; hier brachte er bei schlechter Witterung den Tag ganz für

sich allein zu. Manchmal zog er auch mit Schlicht fort, und kam dann mehrere Tage nicht mehr zurück.

Indes hielt Dietrich sich ganz an Jost. Jost schenkte ihm eine hübsche Flinte und richtete ihn zum Wildschießen ab. Dietrich begriff es sehr gut und hatte große Freude daran. Er zog mit Jost in den Waldungen weit umher, und sie plauderten unterwegs sehr vertraut miteinander. Jost ließ sich nun manchmal so etwas vom Stehlen und Rauben verlauten; allein er machte nach seiner Art aus dem, was er gesagt hatte, allemal wieder einen Spaß. Nach und nach ging er aber, besonders wenn er getrunken hatte, mit der Sprache deutlicher heraus. „Meinst Du denn," sagte er einmal, „ich sei im Ernst ein Besenbinder? Ei, warum nicht gar! Ich treibe dieses magere Handwerk nur so zum Schein. Das Besenbinden muß mir bloß zum Vorwand dienen, bald in den Wald zu gehen, und bald in den Küchen reicher Leute nachzuspüren, ob man kein Wildbret brauche. Ich sehe mich dann auch in den Häusern gelegentlich ein wenig um, ob da nicht etwa eines oder das andere zu holen sei, das wir brauchen könnten. Viele dieser reichen Leute sind um kein Haar ehrlicher als wir. Weil ich das Pfund Wildbret um ein paar Pfennige wohlfeiler gebe, als es bei dem Jäger zu haben ist, so kaufen sie es lieber von mir, obwohl sie wissen, daß es sozusagen gestohlen ist. Für diesen Frevel, zu dem sie nicht die geringste Not zwingt, wollen wir sie bestrafen. Ich habe indessen so allerlei Gelegenheiten ausgespürt. Wenn die Nächte wieder länger werden, so werden Schlicht und ich sie uns zu nutze machen. Der stolze Herr Waller zieht zwar nicht mit uns. Allein wenn er und Schlicht einige Tage fort sind, so gehen sie auch nicht bloß spazieren. Sie haben schon manchem wackern Reisenden die Pistole auf die Brust gesetzt und ihm den Geldbeutel ab-

gefordert. Du bist ein kluger Junge, und hast wohl schon so etwas gemerkt. Mache Dich nur darauf gefaßt! Nächster Tage ziehen Schlicht und ich wieder zusammen auf den Raub aus, und Du darfst dann auch mit." Der nichtswürdige Dietrich, der schon von seiner zarten Jugend an ein Dieb war, machte gegen diesen ruchlosen Antrag keine Einwendung; er versprach vielmehr mitzuziehen.

Dieses geschah denn auch wirklich. In dunkeln Nächten, wenn es recht furchtbar stürmte und regnete, brachen sie in wohlhabende Häuser benachbarter Flecken und Dörfer ein, und kehrten mit Raub beladen zurück in den Wald. Dietrich wurde von ihnen dann allemal reichlich beschenkt. Dem grundschlechten Buben gefiel dieses müßige, herumziehende Leben sehr wohl. Er fand es sehr bequem, was andere Leute mit saurem Schweiße erworben hatten, so leichten Kaufs zu bekommen.

Allein Dietrich fühlte auch das Beschwerliche und Schreckliche dieser lasterhaften Lebensart. Es gelang den Räubern mit dem Einbrechen nicht immer nach Wunsch. Oft wurde Lärm gemacht; es wurde auf sie geschossen; man läutete die Sturmglocke, alles im Dorfe wurde wach. Sie mußten mit Schrecken entfliehen und wurden von bewaffneten Männern verfolgt. Einst packte ein losgelassener, ungeheuer großer Kettenhund den Dietrich im Genick, zerrte und schüttelte ihn hin und her und hätte ihn wohl gar zerrissen, wenn nicht Schlicht den Hund mit Säbelhieben noch verscheucht hätte. Dietrich aber war übel zugerichtet und blutete sehr stark; seine Wunden machten ihm große Schmerzen und heilten erst nach langer Zeit wieder zu. Denn zu irgend einem Wundarzte zu gehen, durfte er nicht wagen, um nicht verraten zu werden.

Oft durchstreiften Soldaten, Jäger und Gerichtsdiener den Wald, die flüchtigen Räuber konnten ihren

geheimen Aufenthalt nicht allemal mehr erreichen und mußten sich dann tagelang unter Angst und Schrecken in einem Dickicht verborgen halten. Wenn nur ein Vogel durch die Zweige rauschte, fuhren sie erschrocken auf; oft mußten sie unter nassem Gebüsch und auf feuchtem Boden übernachten. Sie durften sich bei Tage in keinem Dorfe mehr blicken lassen, denn Schlicht war längst durch Steckbriefe beschrieben. Auch Jost war den Leuten bereits verdächtig und wagte sich nicht mehr so frei in die Dörfer, um Lebensmittel einzukaufen. Sie hatten gar oft kaum mehr altes, steinhartes Brot. Manchmal hatten sie sich bei einem aufgeschürten Feuer im Walde kaum niedergesetzt, um einen guten Wildbraten, den sie eben vom Spieße nehmen wollten, zu verzehren. Allein plötzlich drang eine Schar Jäger und Soldaten auf sie ein, und sie mußten alles im Stiche lassen, mit hungrigem Magen entfliehen und noch froh sein, mit heiler Haut zu entrinnen.

Da sagte dann Dietrich oft bei sich selbst: „Das ist doch ein wüstes, beschwerliches Leben! O wie gut hatte ich es dagegen bei meinem Meister, wo ich mich nur an den gedeckten Tisch hinsetzen durfte und zu Nacht mein gutes Bett hatte. Alle Arbeit, die ich verrichten mußte, war nichts, gar nichts gegen die Beschwerden, gegen die Ängsten und Todesschrecken, die ich hier ausstehen muß.“ Er fürchtete sich auch ganz entsetzlich vor dem Zuchthause und dem Galgen. Öfter erwachte auch sein Gewissen, das bei dem verruchtesten Menschen nie ganz schläft. „Dietrich, Dietrich,“ sagte er öfter zu sich selbst, „du bist ein recht gottloser Mensch geworden. Wenn du einmal, was leicht geschehen kann, in diesem Zustande erschossen wirst, wie wird es dann deiner armen Seele in jener Welt ergehen!“ Er nahm sich vor, den Räubern zu entlaufen und zu den Bauern in den Dienst zu gehen. „Lieber,“ sagte er, „will ich die Schweine hüten, wie der verlorene Sohn, als noch

länger ein so elendes Leben führen." Allein wenn er wieder einen lustigen Tag und alles vollauf hatte, mit Schlicht und Jost zechte und Schelmenlieder sang, so vergaß er wieder alle guten Vorsätze, oder verschob jedoch ihre Erfüllung auf eine gelegenere Zeit. Er bedachte das Sprichwort nicht, das er öfter von seinem seligen Vater gehört hatte: „Der Weg zur Hölle ist mit lauter Vorsätzen, sich zu bessern, gepflastert — die niemals in Erfüllung gehen."

Dreizehntes Kapitel.

Ein Raubanschlag.

Eines Morgens, da die Räuberbande wieder großen Mangel litt, ging Jost mit Dietrich nach einem entfernten Wirtshause im Wald. Jost war seit Jahren einer der besten Kunden des Wirtes und hatte ihm schon viel Geld zu lösen gegeben; und der Wirt, der ganz und gar nicht der ehrlichste war, hatte ihm schon oft Wildpret, ja auch manche andere gestohlene Sache abgekauft oder ihm Lebensmittel dafür gereicht. Auch diesmal versah ihn der Wirt gegen eine geraubte Dose mit neuem Vorrat. Jost und Dietrich kamen abends schwer beladen zurück in die Räuberhöhle.

„Lustig, Bruder Schlicht," rief Jost; „ich bringe nebst vielem anderen — Wein, Tabak und was Dich besonders freuen wird, neue Karten. Nun wollen wir wieder miteinander trinken, rauchen und spielen, daß es eine Lust ist."

Waller ging eben, nach seiner Gewohnheit, zwischen den zerfallenen Mauern einsam auf und ab. Schlicht bat ihn, herabzukommen in die Gewölbe, sich zu ihnen zu setzen und mitzuhalten. Allein der ernste Mann schüttelte schweigend den Kopf und setzte seinen einsiedlerischen Spaziergang ununterbrochen fort. Indes



trug ihm Schlicht von allen Speisen hinauf. Er aß ganz allein; die übrigen drei aber waren deshalb nur um so lustiger.

Als sie so beisammensaßen, fing Schlicht auf einmal an: „Wir haben heute wohl einen lustigen Tag; aber solcher Tage werden uns dahier wenige mehr zu teil werden. Der kleine Vorrat wird bald wieder aufgezehrt sein — und was fangen wir dann an? Da die silberne Dose fort ist, haben wir nichts mehr zu verhandeln und werden auch nicht mehr so leicht etwas erbeuten. Wir sind im Lande zu bekannt, und es ist da für uns nichts mehr zu machen. Wir sollten noch einen Hauptstreich ausführen und dann mit den erbeuteten Schätzen uns in ein anderes Land begeben, wo uns niemand kennt. Wie wäre es, wenn wir einen Einbruch in das Schloß Finkenstein wagten?“

„Was fällt Dir ein!“ rief Jost, „das Schloß ist ja überall mit dicken Mauern, eisernen Gittern und fest verriegelten Thüren verwahrt, wie ein Blockhaus.“

„Das ist wohl wahr,“ sagte Schlicht, „das Schloß gleicht einer unüberwindlichen Festung. Allein glaube mir, als einem ehemaligen Soldaten, auch in die unüberwindlichste Festung kann man leicht hineinkommen, wenn man einen guten Freund darin hat, mit dem man im Einverständnisse lebt und der einem aufmacht. Und da könnte unser getreuer Dietrich uns aus der Verlegenheit helfen. Höret einmal, wie sich die Sache leicht ausführen ließe. Die Herrschaft geht jetzt im Herbste mit ihren Kindern an schönen Abenden auf den Schnepfenfang. Wenn sie nun mit den gefangenen Schnepfen sich nach Hause begeben, muß Dietrich am Wege liegen und sich so krank anstellen, als könne er nicht mehr weiter. Das werden sie ihm gern glauben; denn der Kerl sieht in der That so elend aus, als hätte er schon drei Jahre die Schwindsucht am Halse. Da ihr Schloß einsam steht, und es nach Hirschfelden, dem

nächsten Orte, wohl eine halbe Stunde weit ist, so behalten sie ihn in dem Schlosse gewiß über Nacht, und Dietrich macht uns dann in der Nacht, wenn alles im tiefsten Schlafe ist, irgend ein Seitenpförtchen des Schlosses auf und läßt uns hinein."

Jost hörte bestürzt und nachdenkend, mit gesenktem Kopfe zu und sagte am Ende: „Der Anschlag, den Du da vorbringst, ist schlau genug ausgedacht; er ist übrigens nicht in Deinem Kopfe gewachsen, Schlicht! Der studierte Herr droben im Schutte hat ihn ausgebrütet. Allein mich wundert's, daß Du mir einen solchen Antrag machen magst. Ich kann mich nicht darauf einlassen. Du weißt ja, daß die Herrschaft zu Finkenstein mir ehemals viel Gutes erwiesen hat. Die Leute dort im Schlosse sind auch wahrlich sehr brav. Es sollte mir leid thun, wenn ihnen ein Leid geschähe!"

„Ei was," sagte Schlicht, „die Leute sind steinreich und eben nicht sehr auf das Geld versessen. Ob sie ein paar tausend Thaler mehr oder weniger haben, das wird sie nicht sonderlich kümmern. Sie haben dessen ungeachtet alles im Überfluß."

„Das wohl!" sagte Jost. „Aber der Herr von Finkenstein wird sich das Seinige nicht so leicht nehmen lassen. Er wird mit seinem alten tapferen Moritz sich zur Wehre setzen, und da könnte es leicht wieder blutige Geschichten abgeben."

„Das laß Deinen geringsten Kummer sein," sagte Schlicht. „Herr Waller hat die Sache so ausgesonnen, daß keinem von ihnen ein Haar gekrümmt werden soll. Du kennst ihn ja; er ist klug und haßt das Blutvergießen. Er wird selbst dabei sein und gedenkt den Anschlag so auszuführen, daß die Leute vielleicht eher nichts davon merken, als bis sie am anderen Morgen die goldenen und silbernen Vögel ausgeflogen finden. Bewaffnen müssen wir uns freilich, um ihnen nötigen Falls einen kleinen Schrecken einzujagen. Waller weiß dieses

schon zu machen. Unsere Pistolen dürften auch nicht einmal geladen sein, wir würden dennoch nicht mit leeren Händen zurückkehren."

„Wenn das zu machen wäre," sagte Jost, „so wäre ich dabei; doch wenn Waller mitzieht, so bekommt die Sache Hand und Fuß, und ich ziehe mit. Ich verlasse mich ganz auf ihn."

Der liederliche, nichtswürdige Jost wurde nun wieder munter und fing wieder an zu scherzen. Er schenkte ein und rief: „Herr Waller soll leben! Es ist doch schön, wenn man studiert hat." Er nahm einen reichlichen Schluck Wein und sprach dann: „Nun hört mich an! Auch ich habe etwas im Kopf, wenn ich getrunken habe. Ich stand vor Zeiten zu Finkenstein in Diensten und bin in dem Schlosse so bekannt, wie in meinem eigenen Hause, das man dem Meistbietenden verkauft hat. So finster das Schloß Finkenstein mit seinen alten grauen Mauern und den bemoosten Türmen aussieht, so hell und schön ist es von innen. Alles ist neu gebaut und die Zimmer sind prächtig; nur im unteren Stockwerke sind noch einige alte Kammern und Gewölbe, nebst einem langen, finsteren Gang, der dazu führt, so geblieben, wie sie vor hundert Jahren gewesen. Die Zimmer, wo der Silberschrank steht, wo der gnädige Herr sein Geld und die gnädige Frau ihren Schmuck verwahrt, weiß ich sehr genau. Unten in dem langen Gange ist eine schwere, eichene Thüre, die in den Baumgarten geht. Sie ist mit zwei starken eisernen Riegeln verwahrt; allein nur mit einem ganz gewöhnlichen Schlosse versehen. Diese Riegel darf Dietrich in der Nacht nur zurückschieben; an dem Schlosse aber kann er mit leichter Mühe sein Meisterstück machen. Sag' einmal an, Dietrich! willst Du es wagen? Sieh', als ich Dich dort im Walde das erste Mal erblickte, war es mein erster Gedanke, Du könntest uns die Thüren und Kasten öffnen, zu denen wir die Schlüssel nicht

beihanden haben. Eben wegen dieser Deiner Geschicklichkeit und Brauchbarkeit habe ich mich damals Deiner erbarmt und Dich in unsere Dienste gebracht. Nun ist die Zeit gekommen, Dich dankbar zu erweisen. Laß einmal hören, willst Du Deines Namens wert und ein wahrer Dietrich — ein Hauptschlüssel sein, der uns das Schloß Finkenstein öffnet?"

„O ja wohl," sagte Dietrich, „warum denn nicht? Ich will es einmal versuchen, und ich denke, es soll mir gelingen."

Jost klatschte in die Hände, und Schlicht sagte: „Morgen auf die Nacht wollen wir den Anschlag ausführen." Beide unterrichteten während des Nachtessens den Dietrich noch ausführlicher, wie er die Sache anzugehen habe, und es hatte bald Jost, bald Schlicht noch etwas dabei zu erinnern.

Am anderen Tage brachen die Räuber auf und zogen auf weiten Umwegen und durch die dunkelsten Gegenden des Waldes dem Schlosse Finkenstein zu. Waller und Schlicht waren mit mächtigen Säbeln bewaffnet, und jeder hatte ein paar geladene Pistolen in den Gürtel gesteckt. Jost trug die Säcke, um das geraubte Gold und Silber einzupacken. Dietrich hatte alle seine ausgefeilten Schlüssel und Sperrhaken, die er sein Handwerkszeug nannte, mit sich genommen. Gegen Abend langten sie auf einer buschigen Anhöhe am Ende des Waldes an, von der das Schloß nur einige hundert Schritte entfernt war. Hier verbargen sie sich in das Gebüsch und lauerten, ob die Herrschaft komme.

Vierzehntes Kapitel.

Dietrichs boshafte Verstellung.

Es war ein heiterer Herbstabend. Der Wind wehte etwas kalt; die Sonne aber ging zwischen leichtem, rotem Gewölke ungemein schön unter. Herr von Finkenstein kam, mehr um den schönen Abend zu genießen, als des Schnepfenfanges wegen, mit seiner Gemahlin und seinen zwei Kindern, Fritz und Luise, zur Schloßpforte heraus; der alte Jäger Moritz, mit einem Gewehr über dem Rücken, und ein Jägerbursch mit dem Schnepfengarne begleiteten sie. Sie gingen zu einer Lücke des Waldes, die zum Schnepfenfange eingerichtet war. Eine schmale Wiese zog sich hier tief in den Wald hinein, bis an einen Hügel voll Buchen und Birken, deren Gipfel herrlich von der Abendsonne beleuchtet waren. Am Eingang dieser Waldwiese standen zu beiden Seiten, nebst anderen hohen Bäumen, zwei Tannen. Die zwei Jäger zogen nun vermittelst eines Seiles, das von einer Tannenspitze zur anderen reichte, das lange, breite Netz von grüngefärbtem Garn empor, daß es gleich einem Vorhange von Flor vor der Öffnung des Waldes schwebte. Herr und Frau von Finkenstein setzten sich auf eine Bank von Moos, die unter einer der zwei Tannen angebracht war; das kleine Fräulein saß zwischen ihnen. Unter der anderen Tanne stand Fritz und hielt die Schnur, an der man nur zu ziehen brauchte, um das Netz fallen zu machen. Der alte Jäger stellte sich hinter ihn, damit Fritz den rechten Augenblick nicht verfehle. Alle schwiegen und die Kinder schauten unausgesetzt auf das Netz. Es wollte

sich aber keine Schnepfe blicken lassen. Die Sonne war schon eine gute Weile untergegangen. Der halbe Mond, der bisher nur bleich, wie ein Wölklein am Himmel, geschwebt, wurde immer heller; das glühende Abendrot immer blässer. Das Netz war in dem rötlichen Scheine der Abenddämmerung kaum mehr sichtbar. Die Kinder gaben die Hoffnung, etwas zu fangen, bereits auf. Allein plötzlich kamen zwei Schnepfen daher geflogen und fuhren mit ihren langen Schnäbeln und Hälsen in die Maschen des Netzes, als wollten sie es mit sich fortnehmen. „Jetzt!" rief der Jäger. Fritz zog so heftig an der Schnur, daß sie fast entzweiriß; das Netz fiel — und beide Schnepfen waren zur größten Freude der Kinder gefangen.

Die kleine Jagdgesellschaft ging nun friedlich wieder nach Hause. Herr von Finkenstein führte seine Gemahlin am Arme, die Kinder gingen voran, und jedes trug eine Schnepfe; die beiden Jäger folgten. Der boshafte Dietrich aber lag schon lange nächst einem Dornbusche einige Schritte vom Wege. Er war barfuß; sein einer Fuß aber war vom Knie bis zum Knöchel mit Lumpen eingebunden und beinahe so dick als ein Feuereimer. Unter den Lumpen hatte Dietrich seine ausgefeilten Schlüssel und Sperrhaken versteckt. Als die Herrschaft in der Dämmerung näher kam, bemerkte Fritz zuerst, daß sich bei dem Dornbusche jemand rege. „Wer bist Du?" rief er, „gieb Antwort!" Dietrich richtete sich mit Hilfe eines Steckens mühsam auf und hinkte ganz erbärmlich herbei. Er zog den verbundenen Fuß immer etwas empor und that, als könnte er sich an seinem Stecken kaum aufrecht erhalten.

Herr von Finkenstein sprach: „Woher kommst Du noch so spät, Knabe, und wo willst Du noch hin?"

Der falsche, boshafte Dietrich that einen tiefen Seufzer, verzerrte, als wie von unausstehlichen Schmerzen gequält, das Gesicht, und sagte mit kläglicher Stimme:


Meisenbach

„Ach, ich armer, kranker Knabe habe keine Heimat, weder Vater noch Mutter und muß leider betteln. Wegen meines bösen Fußes nimmt mich niemand in den Dienst, so gern ich auch arbeiten wollte. Ich komme drei Stunden weit her, von dem Scharfrichter zu Schlehenhürst; der legte mir ein Pflaster auf meinen Fuß; das brennt nicht anders, als das höllische Feuer. Aber dieser mein trefflicher Arzt sagt, das müsse so sein, um das faule Fleisch wegzubeizen. Ich habe mich im Walde verirrt. Seit heute mittags hinke ich zwischen Dornen und Stauden umher und habe nichts gegessen noch getrunken. Ich wollte heute noch nach Hirschfelden. Allein ich werde wohl hungrig und durstig unter freiem Himmel übernachten müssen.“ Er zog ein zerrissenes Taschentüchlein heraus und stellte sich, als trockne er sich die Augen, die aber gar nicht naß waren. Die gnädige Frau sagte gerührt: „Ach, der arme Schelm! Hirschfelden kann er heute nicht mehr erreichen. Du, Luise, sag' doch einmal, was wir mit dem Knaben anfangen sollen?“ Die kleine Luise sagte mit Thränen in den Augen: „Wir wollen ihm ein Abendessen geben und ihn über Nacht behalten.“ Fritz rief: „Ja, das wollen wir; nicht wahr, Mama? Und Papa ist dann schon so gütig, den Fuß des armen Knaben heilen zu lassen, wie der Onkel den Arm des armen Niklas heilen ließ.“

Herr von Finkenstein blickte den Dietrich scharf an, als zweifle er, ob auch alles wahr sei, was der Knabe gesprochen hatte.

Dietrich sagte aber: „Ich muß Euer Gnaden doch meinen Fuß zeigen. Obwohl uns nur das erste Mondsviertel und die Abendhelle leuchtet, so werden Sie sich doch genug daran sehen.“ Er fing an, die Schnur, mit der die Lumpen zusammengebunden waren, aufzuknüpfen. Der schlaue Betrüger rechnete sicher darauf, die Herrschaft werde die Wunde nicht sehen wollen. Die gnädige Frau winkte auch wirklich sogleich mit der

Hand und rief: „Laß es gut sein; ich kann die Wunde nicht sehen. Ich glaube Dir ohne das. Komm' immerhin mit uns!"

Die Herrschaft ging weiter und Dietrich hinkte hinter ihr her, als vermöchte er ihr kaum nachzukommen und lachte sie wegen ihrer Leichtgläubigkeit heimlich aus.

Als die Herrschaft an der Schloßpforte ankam, eilten ihr zwei Bediente mit brennenden Kerzen auf silbernen Leuchtern entgegen. Die gnädige Frau befahl, dem armen Knaben ein Nachtessen zu geben, nannte die Kammer, in der er schlafen sollte, befahl, morgen mit Anbruch des Tages den Wundarzt zu rufen, der Fridolins Vater so glücklich geheilt hatte, und ging dann mit ihrem Gemahl und den Kindern die schöne steinerne Stiege hinauf.

Dietrich ließ sich unten in der Thorstube die gute Kost, die ihm gereicht wurde, sehr wohl schmecken. Dabei vergaß er aber nicht, von Zeit zu Zeit nach seinem Fuße zu greifen und wie vor unleidlichen Schmerzen zu winseln. Nachdem er satt war, zündete der Thorwärter ein Licht an, hieß ihn mitkommen, führte ihn durch den langen gewölbten Gang und öffnete eine Thüre. Dietrich trat in eine ungeheuer große Kammer, die hochgewölbt und mit roten Ziegelsteinen gepflastert war. In der Ecke stand eine uralte Bettlade mit einem frisch überzogenen Bette. An den Wänden hingen einige Gemälde alter Ritter, die in ihrer altertümlichen Tracht trotzig auf ihn herabzublicken schienen. „Hier ist Dein Nachtquartier," sagte der Thorwärter; „Licht brauchst Du keines. Der Mond ist für Dich Nachtlampe genug. So, gute Nacht!" Der Thorwärter ging mit dem Lichte und machte die Thüre hinter sich zu.

Fünfzehntes Kapitel.

Dietrichs Gewissensangst.

Als Dietrich in der finsteren Kammer, die von dem untergehenden Mondsviertel nur wenig erhellt wurde, sich allein befand, nahm er den betrügerischen Verband von seinem Fuße ab. Die Sperrhaken und ausgefeilten Schlüssel knüpfte er mit der Schnur zusammen, damit er sie leichter tragen könne. Hierauf legte er sich angekleidet zu Bette und hielt sich still, bis er denken konnte, daß alles im Schlosse schlafe. Nun stand er auf, öffnete leise die Kammerthüre und tappte in dem dunkeln Gange vorwärts. Er hatte, als der Thorwärter ihm zu Bette leuchtete, die Gartenthüre mit den eisernen Riegeln und dem alten rostigen Schlosse in dem langen Gange wohl bemerkt. Jetzt suchte er mit der einen Hand im Gehen immer an der Mauer nach der Thüre, in der anderen Hand trug er den Bund eiserner Werkzeuge.

Er fand die Thüre richtig wieder und schob die Riegel vorsichtig und ohne Geräusch zurück. Es gelang ihm, das Schloß zu öffnen, und er trat nun vor die offene Thüre. Ein schneidend kalter Herbstwind rauschte durch die halbentblätterten Bäume des Gartens und rasselte in dem abgefallenen Laube. Der Mond war längst untergegangen und nur hie und da ein Sternlein funkelte zwischen den zerrissenen Wolken. Dietrich wollte hier warten, bis die Räuber kämen. Allein es fror ihn sowohl vor der Gartenthüre als drinnen auf dem gepflasterten Gange so heftig, besonders an den bloßen Füßen, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Er



lehnte deshalb die Gartenthüre leise an und schlich auf seine Kammer zurück. Die Kammerthüre aber ließ er halb offen, damit er die Räuber sogleich kommen höre; sie hatten

versprochen, ihm mit einem Diebspfeifchen ein Zeichen zu geben. Er legte sich wieder in das Bett und stützte den Kopf auf die Hand, um nicht einzuschlafen.

In der Kammer war es jetzt sehr finster. Alles um ihn her war schwarz. Er sah nichts mehr als das Fenster, das als ein graues Viereck in dem tiefen Dunkel erschien. Jetzt schlug es auf dem Schloßturme elf Uhr; zwischen elf und zwölf Uhr wollten die Räuber kommen. Der ernste Glockenschlag machte ihn erbeben; er konnte nicht ohne Schrecken daran denken, was jetzt bald geschehen sollte. Wenn er sonst in Gesellschaft seiner Diebsgenossen auf den Raub auszog, war es ihm nie so bange gewesen. Ihre leichtsinnigen Gespräche ließen ihn nicht zum Nachdenken kommen. Doch jetzt, in dieser einsamen Kammer, in dem schauerlichen Dunkel und der tiefen Stille der Nacht vernahm er die Stimme seines Gewissens deutlicher. Das natürliche Entsetzen, das jedes Menschenherz vor einer bösen That empfindet, machte ihn schaudern. Es kam ihm zu Sinne, wie liebreich ihn die Herrschaft in ihr Schloß aufgenommen hatte. „Wie mitleidig," dachte er, „war der freundliche junge Herr gegen mich! Und dem kleinen Fräulein standen die hellen Zähren in den Augen! Und zum Dank dafür sollen nun die Eltern dieser guten Kinder um all das Ihrige kommen, ja ihr Vater noch in dieser Stunde vielleicht gar ermordet werden? Denn er und sein alter Moritz werden sich gewiß tapfer wehren — und Waller und Schlicht haben sich nicht umsonst mit Säbeln und scharf geladenen Pistolen bewaffnet. Ohne Mord und Tod wird es kaum abgehen." Er wollte schon aufstehen und die Riegel wieder vorschieben, um den Jammer zu verhindern.

Allein jetzt schwebten ihm die silbernen Leuchter, mit denen die Bedienten vorhin der Herrschaft geleuchtet hatten, gleichsam wieder vor Augen. „Die Leuchter waren so schön," dachte er; „wie sie glänzten und schim-

merken! Gewiß sind sie auch recht schwer. Es müssen unermeßliche Schätze von Gold und Silber in diesem Schlosse stecken, die wir nur nehmen dürfen. Was würden meine drei Freunde mit mir anfangen, wenn ich sie um eine solche reiche Beute brächte? Nein, nein, das thue ich nicht. Auch meinen Anteil an dem Gewinn will ich nicht aus den Händen lassen." So erstickte die Begierde nach Geld und Gut alles menschliche Gefühl in seinem Herzen.

Er blieb in dem Bette liegen. Allein nun kam ihm sein verstorbener Vater zu Sinne; es war ihm, als sähe er das blasse Angesicht des Sterbenden mit Augen. „Ach," sagte Dietrich, „wie oft in seinem Leben und noch auf seinem Totenbette hat mir der gute Vater die göttlichen Gebote eingeschärft! Mit welchem Nachdrucke hat er oft zu mir gesprochen: Du sollst nicht stehlen! Du sollst nicht töten! — Und ist das, was wir jetzt vorhaben, nicht ein großer Diebstahl! Und kann nicht leicht jemand von den Leuten im Schlosse dabei um das Leben kommen? Und hätte ich dann nicht teil an der Blutschuld? Und wie ginge es mir dann in jener Welt? O mit welch fürchterlichem Ernste sprach mein Vater von der Hölle — von dem Wurm, der nimmer stirbt — von dem Feuer, das nimmer erlischt!" Es kam Dietrich eine unbeschreibliche Angst an. Er konnte nicht mehr in dem Bette bleiben. Er sprang auf, um an die Gartenthüre zu eilen, um sie mit Schloß und Riegel gegen die Räuber zu verwahren.

Allein inmitten der Kammer blieb er stehen. „So will ich mich denn selbst wie einen Gefangenen hier einschließen," dachte er, „und mich dem Gerichte ausliefern? Morgen früh kommt der Wundarzt, meinen Fuß in die Kur zu nehmen. Dann kommt es auf, daß ich gelogen habe. Ja, alle meine bösen Streiche, von der goldenen Uhr an bis auf meine gegenwärtige Betrügerei werden an den Tag kommen. Man schickt mich

dann zum wenigsten auf zehn Jahre in das Zuchthaus. Es wäre freilich das beste gewesen, ich hätte mich nie in solche böse Händel eingelassen; sie gleichen jenen künstlichen Körben, in denen man Krebse fängt. Hinein kommt man leicht, aber nicht leicht mehr heraus. Ich kann nun nicht mehr anders; ich muß nun schon alles gehen lassen, wie es geht."

Noch einmal aber war es ihm, als sagte sein guter Engel ihm in das Ohr: „Laß die Räuber nicht herein; eile und schließe die Thüre, falle morgen früh der Herrschaft zu Füßen, bekenne dein böses Vorhaben; sage, daß du, von ihrer Güte gerührt, es wieder aufgegeben; flehe um Gnade und Verzeihung! Deine Reue und dein Bekenntnis werden dir Verzeihung erwerben; die Herrschaft wird dich gegen die Räuber schützen und für dich sorgen, daß du noch einmal als ein ehrlicher Mann dein Brot erwerben mögest. So kannst du mit der Gnade Gottes noch zeitlich und ewig gerettet werden."

Aber Dietrich gab diesen guten Eingebungen kein Gehör. Da er selbst unbarmherzig und gegen alle Menschen falsch und verstellt war, so konnte er auch zu keinem Menschen Zutrauen haben; er konnte nicht glauben, die Herrschaft werde sich seiner erbarmen und ihm verzeihen. Er schlug sich die Gedanken an Gott und Ewigkeit mit Gewalt aus dem Sinne. Er suchte sich selbst zu betrügen und den vorhandenen Raub als etwas Geringes anzusehen. „Ei," sagte er zu sich selbst, „es wird nicht so übel ablaufen, als ich fürchte. Schlicht hat ja versichert, es soll dabei kein Tropfen Blut vergossen werden, und die Leute im Schlosse seien so reich, daß sie einen solchen kleinen Verlust für nichts achten. Was sollte ich, da ich ein reicher Kerl werden kann, lieber ein armer Züchtling werden wollen, oder mich gar aufknüpfen lassen? Es sei beschlossen, ich lasse meine drei Freunde herein!" So galt dem verhärteten jungen Bösewichte die Hoffnung zeitlicher Güter mehr

als der Himmel, und er fürchtete zeitliche Übel mehr als die Hölle.

Sechzehntes Kapitel.

Eine seltsame Erscheinung.

Dietrich legte sich, den Kopf auf die Hand gestützt, wieder zu Bette — und er erwartete die Ankunft der Räuber. Aber horch! jetzt war es ihm, als höre er hoch in der Luft ein Geheul; die Fenster zitterten, die Kammerthüre flog weit auf. Dietrich erschrak; doch machte er sich wieder Mut. „Es ist nur Wind," sagte er, „der heult oben in den Schornsteinen, klappert an den Fenstern und hat die Thüre aufgeworfen." Allein jetzt hörte er draußen auf dem Gange einen fernen, leisen Tritt, der immer näher kam. „Das ist ein seltsamer Tritt," sagte Dietrich; „so tritt kein Mensch auf. Ach, was mag wohl das sein!" Nun kam's zur Thüre herein — und Dietrich erblickte gegen das Fenster hin eine schwarze Gestalt mit Hörnern. Die Gestalt kam näher und stand jetzt dicht vor dem Bette. Dietrich empfand einen Todesschrecken und zog die Bettdecke über den Kopf. „Ach," dachte er, „das ist der böse Geist, der über böse Menschen Gewalt hat!"

Was der junge Bösewicht für den Satan hielt, war weiter nichts, als der Rehbock. Durch die Gartenthüre, die der Wind aufgeschlagen hatte, war der Bock, dieser Erzfeind böser Buben, in das Schloß gekommen, hatte den fremden Gast ausgewittert und stattete ihm nun diesen nächtlichen Besuch ab.

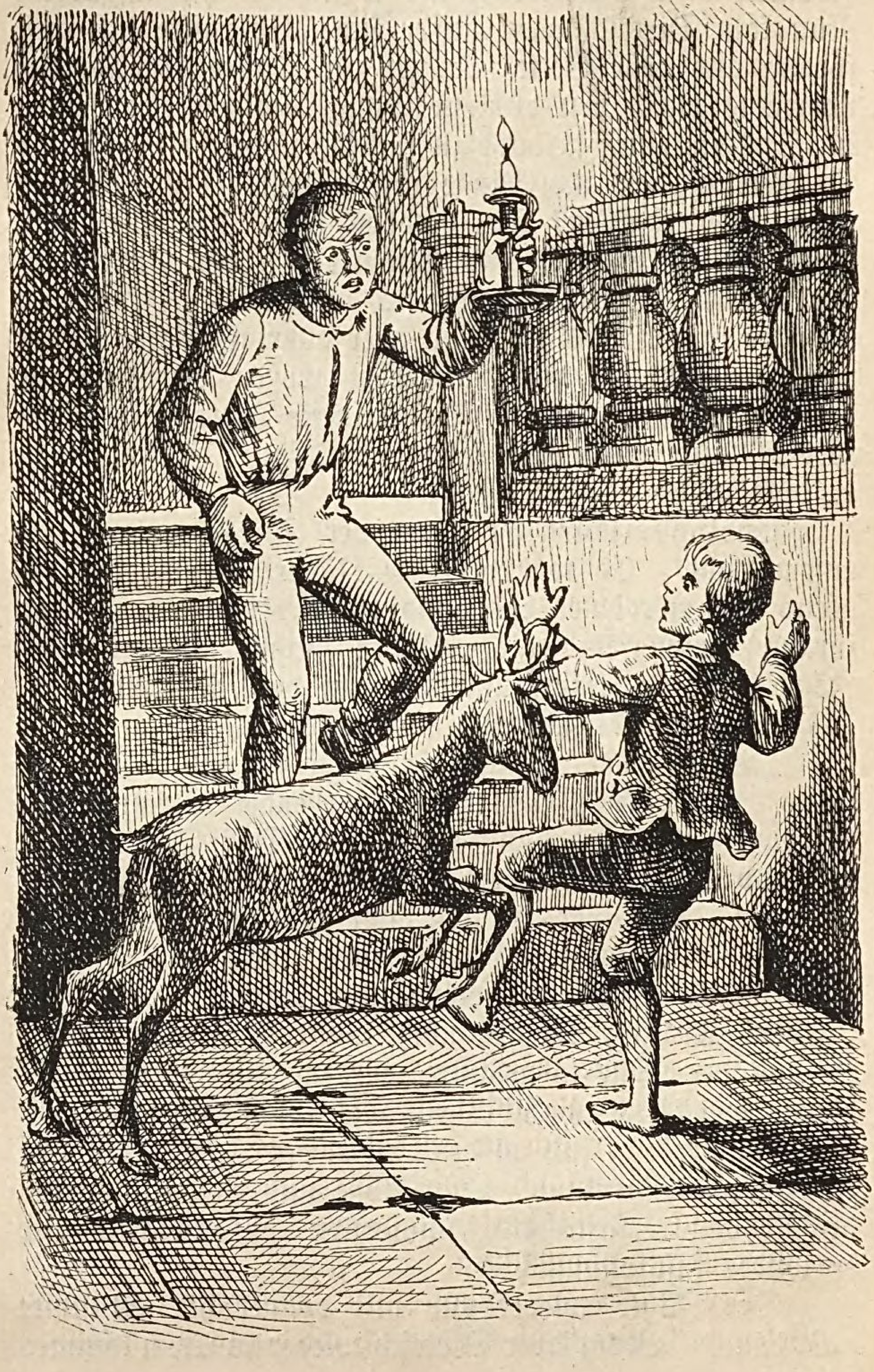
Dem erschreckten Dietrich brach indessen der Angstschweiß aus. Der vermeintliche Satan versetzte ihm erst einige derbe Stöße, die ihm ungeachtet der Bettdecke sehr weh thaten. Hierauf sprang das schwarze, gehörnte Ungetüm auf das Bett und bohrte mit den

Hörnern in die Bettdecke, als wollte es ihn aufgabeln. Nun kam Dietrich ganz außer sich. Er raffte sich auf, sprang aus dem Bette, rannte zur Thüre hinaus, lief vorwärts durch den dunkeln Gang, um bei den Leuten im Schlosse eine Zuflucht zu suchen, und schrie dabei so fürchterlich, daß alle Gänge und Gewölbe des Schlosses davon wiederhallten. Der Rehbock setzte ihm aber nach, stieß ihn zu Boden, und stampfte mit den Füßen auf ihm herum. Dietrich machte sich mehrmals auf, um zu entrinnen; der Bock stieß ihn aber allemal wieder nieder und jagte ihn so unten auf dem großen Vorplatze vor der Stiege lange umher. Dabei schrie Dietrich in einem fort so laut, als steckte er am Spieße: „Er hat mich, er holt mich; o helft, helft!"

Endlich erschien oben an der Stiege jemand mit einem Licht. Es war der alte Jäger Moritz, der zugleich Kammerdiener des gnädigen Herrn war. Dietrich sprang verzweifelnd die Staffeln hinauf, fiel vor dem Jäger auf die Kniee, umfaßte ihm die Füße und rief: „O rettet mich! Ich will alles bekennen!"

„Bekennen?" sprach der Jäger, „gut! So bekenne. Du aber," rief er mit drohender Stimme dem Rehbocke zu, „hebe dich von hier!" Das Tier wandte sich und sprang die Treppe hinunter. Es fürchtete sich vor dem Jäger, der es schon öfter aus den oberen Gängen des Schlosses verscheucht hatte, weil man es dort nicht gerne duldete. Dietrich aber, der sich nicht umzusehen getraute, meinte noch immer, der böse Feind sei aus der Hölle losgelassen worden, ihn wegen seines bösen Vorhabens zu züchtigen. Totenblaß und fast atemlos klammerte er sich an den Füßen des Jägers fest und zitterte wie Espenlaub. Die Stöße und Tritte, die ihm der Rehbock versetzt hatte, schmerzten ihn schrecklich und er wurde fast ohnmächtig.

Der Jäger wiederholte mit donnernder Stimme: „Bekenne!" Bevor aber Dietrich wieder zu Atem kommen



konnte, liefen von allen Seiten die Bedienten zusammen. Auch die Kammerjungfer, das Stubenmädchen, die Köchin und die Küchenmägde eilten herbei. Am Ende kamen sogar noch der gnädige Herr, die gnädige Frau und die zwei Kinder. Das furchtbare Geschrei hatte alle im Schlosse aufgeschreckt. „Um des Himmels willen, was giebt es?" rief die gnädige Frau. „Brennt es in dem Schlosse?" Fritz rief, als er den Dietrich zu den Füßen des Jägers liegen sah: „Hat Dir Dein Fuß denn gar so wehe gethan, daß Du so fürchterlich geschrieen hast?" Die kleine Luise sagte: „Man sieht ja kein Pflaster und keine Wunde mehr am Fuße; er ist so gesund, als der andere. So schnell konnte er doch nicht heilen. Das ist seltsam!"

„Sprecht," sagte der gnädige Herr zu dem Jäger, „was ist hier vorgegangen? Was hat es mit dem Knaben für eine Bewandtnis?"

„Das sollen Euere Gnaden sogleich von ihm selbst hören," sagte der Jäger. „Rede, Bube! Was führte Dich in dieses Schloß? Was hattest Du vor? Bekenne es — oder, Du weißt es wohl, es geht Dir nicht gut!"

Dietrich gestand nun mit weinerlicher Stimme, er habe sich von den Wildschützen überreden lassen, sich für bresthaft und elend auszugeben, damit man ihn im Schlosse über Nacht behalte; er habe auch aus Furcht vor diesen seinen guten Freunden ihnen die Gartenthüre aufgeriegelt; allein anstatt der Wildschützen sei der böse Geist hereingekommen und habe ihn mit seinen Hörnern spießen und mit sich fort nehmen wollen.

Der alte Jäger rief zornig: „O Du gottloser Bube! An Dir haben wir von unserer Schnepfenjagd eine saubere Schnepfe mit nach Hause gebracht. Aber warte nur, der Scharfrichter von Schlehenhürst wird Dich nun wohl im Ernste in die Kur nehmen."

Der gute Fridolin, der mit einer brennenden Kerze neben dem Herrn von Finkenstein stand, betrachtete den

zitternden Dietrich näher und rief: „Je, Dich kenne ich ja schon! Ich habe Dich dort im Walde gesehen, als Du jene Rehgeis dem jungen Reh vor den Augen weggeschossen hast. Ja, ja, Du bist es! Nicht wahr, das hättest Du nicht gedacht, das junge Reh werde jenen Schuß noch einmal an Dir rächen und Dich dem Gefängnisse und dem Galgen ausliefern? Allein Gott hat dieses so gefügt. Er ist ein langmütiger, aber richtiger Bezahler."

Dietrich schaute den Fridolin mit stieren Augen an und begriff nicht, was er meine. Allein der Jäger Moritz sagte: „Einfältiger Bube, jenes Rehkitzlein, dessen Mutter Du im Walde bei Haselbach so erbarmungslos weggepürscht hast, haben wir in den Schloßgarten aufgenommen und es ist indes zu einem stattlichen Rehbocke herangewachsen. Der böse Geist, der Dich mit seinen Hörnern bis hierher zu meinen Füßen verfolgte, war niemand anders, als dieser unser Rehbock; indessen wirst Du den Klauen des Satans doch nicht entgehen."

Dietrich schlug sich mit der Faust vor die Stirn und sagte: „Einen dümmern Jungen, als ich bin, giebt es doch in der Welt nicht mehr, daß ich einen Rehbock für den Teufel ansehen konnte. Ich dachte immer, listiger und verschlagener sei kein Mensch, als ich, und nun mußte mich ein solches dummes, vernunftloses Vieh so greulich überlisten, daß ich einen solchen Lärm anfing und alles einbekannte. Ich möchte mir vor Verdruß alle Haare ausreißen!" Die Bedienten und die Mägde brachen über Dietrichs seltsamen Irrtum in ein lautes Gelächter aus.

Der gnädige Herr sprach aber sehr ernsthaft: „Die Furcht des Knaben rührte freilich aus Irrtum her. Allein selbst diesem Irrtume liegt eine große Wahrheit zu Grunde. Sein böses Gewissen hat ihm den Satan vorgemalt; ein guter, frommer Knabe hätte unmöglich glauben können, der Satan wolle ihn mit fort nehmen.

Jeder Bösewicht fühlt es tief in seinem Innersten, daß er noch etwas Schrecklicheres, als Galgen und Rad zu fürchten habe — jenen Abgrund von Elend, der nach dem Ausspruche des Erlösers und Richters der Menschen dem Teufel und seinem Anhange auf ewig bestimmt ist."

Die gnädige Frau schlug die Hände zusammen, blickte zum Himmel auf und rief: „O Du guter Gott, wie können wir Dir genug danken, daß Du uns gerettet hast! Du hast es so gefügt, daß diesem ruchlosen Heuchler noch zu rechter Zeit ein plötzlicher Schrecken eingejagt wurde, und daß er aus Angst und Verzweiflung sich selbst verraten mußte. Wir schliefen im Frieden und ahnten keine Gefahr. Aber Dein Auge hat über uns gewacht. Was für böse Menschen giebt es doch! Wenn Du, barmherziger Gott, nicht so gut und ein so treuer Beschützer wärest — ach, wir dürften keine Nacht ruhig schlafen, und weder Schlösser noch Riegel könnten uns schützen! O meine lieben Kinder: dankt ihm doch auch, dem guten, treuen Gott, und vertraut aufs neue auf ihn."

Siebzehntes Kapitel.

Dietrichs erstes Verhör.

Frau von Finkenstein rief jetzt plötzlich den Bedienten zu: „Ihr Leute, eilet und riegelt die Thüre! Wir sind keinen Augenblick sicher, daß die Bösewichter uns überfallen!"

Der alte Jäger Moritz sagte: „Die Wildschützen, diese abscheulichen Spitzbuben, sollen diesmal übel anlaufen. Wir wollen uns bewaffnen, sie herein lassen, und sie dann gefangen nehmen oder niederschießen."

Die gnädige Frau rief aber: „Nein, nein, gieb das nicht zu, liebster Gemahl! Die Räuber kommen sicher nicht

unbewaffnet. Wie leicht könnten sie einen unserer treuen Diener schwer verwunden oder gar töten, und das würde mich lebenslang schmerzen!"

Der gnädige Herr sprach: „Du hast recht, Franziska! Es giebt noch andere Wege, ihrer habhaft zu werden. Da wir den jungen Bösewicht haben, so können uns die alten Verbrecher nicht wohl entgehen. Wir werden es schon aus ihm herauszubringen wissen, wo sie zu finden sind."

Die Gartenthüre wurde nun unverzüglich verriegelt. Der alte Jäger sagte aber brummend: „Ganz kann ich es den Wilddieben nicht schenken. Ich möchte wenigstens einem oder dem anderen die Füße voll Schrot schießen, damit er uns nicht mehr entlaufen könne." Er holte ein paar Doppelflinten und stellte sich an ein offenes Fenster, das gegen die Gartenthüre sah. Eine Flinte lehnte er in das Fenstereck, spannte beide Hahnen der anderen Flinte und lauerte auf die Räuber. Er sah und hörte jedoch nicht das geringste von ihnen. Die Räuber waren in der dunkeln Nacht zwar bis an die Gartenmauer gekommen. Allein mit einem Male hörten sie Dietrichs Geschrei und glaubten, man peitsche ihn, weil man seinen Betrug entdeckt habe. Sie sahen, daß zugleich in mehreren Zimmern Lichter angezündet wurden und der Stiege zueilten. Sie kehrten daher augenblicklich zurück in den Wald. Den leeren Sack, den sie mit Gold und Silber hatten füllen wollen, vergaßen sie mitzunehmen, und man fand ihn morgens bei der Gartenmauer liegen.

Dietrich wurde indes in die Thorstube hinabgeführt und da bewacht. Er bereute es nun schmerzlich, daß er der Stimme seines Gewissens nicht gefolgt habe. „Ach," dachte er, „wenn ich die Thüre geriegelt und mein böses Vorhaben freiwillig bekannt hätte, so hätte ich vielleicht noch Gnade gefunden; es wäre mir sicher nicht so schlimm gegangen, als es mir jetzt ergehen wird!"

Allein er sann sogleich wieder darauf, wie er sich aus dem übeln Handel herauslügen wolle.

Herr von Finkenstein schickte einen Bedienten nach Hirschfelden, die Begebenheit dem Amtmanne zu melden und ihn zu ersuchen, sogleich in das Schloß zu kommen. Bis er kam, redeten der gnädige Herr und die gnädige Frau vieles über die große Gefahr, der sie eben entgangen waren; auch die zwei Kinder blieben auf und machten ihre Bemerkungen darüber. Der ausgestandene Schrecken hatte ihnen allen den Schlaf vertrieben.

„Es war doch gut,“ sagte Fritz, „daß ich damals den jungen Rehbock verfehlte; wenn ich ihn getroffen hätte, so stünde es jetzt sehr übel mit uns.“ „Du hast vollkommen recht,“ sprach der Vater. „Jenes kleine Jagdunglück war unser aller größtes Glück. So oft uns etwas Unangenehmes begegnet, sollen wir allemal denken, wer weiß, wozu das gut ist? Wir würden dann viel ruhiger und zufriedener leben. Denn Gott lenkt in der That alle, auch die kleinsten Vorfälle zu unserem Besten.“

Die kleine Luise sagte: „Der Rehbock verdiente, daß man ihm ein Halsband, von rotem Saffian und mit Gold verziert, machen lasse; denn er hat zwei edle Thaten vollbracht. Er hat den Fritz, den Papa und den Onkel zu Fridolins krankem Vater geführt, daß dem armen Manne geholfen wurde; den bösen Dietrich aber hat er recht tapfer herumgestoßen und uns dadurch vor Beraubung, ja wohl gar vor Mord und Tod bewahrt.“ Die Mutter sprach lächelnd: „Davon, daß er uns einen Dienst erwies, weiß der Rehbock ganz und gar nichts. Der liebe Gott fügte es so, daß durch dieses gute Tier zwei Familien gerettet wurden.“

Fritz sagte: „Nicht wahr, Papa! wann wir wieder einmal einen Menschen am Wege liegen sehen, so nehmen wir ihn nicht mehr mit in unser Schloß?“ Der Vater sprach: „Das wäre sehr grausam, lieber Fritz. Wir

haben uns allerdings übereilt und uns an Dietrich betrogen; unsere Güte hätte sehr üble Folgen für uns haben können. Aber uns deshalb keines Unglücklichen mehr anzunehmen, weil wir einmal betrogen worden, wäre der entgegengesetzte Fehler. Ja, es wäre wohl noch immer besser, einem Unwürdigen eine Wohlthat zu erzeigen, als einen Würdigen abzuweisen. Indes müssen wir dabei allerdings auf unsere eigene Sicherheit bedacht sein, und ich werde deshalb an der Thüre der Kammer, in der wir etwa künftig einen verdächtigen Fremden über Nacht behalten, ein gutes Vorhängschloß anbringen lassen."

Jetzt kam der Amtmann mit seinem Aktuar. Ein Gerichtsdiener begleitete sie und trug die Ketten, den Dietrich damit zu schließen. Dietrich wurde geschlossen und aus der Thorstube heraufgeführt; denn der Amtmann wollte ihn in Gegenwart des gnädigen Herrn vorläufig in das Verhör nehmen. Die gnädige Frau wollte aber nicht dabei zugegen sein; sie hielt es auch nicht für gut, daß die Kinder so viel Böses mit anhören sollten, und ging deshalb mit ihnen auf ihr Zimmer.

Dietrich gebärdete sich in seinen Ketten sehr jämmerlich und sagte unter vielen Thränen: „Thun Sie mir nichts an dem Leben, und ich will Ihnen alles sagen, was ich von den drei Spitzbuben, die mich in dieses mein Unglück gebracht haben, nur immer weiß." Dietrich nannte ihre Namen und erzählte, um aufrichtig zu scheinen, einige Diebstähle, die sie begangen hatten; allein von jenen Einbrüchen, bei denen er selbst gewesen, sagte er kein Wörtlein. „Ach," rief jetzt der Heuchler und fing an zu heulen, „ich bin nichts weiter als ein Dienstbube gewesen. Ich konnte ihnen nicht wehren, allerlei böse Streiche zu verüben. Ich bin — ich weiß selbst nicht wie? — in ihre vermaledeiten Dienste geraten. Ich wollte, um mich ehrlich und redlich zu ernähren, ein Besenbinder werden. Jost nahm mich, wie er sich



rühmte, aus purer, lauterer Großmut, auch wirklich in die Lehre. Er versprach mir alles Gute und ich dachte an nichts Böses. Aber von da fing mein Elend an. Jost machte mich mit Waller und Schlicht bekannt. Ich dummer Junge hielt sie anfangs für ehrliche Jäger, wofür sie sich ausgaben. Denn Jost versicherte mir, sie hätten die Jagd gepachtet. Nach und nach merkte

ich freilich, sie seien Wildschützen, ja sogar Diebe. Aber was wollte ich anfangen? Ich war nun einmal in ihren Klauen. Ich suchte vergebens zu entrinnen; sie bewachten mich wie einen Gefangenen, und drohten mir mit Mord und Tod. Ach du lieber Himmel, nie wäre eine solche Bosheit, die hochgnädige Herrschaft bestehlen zu helfen, in mein Herz gekommen; allein die Bösewichter setzten mir die Pistolen auf die Brust und drohten mich zu ermorden, wenn ich ihnen nicht gehorche. Ich bereue es nun mit heißen Zähren, daß ich mich nicht lieber umbringen, als zu einem solchen Bubenstück verleiten ließ. Ich will den geheimen Schlupfwinkel der Spitzbuben gerne entdecken, damit sie bestraft werden. Sie haben sich miteinander verabredet, nach dem Einbruche in ihre alte Burg zurückzukehren. Diese Burg und den Eingang dazu, der schwer zu finden ist, will ich gerne zeigen. Dort stecken die verwünschten Kerle gewiß beisammen. Es geschieht den Schurken recht, wenn man sie alle drei köpft oder aufknüpft. Das haben sie schon an mir armer Waise zehnfach verdient. Allein, liebster, bester Herr Amtmann, und Sie, allergnädigster Herr von Finkenstein! verschonen Sie nur mich."

Der Amtmann gab dem Dietrich kein böses Wort und legte ihm noch einige Fragen vor. Dietrich beantwortete sie, nachdem er es für gut fand, teils wahr, teils falsch; er versicherte, er habe seine Eltern kaum mehr gekannt, und sie seien als heimatlose Leute nur so im Lande umhergezogen. Er gestand nicht, wo er her sei, damit seine früheren bösen Streiche nicht aufkommen möchten. Er wurde nun wieder in die Thorstube hinabgeführt. Der lügenhafte Bube meinte, er habe seine Sache mit seinen frechen Lügen recht gut gemacht; doch sie war dadurch nur schlimmer geworden. Als Dietrich zur Thüre hinaus war, sagte der Amtmann: „Was für ein abgefeimter Spitzbube ist doch dieser Bursche! Um sich zu retten, brächte er seine

Diebsgenossen mit Lust an den Galgen. Fast alles, was er vorbrachte, ist offenbar ein schändliches Gewebe von Lügen. Mich wundert nur dies, wie ein solcher einfältiger Tropf sich einbilden kann, Männer von Einsicht und Erfahrung so leicht zu überlisten."

Der Herr von Finkenstein sprach: „Er ist ein ausgemachter Bösewicht. Sie hätten nur sehen sollen, wie schlau und listig er sich draußen am Wege zu verstellen wußte! Wenn er das nur aus Furcht vor den Räubern gethan hätte, so hätte er es nicht so gut zu machen gewußt; allein es war ihm selbst eine Lust, uns zu betrügen, und er zeigte, daß er schon seit Jahren mit Lug und Trug umgehe. Wenn er den vorgehabten Raub so sehr verabscheut hätte — warum bekannte er ihn nicht früher ein? Und wenn es ihm darum zu thun gewesen wäre, den Räubern zu entkommen, so befand er sich ja nicht mehr in ihrer Gewalt, und hätte in unserem Schlosse eine sichere Zuflucht gefunden. Er hat seine Falschheit und Nichtswürdigkeit nur noch mehr an den Tag gegeben. Allein jeder Bösewicht, der sich mit Lügen aus einer bösen Sache heraus zu wickeln sucht, verwickelt sich nur immer mehr und fängt sich in seinen eigenen Netzen."

Achtzehntes Kapitel.

Ein Streifzug gegen die Räuber.

Der Amtmann hatte, sobald ihm der vorgehabte Einbruch in das Schloß Finkenstein gemeldet worden, auf der Stelle Anstalt zu einem allgemeinen Streifzuge gegen die Räuber gemacht. Er ließ dazu alle Jäger, Gerichtsdiener und Flurschützen in der ganzen Herrschaft und eine große Schar Bürger und Bauern aufbieten. Während er den Dietrich verhörte, war der Oberförster

von Hirschfelden mit seinen Leuten zu Finkenstein angekommen. Die übrigen Jäger und Bauern in der Herrschaft sollten unterwegs zu dem Zuge stoßen. Der Amtmann beschloß, nachdem er den Dietrich vernommen hatte, geradezu nach der zerstörten Ritterburg zu ziehen, um da die Räuber zu überfallen. Er setzte sich zu Pferd und führte den Befehl über die tapferen Männer. Als Dietrich aus dem Schlosse herausgebracht wurde, rief einer der Bürger aus Hirschfelden, ein Eisenhändler: „Seht, das ist der liederliche Schlosserjunge von Waldungen, der wegen Diebstahls entlaufen ist!“ Dietrich sah nun, wie wenig ihm seine Lügen halfen. Der alte Moritz aber, der auch mitzog, ergrimmte, warf dem jungen Verbrecher einen Strick um den Hals und sagte: „Du gottloser Lügner! wenn Du uns den verborgenen Schlupfwinkel Deiner Spießgesellen nicht richtig angiebst, so hängen wir Dich an dem nächsten besten Baume auf.“ Man nahm auch einen Leiterwagen mit, um die Räuber, wenn sie bei dem Einfangen sollten verwundet werden, lebendig oder tot einzubringen. Dietrich durfte aufsitzen, weil ihn der Rehbock so übel zugerichtet hatte, daß er kaum zu gehen vermochte. Es schlug eben morgens zwei Uhr, als man aufbrach. Die übrige aufgebotene Mannschaft schloß sich unterwegs wohlbewaffnet an den Zug an.

Tief im Walde auf einem Platze, der etwa noch eine halbe Stunde von der alten Burg entfernt war, ließ der Amtmann halten, verteilte seine Leute und befahl ihnen, sich in großer Stille von allen Seiten der Burg zu nähern und sie zu umringen. Der Wagen mußte einstweilen zurückbleiben. Dietrich zeigte ihnen die geheime Maueröffnung zu dem unterirdischen Gange und auch jenen geheimen Ausgang, der aus der Räuberhöhle hinauf in das Freie führte. Dieser Ausgang oben im Schutte wurde mit bewaffneten Leuten besetzt; in die Maueröffnung unten am Schloßgraben aber

wagten sich mehrere Jäger und Gerichtsdiener, alle wohlbewaffnet hinein. Stillschweigend und mit leisen Tritten schlichen sie in dem dunklen Gange vorwärts. Sie kamen in das Gewölbe. Die Räuber lagen alle drei in tiefem Schlafe. Sie hatten die vergangene Nacht, sobald sie ihre Höhle erreicht hatten, sich ermüdet auf ihr Lager geworfen. Auch Waller war diesmal bei ihnen in der Höhle geblieben und sogleich eingeschlafen. Nur Jost hatte, so lange er die Augen offen halten konnte, wegen der vereitelten Hoffnung in seiner Branntweinflasche Trost gesucht. Jetzt rief der Amtsdiener mit mächtiger Stimme: „Wachet auf und kommt mit uns; ihr seid unsere Gefangenen!“ Waller sprang zuerst auf — sah die Menge Leute, die drohenden Flinten, Pistolen, Säbel und Hirschfänger, warf dem Dietrich einen verächtlichen Blick zu und ergab sich. Schlicht sagte: „Es war ein dummer Streich von uns, daß wir uns hierher flüchteten. Wir hätten dem falschen Dietrich, diesem Verräter, nicht trauen sollen. Indes hat nun einmal unsere Stunde geschlagen.“ Jost aber, der seinen Rausch noch nicht ausgeschlafen hatte, fluchte über Dietrich, riß einen Säbel von der Wand und wollte um sich hauen. Waller hielt ihm den Arm und sprach: „Laß das! Gegenwehr wäre hier unnütz und lächerlich.“ Die Räuber wurden nun in ihrer Höhle, in der sie vor jedem Überfalle sicher zu sein glaubten, gefangen genommen.

Der Amtmann, von vielen Bewaffneten umgeben, wartete indessen draußen an der Öffnung der Mauer. Ein Gerichtsdiener kam zuerst heraus und rief freudig: „Wir haben sie alle drei: sie kommen mir auf dem Fuße nach.“ Auf diesen Ruf versammelten sich alle die Männer, die der Amtmann mitgebracht hatte, vor der Maueröffnung, voll Begierde, die Räuber zu sehen. Waller kam zuerst heraus, blickte mit seinen hellen, schwarzen Augen in dem Kreise der Bewaffneten umher,

neigte sich mit Anstand vor dem Amtmanne, sagte aber kein Wort. Er bot ruhig seine Hände dar, und ließ sich die Ketten anlegen. Schlicht folgte seinem Beispiele. Jost aber schimpfte und lästerte und wollte sich durchaus nicht fesseln lassen. Es half ihm aber nichts, er wurde geschlossen. Was man in der Räuberhöhle vorgefunden hatte, wurde herausgebracht und auf den Wagen geladen, der eben herbeigekommen war. Dietrich setzte sich auf den Wagen; Jost, der noch immer taumelte, wurde in seinen Ketten zu ihm auf den Wagen geworfen. Auf dem ganzen Wege schalt Jost über Dietrich und drohte, ihm bei erster Gelegenheit den Hals umzudrehen. Er bedachte nicht, seinem eigenen Halse drohe eine viel größere Gefahr.

Jetzt näherte sich der Zug dem Schlosse Finkenstein. Der Amtmann ritt voraus; hinter ihm gingen Waller und Schlicht in ihren Ketten zwischen mehreren Bewaffneten; nun folgte der Wagen, auf dem Jost und Dietrich nebst zwei Gerichtsdienern mit geladenen Gewehren saßen; eine große Schar Bauern, mit Holzäxten, Heugabeln und Prügeln ausgerüstet, beschloß den Zug. Herr von Finkenstein, seine Gemahlin und die Kinder schauten bei den Fenstern herab; die Bedienten standen unter der Schloßpforte; eine Menge Leute aus den benachbarten Orten drängte sich herbei, die Räuber zu sehen.

Fridolin, der neben Baron Fritz an dem Fenster stand, sagte verwundert: „Sehen Sie, der Mann, der bei Dietrich auf dem Wagen sitzt, ist dabei gewesen, als Dietrich die Rehgeis geschossen; er hat sie vollends getötet. Wie beide miteinander die böse That begangen, so werden sie nun auch miteinander gestraft.“ Einige unter den Leuten, die zusammengelaufen waren, riefen: „Ist dies nicht Jost, der ehemalige Kutscher im Schlosse?“ — „Leider, der ist es!“ sagte Moritz. Da wurden alle höchst aufgebracht über Jost und schrieen: „O Du undankbarer,



ruchloser Kerl! Wie viele Wohlthaten hast Du in diesem Schlosse genossen! Und Du wolltest das Gute mit Raub und Mord vergelten!“ Sie zeigten große Lust, den Jost zu steinigen und hätten es auch wohl gethan, wenn man es ihnen nicht gewehrt hätte. Der Amtmann ging nun zu der Herrschaft hinauf, ihr über den gelungenen Streifzug Bericht zu erstatten; die Räuber aber wurden nebst Dietrich nach Hirschfelden abgeführt, wo sich das Amtsgericht befand, und jeder wurde in ein besonderes Gefängnis gelegt.

Es hatte in der Gegend großes Aufsehen erregt, daß man noch in der Nacht so viele Mannschaft aufgeboten hatte, die Räuber zu verfolgen. Das Gerücht von dem Raubanschlage auf Finkenstein verbreitete sich weit umher und vergrößerte sich von Ort zu Ort. Man erzählte sich die schauerlichsten Dinge. In den entlegeneren Dörfern hieß es schon, man habe wirklich eingebrochen; noch weiterhin wurde versichert, das ganze Schloß sei rein ausgeplündert; in noch größerer Entfernung behauptete man, die Räuber hätten sich nicht begnügt zu rauben, sondern sie hätten sogar die Herrschaft ermordet und das Schloß in Brand gesteckt. Diese lügenhaften Gerüchte kamen dem Bruder der gnädigen Frau, dem Major, zu Ohren. Wiewohl er nur das wenigste glaubte, so dachte er, etwas müsse doch daran sein. Um der Ungewißheit, die ihm sehr peinlich war, ein Ende zu machen, und den Seinigen, die vielleicht doch seines Trostes und seiner Hilfe benötigt sein könnten, beizuspringen, setzte er sich unverzüglich zu Pferd und ritt nach Finkenstein. Er war sehr erfreut, als seine Schwester, sein Schwager und die Kinder ihm gesund und wohl entgegenkamen. Sie dankten ihm für seine Teilnahme und erzählten ihm die Geschichte ausführlich.

Der Amtmann, der eben zugegen war, sagte unter anderem: „Zu meiner nicht geringen Verwunderung habe ich unter den Gerätschaften der Räuber mehrere

lateinische und griechische Bücher gefunden, die Waller gehörten. Dietrich zeigte mir eines darunter, in dem Waller am öftesten gelesen habe, und es war der Homer in griechischer Sprache." Der Major sprach: „Wie ist's doch möglich, daß ein Mann, der studiert hat und an solchen Schriften Geschmack findet, so tief sinken kann! Dieser Waller muß, ungeachtet er ein Räuber ist, dennoch ein merkwürdiger Mensch sein. Auf die übrigen bin ich gar nicht neugierig; diesen aber wünschte ich zu sehen. Allein ich fürchte, er möchte es so nehmen, als wollte ich ihn bloß angaffen, oder mich gar an seinem Unglücke weiden. Sehen möchte ich ihn indes, wenn es, ohne daß er mich eben bemerkte, geschehen könnte." — „Das läßt sich leicht machen," sagte der Amtmann. „Morgen werde ich Waller und seinen Genossen Schlicht zugleich verhören. An die Verhörstube stößt ein Zimmer, aus dem Euer Gnaden, ohne selbst bemerkt zu werden, beide sehen und hören können."

Der Major ging, von dem Herrn von Finkenstein begleitet, am anderen Tage dahin. Waller und Schlicht wurden in ihren Ketten vorgeführt. Herr von Finkenstein sagte leise zu dem Major: „Sieh', der mit den dichten, schwarzen Locken ist Waller; der andere heißt Schlicht." Der Major war bei ihrem Anblick sehr erstaunt, betrachtete sie eine Weile und winkte dann dem Herrn von Finkenstein zu gehen. „Denke nur, Bruder," sprach er, als sie aus dem Amtshause traten, „das sind die zwei Räuber, die mich einst bei Waldengrund ausplündern wollten. Dieser Waller ist eben derjenige, der sich als einen so trefflichen Fechter zeigte; dem anderen hat Niklas den Säbel aus der Hand geschlagen. Was ich Dir da sage, das behalte aber bei Dir. Die armen Menschen sind unglücklich genug daran; ich will ihre Leiden nicht vergrößern. Ich will nicht als ihr Ankläger auftreten. Gott errettete mich aus ihrer Hand; alles Vergangene sei vergeben und vergessen."

„Das ist edel von Dir, lieber Bruder," sagte Herr von Finkenstein, „und ich lobe Dich deshalb. Allein Dein Edelmut kann diesen Männern wenig mehr zu statten kommen. Sie haben zu viel Böses gethan und werden nun mit allen ihren bösen Thaten auch zugleich für ihren Raubangriff auf Dich ihren Lohn erhalten. — Es ist doch merkwürdig, wie durch Gottes Fügung ein kleiner Umstand gar oft den Übelthäter der verdienten Strafe ausliefert und dem guten Menschen zu seiner Belohnung verhilft. Beides ward hier durch ein und eben dasselbe Mittel erreicht. Jenes junge Reh verschaffte Dir die Gelegenheit, den braven Niklas, der Dich aus den Händen der Räuber errettete, zu belohnen, so viel eine solche edle That auf Erden belohnt werden kann; eben jenes Reh gab aber auch die Veranlassung, daß die zwei Räuber, nebst ihren Gesellen, ohne Dein Zuthun, dem Strafgerichte der Obrigkeit anheimfielen. Ja, es waltet eine allvergeltende Gerechtigkeit über uns, die oft schon auf Erden das Gute belohnt und das Böse bestraft."

Die Räuber wurden anfangs fast täglich verhört. Hierauf schrieb man an alle jene Gerichtsstellen, in deren Gebiet sie sich je aufgehalten und besonders an jene Gerichte, die schon Steckbriefe gegen sie hatten ergehen lassen. Die Übelthäter lagen über ein Jahr lang in dem Gefängnisse; indes kam ihre ganze Lebensgeschichte nach und nach ins klare und viele böse Thaten von ihnen kamen an den Tag. Als die Untersuchung beendigt war, wurden die Akten an die höchste Gerichtsstelle im Lande eingeschickt und man erwartete nun das Urteil.

Neunzehntes Kapitel.

Wallers Geschichte.

Waller war von einer sehr angesehenen Familie; seinen gegenwärtigen Namen hatte er bloß angenommen, um nicht so leicht entdeckt zu werden. Sein Vater war ein vornehmer Beamte und ein überaus edler, vortrefflicher Mann; seine Mutter eine eben so vortreffliche Frau. Waller war ihr ältester Sohn; eine Schwester war ein Jahr und sein Bruder zwei Jahre jünger; von den übrigen Geschwistern waren nur noch die zwei jüngsten Fräulein am Leben. Waller, der mit seinem Taufnamen Karl hieß, zeigte schon als Knabe große Geistesgaben und war von ungemeiner Schönheit. Seine Eltern gaben ihm die sorgfältigste Erziehung. Da er ein Alter von achtzehn Jahren erreicht hatte, schickte sein Vater ihn auf eine berühmte Universität. Der schöne und talentreiche Jüngling, der sich auch durch Anstand und artiges Benehmen auszeichnete, erregte Bewunderung. Er war unermüdet fleißig und übertraf an Kenntnissen bald alle seine Mitstudierenden. Auch seine Sitten waren rein und ohne Tadel. Die Lehrer stellten ihn den studierenden Jünglingen als ein Beispiel des Fleißes und eines wohlgeordneten Betragens vor; alle Studierenden schätzten und liebten ihn. Nur einen Fehler hatte er; er war sehr auffahrend und jähzornig. Dazu kam ein angeborener Stolz, der durch die Lobsprüche, die man ihm von allen Seiten machte, genährt wurde; auch verblendete ihn die falsche Ehrbegierde, keine Unbilde ungerochen zu lassen, um als ein tapferer junger Mann zu erscheinen. Indes hatte er mehrere Jahre, ohne besonders auffallende Streitigkeiten, an der hohen Schule

rühmlich zugebracht und wollte in dem kommenden Herbste als Doktor der Rechte die Universität verlassen.

Da ritt er nun einmal an einem heißen Sommertage, an dem er sich wenig zum Studieren aufgelegt fühlte, mit mehreren Studierenden auf ein benachbartes Dorf, wo in einem schönen großen Garten Erfrischungen aller Art zu haben waren. Die ganze Gesellschaft war sehr heiter und fröhlich und die meisten tranken ein Glas Wein mehr, als ihnen gut war. Oben an Wallers Tische saß ein junger Graf, der vielen Witz, aber eine unglückliche Neigung hatte, andere zu necken und über sie zu spotten. Der junge Graf, der gegen Waller bisher immer eine vorzügliche Achtung, ja sogar eine zärtliche Freundschaft gezeigt hatte, sagte, vom Weine dazu verleitet, ihm einige derbe Spöttereien. Waller konnte von der Welt nichts weniger ertragen, als Spott; er kam, vom Weine noch mehr erhitzt, vor Wut fast außer sich. Unglücklicherweise waren beide junge Herren nach damaliger Sitte mit Degen bewaffnet. Waller forderte den Grafen heraus. Die meisten der Anwesenden gaben ihm recht und sagten, seine Ehre erfordere es, eine solche Schmach nicht auf sich liegen zu lassen. Der Graf nahm die Ausforderung an. Sie begaben sich in ein Wäldchen, das an den Garten stieß. Mehrere Studierende begleiteten sie; alle dachten, mit einer leichten Wunde des einen oder des anderen werde die Sache abgethan sein. Beide fochten. Allein Waller, der zu ergrimmt und ein Meister im Fechten war, durchbohrte seinem Gegner die Brust. Der bedauernswerte Graf rief: „O Gott, ich bin des Todes!" — sank erblassend zu Boden und richtete seine erlöschenden Augen sterbend auf Waller. Waller, mit dem blutigen Degen in der Hand, stand da — vor Schrecken und Entsetzen blaß, wie die Leiche seines erstochenen Freundes und ohne Bewegung wie eine Bildsäule. Alle übrigen drangen in ihn, augenblicklich zu entfliehen; einige gaben ihm


Meisenbach

Reisegeld. Er machte sich eilends auf die Flucht. „Ach,“ sagte der Wirt, „das ist eine traurige Geschichte! Dem einen hat seine Spottlust den Tod gebracht und dem anderen wird sein Jähzorn das Leben kosten.“

Der Vater des ermordeten Jünglings war von sehr altem Adel, unermeßlich reich und mit den ersten Familien im Lande nahe verwandt. Er, seine Gemahlin und seine Verwandten gerieten in die äußerste Bestürzung; der Hof, die ganze Residenz nahm Anteil an ihrem Jammer. Es wurden unverzüglich an alle Ämter Befehle erlassen, den Mörder überall aufzusuchen; man setzte eine große Summe Geldes als Preis auf seinen Kopf. Waller wußte wohl, in seinem Vaterlande sei keine Sicherheit mehr für ihn; er suchte sobald als möglich die Grenze zu erreichen. Er wanderte mit eilenden Schritten durch die Waldungen, die sich in langen Strecken fast ununterbrochen an einem Flusse hinzogen. Allein schon am folgenden Tage bemerkte er, daß Soldaten und Jäger mit Hunden den Wald durchsuchten. Er kletterte auf eine Eiche und verbarg sich zwischen den dickbelaubten Ästen. Er mußte sehen, wie die Männer unter der Eiche vorbeikamen; doch zum Glücke für ihn fiel es ihnen nicht ein, er könnte auf einem der Bäume sitzen. Er stieg erst, als es bereits finstere Nacht war, von dem Eichbaum herab und reiste weiter. Doch jetzt gingen die Waldungen zu Ende; er mußte seine Reise im freien, offenen Lande fortsetzen. Er wagte es nur mehr, bei Nacht zu reisen; den ganzen langen Tag über hielt er sich in dem hohen, dichten Korn versteckt, das bereits zur Ernte reif war. Seine einzige Nahrung waren Getreidekörner; dabei mußte er den glühendheißen Tag über brennenden Durst leiden. Zu Nacht stillte er seinen Durst mit Wasser aus dem Bache. Eines Morgens, da er wieder eine Nacht hindurch gelaufen war, befand er sich in einer Gegend, wo die Ernte vorüber war, und auf den Feldern nur mehr

die Stoppeln standen. Ringsumher erblickte er weder Wald noch Gebüsch; in weiter Ferne aber bemerkte er einen Trupp Reiter, die er an dem Blinken ihrer Gewehre für Landdragoner erkannte. Er wußte sich nirgends mehr zu verbergen, er strengte alle Kräfte an, eilends zu entfliehen. Aber ein breiter Fluß hemmte seine Tritte. Die Ufer des Flusses waren indessen etwas hoch; er schlich gebückt längs des Wassers hin, erreichte eine Brücke und verbarg sich darunter. Da wegen der andauernden Sonnenhitze das Wasser niedrig stand, fand er dazu eben genug trockenen Raum. Die Reiter kamen an die Brücke; er hörte sie miteinander reden. „Wir hatten die Brücke immer im Auge," sagte einer; „der Mörder kann nicht wohl hinüber sein." „Und doch muß er sich hierherum befinden," sagte ein anderer. „Das Taschentuch, das wir auf dem Wege hierher fanden, gehört sicher ihm; die Anfangsbuchstaben seines Namens sind darin eingenäht. Indes ist es doch möglich, daß er über den Fluß schwamm und sich in dem Gebüsche dort drüben versteckte." „Es wäre doch ärgerlich, wenn er uns entkäme," rief ein dritter; „denn bedenkt, hundert Dukaten, die auf seinen Kopf gesetzt sind, würden uns entgehen." Waller getraute sich kaum zu atmen; das Herz klopfte ihm furchtbar. Die Reiter ritten endlich über die Brücke; er aber blieb den ganzen Tag darunter versteckt. Wie ihn vorhin in den heißen Kornfeldern zwischen den reifenden Ähren der Durst gequält hatte, so quälte ihn hier der Hunger. Noch ohne Vergleich schrecklicher war die Qual seines Gewissens. Er gedachte des Schreckens, des Entsetzens, des ganz gewiß unaussprechlichen Herzeleids seiner lieben Eltern und Geschwister! Der sterbende Graf, das totenbleiche Angesicht, der letzte Blick, das hervorströmende Blut des Ermordeten, den er sehr hoch geachtet hatte, schwebte ihm immer vor Augen. Seine That reute ihn unaussprechlich; er verging fast vor Jammer.

In der folgenden Nacht erreichte Waller die Grenze, kam glücklich hinüber und setzte nun ohne Furcht, ergriffen zu werden, seine Reise am Tage fort. Auf den Abend kam er zu einem ansehnlichen Flecken, ging in den nächsten Gasthof und setzte sich in der Gaststube an einen der letzten Tische. Er war sehr froh, daß er nun nach langer Zeit endlich wieder ein ordentliches Abendessen und ein gutes Bett bekommen werde. Bis das Essen fertig würde, las er in einem Zeitungsblatte, das auf dem Tische lag. Mit Schrecken fand er darin einen Steckbrief, in dem seine Gestalt aufs genaueste beschrieben war. Er sah nun, daß er auch in auswärtigen Staaten verfolgt werde und nirgends mehr sicher sei. Einige Bürger des Fleckens kamen in dem Gasthofe gewöhnlich zur Abendgesellschaft zusammen, und es trat bereits einer nach dem anderen in die Stube, jedoch ohne sonderlich auf Waller zu achten. Zu Wallers Troste war es bereits ziemlich dunkel. Bevor man das Licht anzündete, sagte er zur Wirtin, es sei ihm nicht wohl, und er wolle in das Bett; man solle ihm nur etwas Suppe auf das Zimmer bringen. Er warf sich angekleidet auf das Bett, schloß die ganze Nacht kein Auge und horchte beständig, ob sich niemand seiner Thüre nähere. Er hatte die Thüre verriegelt und war schon darauf gefaßt, durch das Fenster zu entspringen. „Ach," sagte er hundertmal, „wenn ein Verbrechen auch keine anderen Folgen nach sich zöge, als diese beständige Unsicherheit, so wäre es Strafe genug, und man sollte sich schon deshalb davor hüten."

Indes blieb die Nacht hindurch alles ruhig. Mit Anbruch des Tages bezahlte Waller seine Zeche und ging weiter. Er wagte sich nur mehr in abgelegene Walddörfer. Sein Geld ging zu Ende. Er verkaufte seine silbernen Sporen an einen Handelsjuden, den er unterwegs antraf. Allein das erlöste Geld ging bald wieder aus; der einzige Rock, den Waller Tag und Nacht

anhatte, und darin bald auf staubigem, bald auf nassem Erdboden schlief, war sehr unscheinbar geworden; seine Stiefel waren zerrissen. Er bot daher seine Uhr einem wohlhabenden Dorfwirte, der gerne Staat machte, zum Kaufe an. Der Wirt fand es verdächtig, daß ein Mensch in einem abgetragenen Rocke und mit zerrissenen Stiefeln eine goldene Repetieruhr haben sollte. Er sagte aber bloß, er verstehe sich nicht darauf, ob das Gold echt sei, und wolle die Uhr seinem Nachbar, einem Handelsmanne, zeigen. Waller konnte ihm dieses nicht abschlagen. Der Wirt trug die Uhr zum Schultheißen, der sie sogleich erkannte, weil in dem Steckbriefe bemerkt war, daß Waller bei seinem Entweichen eine so und so beschaffene Uhr bei sich geführt habe. Der Schultheiß nahm augenblicklich seinen Amtsdiener nebst ein paar starke Männer zu sich und eilte dem Wirtshause zu, den entdeckten Mörder zu arretieren. Waller aber, immer besorgt, nicht entdeckt zu werden, sah durch das Fenster, erkannte den Schultheißen an der ernsten Amtsmiene, den Polizeidiener an den Überresten eines Federbusches auf dem dreieckigen Hut und entfloh durch die Hinterthüre in den nahen Wald. Die Uhr aber war verloren.

Waller befand sich nun in der unglücklichsten Lage. Scheu und flüchtig, ohne Geld, ohne Freund, in fremdem Lande wußte er schlechterdings nicht, was er anfangen sollte. Er dachte wohl daran, Schreiber zu werden. Allein er scheute, als ein durch Steckbriefe Verfolgter, die Amtshäuser schon von weitem. Er hätte sich gerne dazu bequemt, unerachtet seiner vornehmen Erziehung und seines männlichen Alters, noch ein Handwerk zu erlernen; allein es fehlte ihm ein Geburtsbrief, und er würde sich schon dadurch verdächtig gemacht haben. Am liebsten wäre er Soldat geworden; allein er wagte es nicht, seine Dienste anzubieten, aus Furcht, erkannt und ausgeliefert zu werden. Mit jedem Tage fühlte er es mehr, welches schreckliche Gefolge von Leiden ein Ver=

brechen habe. „Ich bin nun ärmer, als der ärmste Bettler!“ sagte er öfter. „Ein Bettler kann doch an der nächsten besten Thüre um Brot flehen — aber ich darf dieses nicht eiumal wagen. Ich stürzte mich durch mein zornmütiges Wesen in unermeßliches Elend, und für mich ist nirgends mehr eine Aussicht!“

In solche schwermütige Gedanken vertieft, wandelte er eines Tages durch einen Wald hin und begegnete einem Fuhrmann, dessen Wagen auf der schlechten Straße im Kote stecken geblieben. Der Fuhrmann plagte sich vergebens, den Wagen, der bis an die Achsen hineingesunken war, wieder heraus zu bringen. Waller eilte sogleich herbei, schob, indem der Fuhrmann die Pferde antrieb, mit Anstrengung aller seiner Kräfte an dem Wagen und brachte ihn glücklich heraus. Der Fuhrmann dankte dem dienstfertigen jungen Manne, bemerkte seine abgenützten Kleider und gab ihm ein kleines Trinkgeld. Waller, der Sohn reicher Eltern, war über den Anblick der paar Groschen erfreut. Er kam an ein Wirtshaus im Walde, das ziemlich unfreundlich und baufällig aussah, indes ging er hinein und ließ sich, da er sehr hungrig und durstig war, Brot und einen Krug Bier geben. Da trat ein Mann in grünem Rocke mit Kugelbüchse und Hirschfänger herein, setzte sich an die andere Ecke des Tisches und betrachtete Waller beständig sehr aufmerksam. Waller wurde unruhig; der Mann im grünen Rocke winkte dem Wirte hinaus zu gehen und sagte dann zu Waller: „Ich kenne Sie wohl und weiß Ihre Geschichte. Auf Ihren Kopf steht eine Belohnung. Allein von mir haben Sie nichts zu fürchten; vielmehr soll es mich freuen, wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erweisen kann. Sie sollten auch mich kennen. Sicher erinnern Sie sich noch des verstorbenen Schreinermeisters Valentin, der zunächst neben Ihrem väterlichen Hause wohnte.

Sie haben als Knabe ja manche Stunde in seiner

Werkstätte zugebracht, und wußten sehr geschickt aus Holz allerlei Spielsachen für Ihre kleine Schwester zu verfertigen. Ich bin sein Sohn.“ Waller rief verwundert: „Peter! Du! mein ehemaliger Spielkamerad?“ „Der bin ich!“ sagte Peter. „Aber,“ sprach Waller, „wie um des Himmels willen kommst Du doch in diesem Aufzuge hierher?“ „Eine ähnliche Unbesonnenheit,“ sagte Peter, „wie Sie eine begangen haben, hat auch mich gezwungen, unser gemeinschaftliches liebes Vaterland zu verlassen.“ Waller bat ihn, seine Geschichte zu erzählen. Peter erzählte: „Ich wurde zum Soldaten ausgehoben, machte ein paar Feldzüge mit und erhielt die silberne Ehrenmünze. Mein Herr Hauptmann gewann mich sehr lieb und nahm mich zu seinem Bedienten an. Meine gute Handschrift kam mir sehr gut zu statten. Der Herr Hauptmann verschaffte mir vieles zum Abschreiben und ich verdiente täglich einiges Geld. Das kam mir sehr wohl, und ich habe das unserem alten Schullehrer Ziegler zu danken, der alle seine Schüler im Schreiben wohl exercierte. Sie kennen den braven Mann ja auch; er hat auch Ihnen in Ihrem Hause besondere Stunden gegeben. Nun wohl, das wäre alles gut gewesen. Allein leider war ich ein leidenschaftlicher Spieler. Mein Hauptmann übergab mir einst eine Summe Geld, sie einem Kaufmanne zu überbringen; sie betrug achtundzwanzig Mark und dreißig Pfennige. Ich war im Spiele unglücklich gewesen und griff nun dieses mir anvertraute Geld an, in der Hoffnung, mein verlorenes wieder zu gewinnen und noch mehr dazu. Aber der Teufel hatte mir das nur so vorgespiegelt. Ich verlor die ganze Summe rein. Ich verzweifelte fast und aus Furcht vor der wohlverdienten Strafe desertierte ich. In unserem Vaterlande war für mich keine Sicherheit mehr. Ich flüchtete mich in das Ausland. Ich arbeitete teils als Schreinergeselle, teils diente ich in hiesiger Gegend, besonders zur Erntezeit, den

Bauern als Tagwerker. Allein nun erging eine neue Verordnung, nach der alle Deserteure unserem Vaterlande müssen ausgeliefert werden. Ich war nun auch hier zu Lande nicht mehr sicher. Da kaufte ich mir von meinem ersparten Lohne Kugelbüchse, Jagdtasche und Hirschfänger, schaffte mir den grünen Rock da an, gab mich für einen vakanten Jäger aus und wurde ein Wildschütze. Es ist dieses freilich ein armseliges und gefährliches Gewerbe. Aber was sollte ich sonst anfangen!"

Waller war in seinen verzweifelten Umständen sogleich entschlossen, auch ein Wildschütze zu werden. Sein Jugendfreund Peter wehrte ihm ab und sagte: „Das ist nichts für Sie; ich selbst, der ich der Beschwerden und Mühseligkeiten doch gewohnt bin, möchte lieber wieder zur väterlichen Hobelbank zurückkehren, wenn ich es nur zu machen wüßte." Waller sagte: „Wenn dieses nur eine Ablehnung meines Antrages sein sollte, so müßte ich es mir gefallen lassen. Allein es wäre mir sehr leid. Peter, Du weißt es, ich war als Knabe mit Dir immer gut Freund. Ich bin jetzt in großer Not und der Verzweiflung nahe. Ich bitte Dich, erbarme Dich meiner und laß mich mit Dir ziehen. Du erweisest mir dadurch einen großen Dienst." „Wenn das ist," sagte Peter, „so diene ich Ihnen recht gern. Ihre Eltern waren gegen meine verwitwete Mutter, die lange Zeit krank und bettlägerig war, immer sehr gütig und haben ihr viele Wohlthaten erwiesen. Sie selbst haben mir, als einem armen Knaben, manchen Zehner geschenkt, und ich trug manches noch sehr gute Kleidungsstück, das Sie abgelegt hatten. So etwas vergißt man nicht. Ich bin ein armer, elender Mensch; ich habe treulos meine Fahne verlassen und treibe ein verbotenes Handwerk. Allein, daß ich gegen meine Wohlthäter undankbar sei, soll mir doch kein Mensch nachsagen. Wenn Ihnen für jetzt nicht anders zu helfen ist, so ziehen

Sie in Gottes Namen mit mir." Waller war darüber sehr erfreut. Peter hieß mit dem Zunamen Schley. Waller aber sagte: „Du mußt, wie ich, Deinen Namen ändern, damit man Dich nicht so leicht entdecke. Wegen Deines einfachen, schlichten Betragens will ich Dich Schlicht nennen." Peter war damit zufrieden, und beide zogen nun miteinander.

Zwanzigstes Kapitel.

Wallers und Schlichts weitere Geschichte.

Schlicht war in mehreren einzelnen Wirtshäusern und Bauernhöfen, die im Walde oder nahe am Walde lagen, bekannt. Die Bauern waren, da ihre Felder von dem Wilde sehr vielen Schaden litten, den Wildschützen nicht abgeneigt. Schlicht wußte Waller eine Flinte aufzutreiben und ihm für jeden Tag eine Mahlzeit und für jede Nacht eine Herberge zu verschaffen. Allein Waller, der in tapezierten Zimmern aufgewachsen war, immer einen sehr guten Tisch gehabt und nie anders als mit einem silbernen Löffel gegessen hatte, mußte sich nun gefallen lassen, in schmutzigen Stuben mit blechernen Löffeln schlecht bereitete Speisen zu essen und zum Nachtlager mit einer Schütte Stroh vorlieb zu nehmen. „Und doch," sagte er öfter zu Schlicht, „wollte ich gerne mein Leben lang mit blechernen Löffeln Wassersuppen essen und auf Stroh schlafen, wenn ich nur die Last vom Herzen hätte, mit der mich jene Mordthat beschwert."

Waller und Schlicht waren sehr gute Schützen. Sie schossen manches Stück Wild. Einige Bauern nahmen ihnen das Wildbret zu wohlfeilen Preisen ab und verkauften es weiter. Diese Art von Schleichhandel wurde aber bald entdeckt, und die Bauern wurden



scharf bestraft; sie wollten daher nichts mehr damit zu schaffen haben. Waller und Schlicht wußten das geschossene Wild nicht mehr anzubringen und gerieten in die äußerste Not. Waller fand es unerträglich, daß er in Lumpen einhergehen mußte und kein frisches Hemd anzuziehen hatte. Sie fielen nunmehr Reisende an. Es war um eben diese Zeit, als sie den Bruder der Frau von Finkenstein berauben wollten. Waller hatte seinen Anschlag vorzüglich auf die reine Wäsche gerichtet, die er in dem Felleisen zu finden hoffte. Einige Zeit nachher begegnete Waller in dem Walde einem fürstlichen Jäger. Der Jäger legte die Flinte auf ihn an und rief: „Halt, oder ich schieße Dich nieder!“ Waller kam ihm zuvor und versetzte ihm einen Schuß, an dem der

Mann innerhalb drei Tagen starb. Diese zweite Mordthat beschwerte Wallers Gewissen so sehr als die erste. Er verzweifelte fast und verließ mit Schlicht diese Gegend des Waldes auf immer.

Waller kam nun mit Schlicht in das waldige Gebirg, in dem die zerstörte Ritterburg lag. Diese Gegend voll schroffer Felsen und düsterer Wälder gefiel ihm. Er stöberte tagelang in den Trümmern der zerfallenen Burg herum, entdeckte die zwei noch unversehrten Gewölbe und beschloß hier seinen Wohnplatz aufzuschlagen. Schlicht war damit zufrieden; ihm war alles recht, was Waller that. Er hing ihm mit der treuesten Ergebenheit an; aus Dankbarkeit betrachtete er sich als Wallers Diener. Er hatte als Soldat kochen und waschen, und als Bedienter seines Hauptmanns alles, was zur Bedienung eines Herrn erforderlich ist, gelernt. Er leistete dem armen Waller tausenderlei Dienste; er arbeitete, lief, rannte — und stahl für ihn.

In einer abgelegenen Schenke des Waldes ward Schlicht mit Jost bekannt. Waller und Schlicht nahmen ihn in ihre Gesellschaft auf; sie achteten ihn aber wenig und betrachteten ihn bloß als ihren Unterhändler, der ihnen das geschossene Wildbret verkaufte. Jost mußte indes das Wildbret sehr wohlfeil geben, und überdies vertrank er meistens die eine Hälfte des Geldes, brachte nur die andere Hälfte und sagte, er habe nicht mehr Geld gelöst. Waller und Schlicht gerieten wieder in große Not und plünderten hie und da einen friedlichen Wanderer aus. Einmal erblickten Jost und Schlicht eine schöne Kutsche, die schwer bepackt durch den Wald fuhr. Schlicht ließ sich von Jost bereden, mit ihm die Kutsche anzufallen. Allein die zwei Kaufleute, die darin saßen, waren bewaffnet und wehrten sich furchtbar. Beide Räuber kamen nun selbst in Gefahr und mußten für ihr eigenes Leben fechten. Sie wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt; aber auch

einer der zwei Kaufleute wurde schwer verwundet und starb einige Tage nachher an seinen Wunden. Schlicht vernahm diese Todesnachricht mit Schrecken und ward tief betrübt und weinte bittere Thränen: Waller aber verbot ihm, je mehr in Josts Gesellschaft einen Reisenden anzugreifen. Es gab auch hierzu wenig Gelegenheit mehr. Reisende, bei denen etwas zu holen war, vermieden diese Gegend, und von Zeit zu Zeit durchstreiften Soldaten den Wald, die Straße zu sichern.

Jost und Schlicht griffen in ihrer Not zu einem anderen verzweifelten Hilfsmittel. Sie unternahmen in finstern Nächten hier und da in die Häuser benachbarter Orte einen Einbruch, wozu Jost die Gelegenheit auskundschaftete. Waller wehrte ihnen dieses nicht; allein er zog nie mit ihnen. Nur ein einziges Mal forderte er selbst ganz unerwartet die anderen auf, mit ihm in das Pfarrhaus zu Haselbach einzubrechen. Schlicht war über diesen Vorschlag sehr verwundert, besonders da sie eben jetzt bei Geld waren und keine sonderliche Not litten. Jost schüttelte den Kopf und sagte: „Dieser Pfarrer wird zwar für sehr gelehrt gehalten, allein sein Vermögen ist ganz und gar unbedeutend und er ist ärmer als eine Kirchenmaus. Bei dem ist nichts zu holen.“ Waller sagte lächelnd: „Ich denke dort größere Schätze zu finden, als ihr euch vorstellen könnet. Ihr müsset mir aber helfen, mich derselben noch heute nacht zu bemächtigen.“ Mit leichter Mühe drangen sie in das nur wenig verwahrte Pfarrhaus. Der Pfarrer war, was Waller wohl wußte, eben verreist, und die alte Haushälterin blieb in ihrer wohl verriegelten Kammer und ließ sich weder sehen noch hören. Waller begab sich mit seinen zwei Raubgehilfen nur in das Studierzimmer des Pfarrers, fiel sogleich über die Bücher her, suchte sich mehrere aus, stopfte alle Taschen damit voll und gab auch seinen Gefährten noch einige zu tragen. Schlicht sagte: „Warum nehmen Sie denn lauter solche

kleine? Nehmen Sie da von den ungeheuer großen, die sind gewiß viel mehr wert, und ich will sie Ihnen gern nachschleppen." Jost lachte und sagte: „Nicht wahr, Schlicht, Du meinst, es sei bei den Büchern, wie bei dem Mastvieh, wo man für einen Ochsen freilich mehr bezahlt, als für ein Kalb." Waller lächelte und befahl ihnen, ohne sonst noch etwas zu nehmen, sogleich weiter zu ziehen. Er war mit seinem Funde höchst zufrieden. Schlicht und Jost aber beklagten sich, daß sie in dem Pfarrhause zwar viele Bücher, aber kein Geld bekommen hätten. „Schweigt," sprach Waller, „denn ich versichere euch, diese Bücher machen mir zuverlässig mehr Vergnügen, als ihr euch mit tausend Gulden zu verschaffen wüßtet." So war Waller zu seinen Büchern gekommen. Bei diesem Einbruche ist noch dieses merkwürdig, daß Waller, ohne daß Jost und Schlicht es bemerkten, an die Stelle, wo die Bücher gestanden, so viel Geld legte, als sie ungefähr wert gewesen. Der Name des Pfarrers, der in den Büchern stand, verriet übrigens, daß die Räuber auch diesen Einbruch begangen hatten. Dietrich war aber nicht dabei gewesen; er kam erst einige Zeit nachher in ihre Gesellschaft.

Waller fühlte sich, obwohl ihm die Bücher eine sehr angenehme Unterhaltung verschafften, dennoch bei seiner armseligen Lebensart mit jedem Tage unglücklicher. Das Bewußtsein seiner bösen Thaten, besonders der begangenen zwei Mordthaten, quälte ihn unaussprechlich. Dabei war es ihm sehr schmerzlich, daß er von seinen Eltern und Geschwistern schon seit Jahren nicht das geringste mehr gehört hatte. Da kam Schlicht einmal in dem Walde auf einen Platz, wo man mehrere Eichen gefällt hatte. Ein junger Mensch von feinem, blühenden Aussehen schälte die Rinden ab. Er war ein Gerbergeselle, der in Hirschfelden in Arbeit stand. Schlicht redete ihn an. Beide merkten sogleich an ihrer Aussprache, sie seien Landsleute. Sie betrachteten einander

näher. „Ei, grüß' Dich Gott," rief jetzt Schlicht erfreut; „Du bist ja Friedrich Rist; ich bin dem Schreiner Valentin sein Peter und bin mit Dir in die Schule gegangen." Rist erkannte ihn und grüßte ihn freundlich. Schlicht erkundigte sich sehr angelegentlich nach seiner Mutter und seinen Geschwistern. „Sie leben noch," sprach Rist; „allein ich kann Dir nicht genug sagen, wie betrübt sie darüber gewesen, daß Du desertiertest. Deine Mutter ist vor Jammer fast gestorben; in Zeit von einem Jahre ist sie um zehn Jahre älter geworden."

Schlicht trocknete sich die Augen und fragte nach allen Verwandten und Bekannten, besonders nach dem alten Schullehrer Ziegler. „Der ist in seinem hohen Alter noch frisch und gesund!" sagte Rist; von den übrigen Bekannten waren aber viele gestorben. Schlicht erkundigte sich hierauf nach Wallers Familie, jedoch ohne zu sagen, daß Waller in der Nähe sei. „Ach Du mein Gott!" sagte der Gerber, „die guten Leute sind zu bedauern; der älteste Sohn, der Karl, der ehemals von jedermann gelobt wurde, und wegen dessen man seine Eltern und Geschwister glücklich pries, hat sie alle sehr unglücklich gemacht. Er hat durch seine Frevelthat ihnen viele mächtige Feinde zugezogen und sie um alle ihre vornehmen Freunde und Gönner gebracht. Die Geschichte mit dem Duell ist Dir ja bekannt. Der treffliche Vater ist bald darauf vor Gram gestorben und die gute Mutter folgte ihm bald nach in das Grab. Der Bruder ist ein rechtschaffener, sehr geschickter junger Mann; allein er ist immer nur Advokat und kann kein sicheres Brot und keine eigentliche Anstellung erhalten; die ältere Schwester ist verheiratet; aber auch diese Heirat wäre vielleicht wieder zurückgegangen, wenn die beiden Verlobten, als die Mordgeschichte bekannt wurde, nicht schon dreimal wären verkündet gewesen. Du kannst Dir also denken, daß die Hochzeit nur in der Stille gefeiert wurde, und es dabei sehr traurig zuging. Die zwei jüngsten

Schwestern sind sehr tugendhafte und schöne Fräulein; allein sie werden sich kaum ihrem Stande gemäß verheiraten können. Die Luise führt indessen ihrem Bruder die Haushaltung; Lotte ist bei ihrer verheirateten Schwester. Der alte Graf hat die Ermordung seines Sohnes noch nicht verschmerzt und er und seine vielen mächtigen Verwandten sind nicht nur gegen Karl, sondern auch gegen seine Geschwister noch immer höchst erbittert. Das ist nun freilich nicht recht; denn die Geschwister können ja nichts für die blutige That ihres Bruders. Allein so ist nun einmal die Welt. Die guten Geschwister — auch Karl — werden indes von der ganzen Bürgerschaft sehr bedauert."

Der wackere Gerber fragte nun auch nach Schlichts Umständen; er hatte sogleich gemerkt, Schlicht sei ein Wildschütze, und Schlicht leugnete es nicht. Rist hatte Mitleid mit ihm und redete ihm sehr freundschaftlich zu. „Laß das Wildschießen," sagte er unter anderem, „und ernähre Dich lieber ehrlich und redlich mit Holzhacken. Ein Wildschütze hat nur mehr eine Hand breit zu einem Räuber, und ein Räuber kaum mehr einen Fingerbreit zu einem Mörder."

Schlicht seufzte und ging. Er eilte zu Waller und erzählte ihm alles, was er eben vernommen hatte. Waller ward höchst bestürzt. Er weinte über den Tod seiner geliebten Eltern heiße Thränen und das Schicksal seiner Geschwister durchschnitt ihm das Herz. „An all dem Jammer bin ich schuld," sprach er; „ich bin der unseligste Mensch auf Erden. O was für mannigfaltiges Elend richtet eine einzige böse That an! Und wie leicht wäre sie zu vermeiden, wenn man seine unbändigen Leidenschaften bändigen wollte!" Er hatte bisher noch immer einige Hoffnung genährt, die Duellgeschichte werde nach und nach in Vergessenheit kommen, und er werde wieder in sein Vaterland zurückkehren können. Allein nunmehr entschloß er sich mit Schlicht nach Amerika auszuwandern.

Er sah wohl ein, daß hierzu vieles Geld erforderlich sei. Da kam ihm der unglückliche Einfall, in das Schloß Finkenstein einzubrechen. Er schmeichelte sich mit der höchst unsicheren, thörichten Hoffnung, es in Amerika schon so weit zu bringen, daß er der Herrschaft das geraubte Geld wieder werde ersetzen können.

Er redete darüber mit Schlicht, und Schlicht mußte den Raubanschlag dem Jost und dem Dietrich vorschlagen. Waller rechnete dabei vorzüglich auf Dietrichs Geschicklichkeit im Eröffnen der Schlösser. Sie unternahmen es, den Anschlag auszuführen — der aber allen ihren Räubereien mit einem Male ein Ende machte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wallers Verurteilung.

Als die Bestätigung des Urteils über die vier Gefangenen angekommen war, begab sich der Amtmann mit seinem Aktuar und den Gerichtsdienern in den düsteren, altertümlichen Gerichtssaal, wo zwölf alte, ehrwürdige Gerichtsmänner nebst mehreren ansehnlichen Bürgern bereits versammelt waren. Waller wurde zuerst vorgeführt. Es herrschte, indem er mit seinem gewöhnlichen Anstande in den Saal trat, eine feierliche Stille. Man sah, obwohl seine unordentliche Lebensart und das lange Elend im Kerker ihn entstellt hatten, noch deutlich, daß er ehemals ein sehr schöner Mann gewesen sein mußte. Der Amtmann las ihm das Urteil vor, wegen Raubes und Mordes durch das Schwert vom Leben zum Tode hingerichtet zu werden.

Waller hörte sein Todesurteil mit großer Standhaftigkeit an, und sagte, als das Lesen zu Ende war: „Herr Amtmann! Das Urteil, das Sie mir vorgelesen



haben, ist gerecht. Ich habe es nicht anders erwartet und unterwerfe mich der Strafe. Da ich alle meine Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft vernachlässigt und sogar auf die göttlichen Gesetze nicht geachtet habe, so will ich wenigstens die einzige Pflicht, die mir noch übrig ist, erfüllen — und mein Haupt willig dem Schwerte darbieten, um den verletzten Rechten der Menschheit und der strafenden Gerechtigkeit Gottes Genüge zu leisten.

Lieber Herr Amtmann," sprach er weiter, „Sie wissen meine Geschichte. Sie haben sich meine Zeugnisse von der Universität zu verschaffen gewußt. Sie haben sie in Hinsicht meiner Sitten vorzüglich gefun-

den — meine unglückliche Neigung zu Schlägereien allein abgerechnet. Ja, ich darf behaupten, ich war, was meine ganze übrige Lebensweise betrifft, untadelig. Ich könnte jetzt als ein so angesehener Beamter, wie Sie sind, vor Ihnen stehen. Allein mein verabscheuungswürdiger Jähzorn, den ich durch die Kraft der Religion leicht hätte besiegen können, verdarb alles. Er ist die Ursache an dem Elende meines Lebens. Ich kann Sie versichern, nach jenem unseligen Augenblicke, da ich meinen Jugendfreund ermordete, hatte ich keine ruhige Stunde mehr. Glauben Sie mir, jene blutige That stand mit mir auf und ging mit mir zu Bette. Sie verursachte mir tausend schlaflose Nächte. Ich beweinte sie mit heißen Thränen. Da der Wein meine hitzige Gemütsart noch mehr entflammt hatte, so habe ich mir vorgenommen, keinen Wein mehr zu trinken. Dieser Vorsatz war von keiner sonderlichen Bedeutung. Doch habe ich ihn gehalten. Noch fester habe ich mir vorgenommen, nie, nie mehr in meinem ganzen Leben Menschenblut zu vergießen. Diesen Vorsatz habe ich leider auf eine schreckliche Art gebrochen. Freilich war es bloß Notwehr, da ich jenen Jäger erschoß. Es war kein vorbedachter Mord, sondern der unüberlegte Entschluß eines unseligen Augenblicks. Doch das soll keine Verteidigung sein. Der Jäger war von der Obrigkeit dazu aufgestellt, Wildschützen und verdächtige Leute aufzugreifen. Ich wußte längst, daß ich in diese Klasse von Menschen gehöre und leicht in den Fall kommen könne, angehalten zu werden. Ich hätte mich der obrigkeitlichen Gewalt nicht widersetzen sollen, sondern dem von ihr aufgestellten Diener stehen und mich ergeben sollen. Ich beweinte den Unglücklichen und diese zweite Mordthat verdoppelte die schreckliche Last, die mein Gewissen beschwert. Übrigens kann ich Ihnen vor Gott beteuern, nur Hunger und äußerste Not verleiteten mich, Menschen anzufallen, jedoch war ich bei

all meinen Drohungen mit blankem Säbel, selbst bei dem Gebrauche des Schießgewehrs immer darauf bedacht, nie einen Menschen zu verwunden oder sein Leben in Gefahr zu setzen.

Ich habe in meiner Wildnis viel über mein vergangenes Leben nachgedacht. Der verwilderte Wald umher stimmte mit meiner verfinsterten Gemütsart überein; die Ruinen des zerstörten Schlosses waren mir ein Sinnbild meines zertrümmerten Glückes. Ich betete, was man von einem Räuber und Mörder nicht denken sollte, da oft um Gnade und Erbarmung zu Gott. In der Abgeschiedenheit meines Kerkers, in dem Angesichte des nahen Todes und der Ewigkeit schmerzte mich meine gräßliche Lebensweise noch tiefer.

Großer Gott," rief er, „Du weißt es! Das Leben eines Räubers war mir höchst zuwider, ja unerträglich. Es ist wahrhaftig etwas Schauerliches, sich zu den Tieren des Waldes verstoßen zu sehen; sich ohne Lebensgefahr in kein Dorf mehr wagen zu dürfen; alles Umganges mit rechtlichen Menschen, aller Annehmlichkeiten des Lebens entbehren, Hunger, Frost, Nässe, Schlaflosigkeit, beständige Verfolgung ertragen zu müssen und sich gleichsam im Kriegszustande mit dem ganzen menschlichen Geschlechte zu befinden. Kein Mensch, der nur einen Funken gesunder Vernunft, nur ein Fünklein menschlichen Gefühls hat, wird je eine solche Lebensart wählen, wenn er nicht, so wie ich, durch Thorheit und Verbrechen gewaltsam in dieselbe hineingerissen wird. Ein solches Leben, zu dem ein Räuber sich selbst verurteilt, wäre schon eine furchtbare Strafe — wenn auch nicht Ketten und Tod das Ende davon wären. Und doch ist dieses schauerliche Leben mit all seinen Beschwerden und Entbehrungen noch nichts, noch ein kühler Tau gegen die Hölle, die in meinem Innern aufloderte. Nun, gottlob! dieses Leben endet jetzt. Möchte es nicht so schmachvoll enden — möchte ich diese Qualen nicht in jene Welt

mit hinüber nehmen — möchten dort nicht noch schrecklichere Qualen auf mich warten!"

Er schwieg eine Weile und sagte dann: „Ich hätte in früheren Jahren, wo ich von Eltern, Geschwistern, Lehrern und Freunden allgemein geschätzt und geliebt wurde, freilich nicht geglaubt, daß ich einmal so schmachvoll auf dem Blutgerüste unter dem Schwerte des Scharfrichters sterben würde. Ach, welche süßen Hoffnungen haben sich meine seligen Eltern, mein edler, rechtschaffener Vater, meine fromme Mutter von ihrem damals so hoffnungsvollen Sohne gemacht! Mit welcher Liebe hingen meine Geschwister an mir, ihrem geliebten Bruder! Welche Freude hatten Eltern und Geschwister, wenn ich am Ende des Schuljahres in die Ferien, oder wie man in meinem Vaterlande sagte, in die Vakanz kam und ihnen die herrlichsten Zeugnisse von meinem Fleiße und Wohlverhalten vorlegen konnte! Wie boten sie alles auf, mir Vergnügen zu machen! O!" — rief er mit herzdurchdringender Stimme und brach in einen Strom von Thränen aus — „es ist schrecklich! Gottlob, daß meine geliebten Eltern meinen schmählichen Tod nicht mehr erlebten!"

Er konnte vor Schmerz lange nicht mehr reden. Endlich fing er wieder an: „Bester Herr Amtmann! Sie haben als ein edler Mann an mir gehandelt! Sie begegneten mir immer menschlich und haben mir mein langes Kerkerelend so viel als möglich erleichtert. Sie hätten mich gerne gerettet, wenn ich noch wäre zu retten gewesen. Ihre Pflicht gestattete es nicht; ich weiß das. Sie hatten Mitleid mit mir. Auch in diesem Augenblicke sehe ich eine Thräne in Ihrem Auge glänzen, die Sie vergebens zu verheimlichen suchen. Diese Ihre Güte wolle Ihnen Gott vergelten! Ich würde Ihnen dankbar die Hand bieten, wenn es nicht die Hand eines Räubers und Mörders wäre, die wohl kein ehrlicher Mann, ohne sich entehrt zu glauben, fassen

mag. Empfangen Sie denn bloß in Worten meinen innigsten, gefühltesten Dank!

Ihre unverdiente Güte macht mich so kühn, noch einige Bitten zu wagen.

Zuerst bitte ich Sie, verehrtester Herr Amtmann, um Verzeihung, daß ich gerade in Ihrem Amtsbezirke gegen die Gesetze handelte; daß ich, da Sie ohnehin mit Arbeiten überhäuft sind, Ihnen so viele Stunden raubte, die Sie besser hätten anwenden können; daß ich Ihnen so viele unangenehme Schreibereien verursachte! Indes haben Sie ja selbst einige Male zu bemerken die Güte gehabt, daß ich durch Verstellung und unnützes Leugnen Ihnen diese traurigen Geschäfte nicht erschwert und vervielfältiget habe.

Dann ersuche ich Sie, in meinem Namen der gnädigen Herrschaft abzubitten, daß ich ihr durch meinen Raubanschlag Unruhe machte und sie in Schrecken versetzte. Versichern Sie Hochdieselbe, daß es meine Absicht nicht war, in dem Schlosse jemandes Blut zu vergießen. So ist es auch in der That. Deshalb gestattete ich auch nicht, daß Jost, der etwas betrunken war und überhaupt wenig Überlegung hat, sich bewaffnete. Ich dachte, den Raub bloß durch Drohungen und plötzlichen Schrecken, wenn nicht ganz unbemerkt und in der Stille, durchzusetzen. Meine Absicht war nur, so viel Geld in meine Gewalt zu bekommen, um mich von Jost und Dietrich auf immer zu trennen und mit Schlicht mein Glück in einem anderen Weltteile zu versuchen. Ich betrachtete das Geld, das ich rauben wollte, als eine Art erzwungenen Anlehens, das ich dermaleinst wieder zu erstatten dachte; aber dies war, wie ich nun wohl einsehe, eine thörichte Hoffnung. Jener Raubanschlag war und bleibt ein strafwürdiges Verbrechen und ich will ihn nicht beschönigen. Mein Schicksal ist entschieden; ich bin ein armer verlorener Mensch. Allein ich wünschte doch, daß Sie, Herr Amtmann, und die gnädige Herrschaft

mich nicht für noch schlechter ansehen, als ich es wirklich bin!

Ich habe noch eine weitere dringende Bitte, die Sie mir ja nicht abschlagen wollen! Sie wissen, daß mein gegenwärtiger Name nur ein erborgter Name ist. Da ich fern von meinem Vaterlande, ohne bleibende Stätte, so durch die Welt dahin wallte, so nannte ich mich Waller. Ich bitte Sie bei allem, was heilig ist, lassen Sie nicht meinen Familiennamen, sondern bloß meinen angenommenen Namen, unter dem ich die Verbrechen, wegen derer ich hingerichtet werde, begangen habe, in das gedruckte Todesurteil setzen. Es leben von mir noch vier Geschwister. Ein Bruder und eine Schwester waren damals, als ich entfloh, bereits erwachsen — vortrefflich erzogen, sehr edel und tugendhaft. Meine jüngeren zwei Schwestern waren, als ich sie das letzte Mal sah, beinahe noch Kinder, allein ungemein liebliche, hoffnungsvolle Mädchen. Alle wurden durch meine Duellgeschichte und den darauf erfolgten Tod unserer geliebten Eltern in die tiefste Betrübnis versetzt. So tief indes dieses mein Vergehen sie schmerzte, so hart sie die Schmach, die auch auf sie fiel, empfanden, so ist es, nach den freilich verkehrten Begriffen von Ehre, doch nicht so entehrend, einen Menschen im Duell zu töten, als einen gemeinen Raubmord zu begehen. Ach, was würden die gefühlvollen Herzen meiner Geschwister empfinden, welch ein Schrecken würde alle meine ehrliebenden Verwandten ergreifen, wenn sie in den öffentlichen Blättern lesen würden, ich sei als Räuber und Mörder unter der Hand des Henkers gestorben! Ach, ersparen Sie — ich bitte Sie noch einmal inständig — einer schuldlosen Familie, die immer auf Ehre hielt, eine solche Schmach, über die sie sich zu Tode kümmern würde. Sollte indes irgend ein rechtlicher Mann, der vielleicht den Namen Waller führt, sich dadurch beschimpft fühlen, daß ich mir seinen Namen widerrechtlich zueignete, so wollen

Sie in dem Todesurteil bemerken, daß ich meine Verbrechen unter dem angemaßten Namen Waller begangen habe.

Und dann — möchte ich Sie noch bitten, daß ich den unglücklichen Schlicht noch einmal sprechen dürfe. Er ist zwar wenig gebildet und hat nicht sonderlich viel Verstand. Er ist ein Räuber und Mörder wie ich. Doch gegen mich war er die treueste Seele, die man sich nur immer denken kann. Der arme Mensch hätte an meinem Kopfe hundert Dukaten verdienen und überdies noch als Deserteur und Wildschütze Verzeihung erlangen können, wenn er meinen verborgenen Aufenthalt entdeckt hätte. Allein er that es nicht und nahm sich meiner in meinem Elende getreulich an. Seine Treue und Ergebenheit gegen mich ist größtenteils schuld an seinem gegenwärtigen Elende. Mein Gewissen macht mir Vorwürfe, daß ich den treuen Menschen nicht auf eine bessere Lebensbahn leitete. Gestatten Sie mir daher, daß ich, bevor ich auf der Richtstätte mit ihm zusammentreffe, ihn noch einmal sehe. Ich möchte ihm für seine treuen Dienste in dieser Welt noch einmal danken — ich möchte ihm noch ein Wort an das Herz reden, damit er seine Vergehen bereue und eines seligen Todes sterbe. Aus dem Munde seines Mitschuldigen, den er schätzt und liebt, wirkt ein solches Wort vielleicht am tiefsten.

Endlich bitte ich Sie noch: Schicken Sie mir einen würdigen Geistlichen, der mir beistehe, meine schwere Rechnung mit Gott abzuschließen. Ich bin leider viele Jahre nicht mehr in den öffentlichen Gottesdienst gekommen; ich habe durch meine Verbrechen und meine wilde Lebensweise mich selbst von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. Da ich lange Zeit als ein Heide lebte, so will ich doch wenigstens als ein Christ sterben."

„Thun Sie das!" sagte der Amtmann, versprach alle seine Bitten zu erfüllen und bot ihm die Hand.

Waller blickte mit seinen großen schwarzen Augen voll Thränen ihn gerührt an, drückte ihm die Hand, wandte sich schnell um und wurde nun in ein besonderes Zimmer geführt, um sich da auf den großen Schritt in die Ewigkeit vorzubereiten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Schlichts Gefangenschaft und Verurteilung.

Schlicht brachte die Tage seiner Gefangenschaft in stiller Betrübnis zu. Er hatte durch das kleine, mit starken, eisernen Stangen vergitterte Fenster seines Kerkers die Aussicht auf die Kirche. Das Geläute der Glocken ging ihm immer tief zu Herzen. Er hörte die Orgel, den Gesang der versammelten Gemeinde und die Melodie manches ihm bekannten Liedes deutlich herüber in sein Gefängnis. Er war zu traurig, um mitzusingen; er betete aber inbrünstig mit, indem er den Inhalt des Liedes oft unter vielen Thränen überdachte. Der Gottesacker, der die Kirche umgab, die vielen Gräber, Kreuze und Leichensteine erweckten sehr ernste Gedanken in ihm; bei jedem Leichenbegängnisse, das er mit ansah, durchschauerte ihn der Gedanke an seinen eigenen nahen Tod. „Ach,“ dachte er, als einmal eine Mutter begraben wurde und ihre vielen Kinder an dem Grabe laut weinten und jammerten, „wie wird es meiner Mutter sein, wenn sie meinen so schmählichen Tod vernimmt!“ Er nahm sich vor, ihr vor seinem Tode noch einmal zu schreiben; da erhielt er wenige Tage, bevor ihm sein Todesurteil angekündigt wurde, ganz unerwartet einen Brief von ihr.

Die Mutter schrieb: „Liebster Sohn! Ich bin wegen Deiner in großen Sorgen; ich kann vor schwerem Kummer nicht essen und nicht schlafen. Ich wußte zwar wohl, daß

an das Stadtgericht dahier geschrieben worden, Du seiest zu Hirschfelden in amtliche Untersuchung gekommen; man möchte daher Auskunft geben, wie Du Dich dahier aufgeführt habest. Das hiesige Amt berichtete, Du habest Dich als Knabe und Jüngling immer gut betragen, seiest immer still, fleißig und arbeitsam gewesen, habest auch als Soldat für Dein Vaterland tapfer gefochten und eine Ehrenmünze erhalten. Freilich wurde nicht verhehlt, wie Du jenes Geld verspieltest und darauf desertiertest. Indes wurde noch dabei bemerkt, jenes Geld sei längst erstattet, und da nächstens ein Generalpardon für alle Deserteure werde bekannt gemacht werden, so könntest Du, wenn jene Untersuchung, wie Deine gute Gemütsart hoffen lasse, zu Deiner Ehre ausfalle, ungehindert in Dein Vaterland zurückkehren.

Das war auch meine Hoffnung, lieber Peter. Da ich von Hirschfelden nichts mehr weiter vernahm, so glaubte ich, die Untersuchung, in die Du verwickelt worden, habe Dir keinen weiteren Nachteil gebracht und es sei keine Rede mehr davon. Ich dachte immer: Unser Peter wurde von seinem seligen Vater und von mir fromm und christlich erzogen! Er wird seinen ersten Fehler, zu dem ihn die Spielsucht verleitete, auch den letzten sein und sich nicht noch zu ärgeren Sünden und Lastern verführen lassen. So dachte ich und betete Tag und Nacht für Dich. Und da nun der Generalpardon hier in der Stadt unter Trommelschlag ausgerufen wurde, da zitterte mir das Herz vor Freude und da diese allgemeine Begnadigung in allen Zeitungen gedruckt zu lesen war, so hoffte ich jeden Tag, Dich von Angesicht zu sehen.

Allein da kam der Gerbergesell, der Friedrich Rist, der mit Dir in die Schule gegangen, aus der Fremde zurück und besuchte mich. Ich mußte weinen, als er zu mir in die Stube trat und so wohl aussehend und gut gekleidet vor mir stand; ich hatte schon gehört, er

werde jetzt die Werkstätte seines Vaters übernehmen und sei bereits Bräutigam. Ach, sagte ich zu ihm, möchte doch auch mein Peter bald zurückkommen und die Werkstätte seines Vaters, die schon so viele Jahre geschlossen ist, wieder eröffnen. Allein Rist erzählte mir mit weinenden Augen, Du liegest, als des Raubes und Mordes beschuldigt, noch immer zu Hirschfelden im Gefängnisse, und jedermann glaube, man werde Dich hinrichten. Er habe Dich im Gefängnisse besuchen wollen; aber kein Mensch dürfe zu Dir. Wenn ich Dir schreiben wolle, sagte er, so müsse ich es gleich thun; sonst werde mein Brief Dich schwerlich mehr am Leben antreffen.

Ach, liebster Peter, was soll ich denken, was soll ich sagen? Ich konnte es nicht glauben. Nein, rief ich, einen Räuber und Mörder haben mein seliger Mann und ich an unserem Sohne nicht erzogen! Ich starb fast vor Jammer. Dein Bruder, der Johann Baptist, der dahier als Zimmermann gut und glücklich verheiratet ist, und Deine Schwester, die Marie, die den Wagner Michael Berner heiratete und mit ihm in einer sehr zufriedenen Ehe lebt, glaubten es auch nicht. Dein Bruder und Deine Schwester eilten, sobald sie die traurigen Nachrichten von Dir vernommen hatten, sogleich zu mir, mich zu trösten. Beide, besonders die Marie, machten mir gute Hoffnung.

Ja, ich habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Ich hoffe noch immer, Du werdest im fremden Lande mit Deinem Handwerke Dich redlich ernährt haben, und nun, wie andere Handwerksburschen, von Deiner Wanderschaft zurückkommen, Dich dahier verheiraten und der Trost und die Freude Deiner alten, bald siebzigjährigen Mutter werden!

Ach, liebster Sohn, ich kann es Dir nicht verhehlen! Ich hatte, seit Du Deine Fahne und Dein Vaterland verlassen hast, viele traurige Stunden. Ich war oft todbetrübt. Indes war ich ernstlich darauf

bedacht, dem Herrn Hauptmann das Geld zu ersetzen. Ich spann Tag und Nacht und netzte den Faden mit tausend Zähren. Ich sparte, so gut ich konnte, und aß fast nichts, als Wassersuppen. Als ich die Hälfte des Geldes beisammen hatte, brachte ich es dem Herrn Hauptmann. Er war sehr gnädig gegen mich und sagte: Ach, der arme, unglückliche Mensch! Er war als Soldat tapfer und als mein Bedienter ein treuer Diener. Ich konnte mich auf ihn verlassen. Wenn nur das verwünschte Spielen nicht gewesen wäre. Indes bin ich überzeugt, wenn ich ihm das Geld versiegelt übergeben hätte, so hätte er es nicht angegriffen. Allein daß ich zu bequem gewesen, es zu versiegeln, sondern es ihm gleich so in die Tasche gab, das war ein großer Fehler von mir. Einem Spieler Geld anvertrauen ist toll; Gelegenheit macht Diebe. Ach, wenn er mir doch nur seinen Fehler aufrichtig eingestanden hätte! Wahrhaftig, ich hätte ihm verziehen; er hätte als mein Bedienter, besonders aber mit Abschreiben, das Geld wieder abverdienen können. Da indessen die Hälfte der Schuld an mir liegt, so ist es billig, daß ich auch die Hälfte des Geldes verliere. Der Herr Hauptmann schenkte mir die noch schuldige Hälfte, tröstete mich und entließ mich sehr gütig.

Nachdem diese Schuld abgetragen war, habe ich noch weiter für Dich gesorgt, lieber Sohn! Ich hätte unser halbes Haus, nebst der Werkstätte und dem Handwerkszeuge, öfter sehr vorteilhaft verkaufen können; allein ich habe sie noch immer für Dich aufgehoben. Ich habe auch noch ein kleines Kapital von hundert Mark, wovon ich fünfzig Mark erbte — und fünfzig Mark ersparte, für Dich bei der Stadt an Zins gelegt, damit Du, wenn Du zurückkämest, Dir einen Vorrat von Arbeitsholz anschaffen und auch andere nötige Ausgaben bestreiten könnest. Doch, was sage ich! Ach, vielleicht ist es doch möglich, daß alle diese meine süßen Hoffnungen eitel sind! Ach, Peter, Peter, wenn es denn wirklich

so sein sollte, wenn Du wirklich solltest hingerichtet werden, so bedenke doch das Heil Deiner armen Seele und thue aufrichtige Buße! Du warst für mich schon lange wie tot und verloren. Mache, daß ich doch einst in jener Welt möge sagen können, wie es in dem Evangelium heißt: Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wieder gefunden.

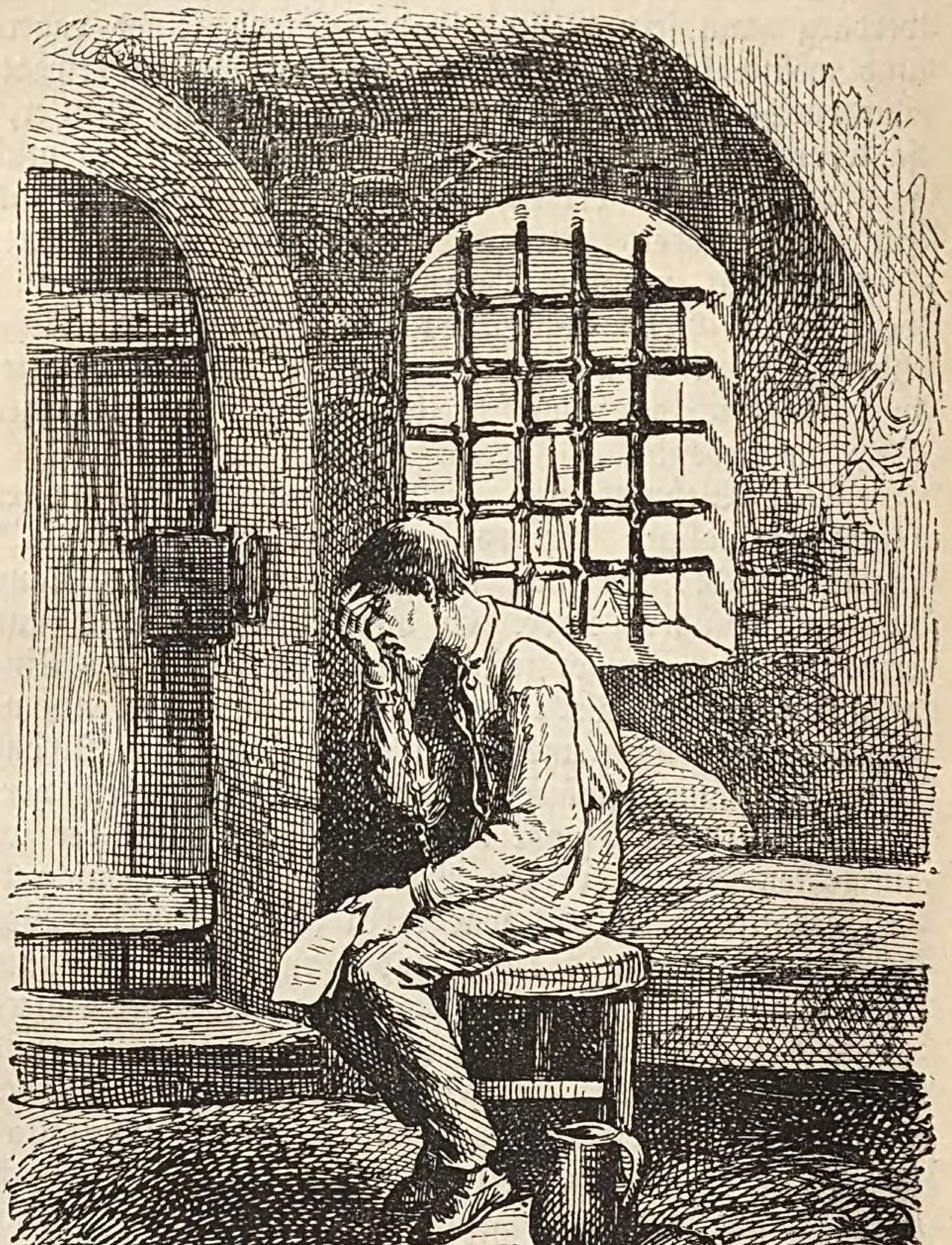
Nun, lieber Peter, so sei denn Gott mit Dir; er verlasse Dich nicht, es gehe nun zum Leben oder zum Tod. Du kannst Dir leicht denken, daß ich in einem Alter von bald siebzig Jahren und des Schreibens ungewohnt, einen solchen langen Brief nicht mehr hätte zusammenbringen können. Auch siehst Du es an der Handschrift, daß ich ihn nicht geschrieben habe. Du wirst die Schrift wohl noch kennen. Dein ehemaliger Schullehrer, der bereits achtzig Jahre alt ist, schrieb diesen Brief in dem Namen Deiner Mutter. Wir saßen von morgens früh bis mittags zusammen und er schrieb unter Thränen, was ich weinend und schluchzend ihm sagte. Er grüßt Dich auch und ermahnt Dich, Du sollst nicht vergessen, was er Dir und allen Schulkindern so oft gesagt hat: Hütet euch vor der Sünde; wer aber gesündigt hat, der bekehre sich von der Sünde zu Gott; denn Gott ist gnädig und barmherzig und will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe.

So lebe denn wohl, liebster Peter, lebe wohl — in dieser oder jener Welt! Ich hoffe, wir werden, wo nicht in dieser, doch in jener Welt einander wieder sehen! Gott lasse unser Wiedersehen in Freude sein! Dein Bruder und Deine Schwester, Dein Schwager und die Schwägerin grüßen Dich von Herzen und beten, so wie ich, beständig für Dich. Wiewohl ich diesen Brief nicht eigenhändig schrieb, so unterzeichne ich doch mit eigener Hand meinen Namen. Deine getreue Mutter Christine."

Schlicht las diesen Brief unter heißen Thränen, verbarg dann sein Gesicht in das Stroh seines Lagers und weinte bitterlich. Die Liebe seiner Mutter bewegte ihm das Innerste seines Herzens. „O Du gute Mutter,“ sagte er schluchzend, „wie treu hast Du, seit ich mich fern von Dir, in der Fremde befinde, für mich gesorgt, für mich gearbeitet, wegen meiner Dich mit schlechter Kost begnügt, um dem Herrn Hauptmann das von mir veruntreute Geld zu ersetzen und mir die väterliche Werkstätte zu erhalten. Ach, sobald es mir gestattet wird, will ich an Dich schreiben und Dir mein ganzes Herz ausgießen!“

Mit Wehmut und vielen Thränen gedachte er seines ehemaligen Lehrers. „O der redliche Greis!“ sagte Schlicht, „er war immer ein recht guter Mann und ein fleißiger Lehrer. Er hielt etwas auf mich und ermahnte mich immer zum Guten. Er suchte uns Kindern auf allerlei Weise gute und heilsame Lehren einzuprägen und legte uns deshalb zur Übung im Schönschreiben immer schöne Reime zum Abschreiben vor. Ich erinnere mich wohl noch der Schrift, mit der ich im letzten Schuljahre den Preis aus dem Schönschreiben erhalten habe. Es war darin gesagt, daß der Weg der Tugend anfangs rauh und dornig sei, aber zum Heil und Leben führe, daß hingegen der Weg des Lasters anfangs mit Blumen bestreut sei, aber zum Abgrund führe und mit Tod und Verderben endige. Ach, damals, als ich diese Schrift schrieb, dachte ich freilich nicht, daß ich in den letzten Zeilen mein eigenes Schicksal und gleichsam mein Todesurteil schreibe! Hätte ich diese Worte doch früherhin besser zu Herzen genommen, so stände es jetzt besser mit mir.“

Noch ganz besonders aber ging ihm die Versicherung zu Herzen, daß sein Hauptmann ihm gerne verziehen und ihm Gelegenheit verschafft hätte, das entwendete Geld zu erstatten. „Ach,“ sprach er, „daß ich



es doch damals gewußt hätte, daß er mir verzeihen würde, so wäre ich nicht heimlich entwichen; ich hätte meinen Fehler bekannt und um Gnade gefleht. Ich sehe nun wohl ein, wie wahr jener Spruch ist, den ich in der Schule auswendig lernen mußte: Wer seine Sünde verheimlicht, dem geht es nicht gut; wer sie aber bekennt und ablegt, der wird Barmherzigkeit finden."

Überhaupt sah Schlicht jetzt im Gefängnisse sein ganzes Leben anders an, als vormals am Spieltische oder in seiner Räuberhöhle. „Ich Thor," sprach er, „ich beging immer einen neuen Fehler, um den Folgen des vorigen Fehlers auszuweichen, und ließ mich so von einem Vergehen immer zu einem noch größeren verleiten. So wurde ich aus einem Spieler ein untreuer Diener, dann Deserteur, Wildschütze und Räuber — und zuletzt gar ein Mörder. Ach, hätte ich das Spielen, vor dem ich so oft gewarnt wurde und es oft selbst verwünschte, aufgegeben und mich durch die falsche Hoffnung auf Gewinn nicht betrügen lassen, so wäre all das Unheil verhütet worden. Hätte ich dem Herrn Hauptmann meine Veruntreuung bekannt, so hätte ich Verzeihung erlangt; meine Dienstzeit wäre nun längst aus, und ich wäre wohl schon in meiner Vaterstadt als Bürger ansässig! Hätte ich auch noch als Deserteur mich freiwillig gestellt, so wäre ich freilich nicht ohne Strafe geblieben, allein ich wäre wieder angenommen worden und hätte durch treue Dienste und Tapferkeit mein Vergehen wieder gut machen können. Hätte ich dem Wildschießen, bei dem ich doch nur Hunger und Kummer litt, entsagt und mich auf einem abgelegenen Bauernhofe im Walde als Knecht verdingt, so wäre ich doch kein Räuber geworden — und wenn ich noch als Räuber, wo ich oft in Todesgefahr kam und mein Gewissen sich mächtig regte, auf den verlassenen guten Weg zurückgekehrt wäre, so hätte ich meine

Hände doch nicht mit Menschenblut befleckt! — Ach, mein Gott! daß ich so lange Zeit in keine Predigt mehr gekommen, das vollendete mein Unglück. Wenn der Mensch nicht wenigstens einmal in der Woche an Gott und Gottes heilige Gebote erinnert wird, so verwildert er ganz."

Bald nachdem Schlicht den Brief seiner Mutter erhalten hatte, ward er in die Gerichtsstube geführt und der Amtmann las ihm das Todesurteil vor. „O Mutter, liebste Mutter!" rief Schlicht, „nur um Dich ist es mir leid; an mir ist nichts gelegen, ich bin ein elender Mensch, ich habe den Tod hundert- und tausendmal verdient. O die verdammten Karten! O das verwünschte Spiel! Doch — ich sterbe gern, Gott sei nur meiner armen Mutter und meiner armen Seele gnädig!"

Er ging — und auch er wurde in eine besondere Kammer gebracht, um die drei letzten Tage seines Lebens seiner Vorbereitung zum Tode zu widmen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Schlichts und Wallers letzte Lebensstunden.

Sobald Schlicht in die Kammer getreten war, fiel er auf die Kniee, stützte die Arme auf einen Sessel, verbarg das Gesicht in beide Hände und vergoß einen Strom von Thränen. Der Soldat, der neben der Thüre Wache stand, hatte Mitleid mit ihm und sprach: „Weine nicht so schmerzlich; ein ehemaliger Kriegsmann sollte den Tod nicht fürchten." „Ach," sagte Schlicht, „ich weine nicht, weil ich jetzt sterben muß, sondern weil ich so sündig gelebt habe. Mit diesen Zähren flehe ich zu Gott um Verzeihung meiner Sünden und um eine glückselige Sterbestunde."

Über eine Weile trat der Pfarrer von Hirschfelden herein. Schlicht stand auf und begrüßte ihn freundlich. Der Pfarrer winkte ihm, nieder zu sitzen, setzte sich zu ihm, tröstete ihn und ermahnte ihn, sein Herz zu Gott zu wenden und von ganzem Herzen Buße zu thun. „Lieber Herr Pfarrer," sagte Schlicht, „sowie ich in diese Kammer hereintrat, aus der ich nicht mehr herauskomme, bis ich zum Tode geführt werde, war es mein erster Gedanke, mich von ganzem Herzen zu Gott zu bekehren. Ja, Gott wolle mir Gnade geben, daß ich nach so vielen zu meinem Verderben mißbrauchten Jahren meines Lebens doch wenigstens diese drei Tage zu meinem Heile anwenden möge." Der Pfarrer war über Schlichts bußfertigen Sinn sehr erfreut und sagte, er wolle ihm Zeit lassen, sein Gewissen wohl zu erforschen und seine Sünden aufrichtig zu bereuen, um sie dann zu bekennen und die heilige Kommunion zu empfangen. Er versprach wieder zu kommen und ging. Abends kam er zur bestimmten Stunde, wie er es versprochen hatte, wieder, ersuchte den Soldaten indessen draußen vor der Thüre Wache zu halten und blieb über zwei Stunden. Es war bereits dunkel, als er den bedauernswerten Schlicht, der aber seinem nahen Tode nun sehr getrost entgegensah, verließ.

Nachdem der Pfarrer fort war, trat der Kerkermeister mit Licht herein, brachte Tischtuch, Teller, ein paar Flaschen mit Bier und Wein, nebst Gläsern, und fing an den Tisch zu decken. Es war so gebräuchlich, jeden armen Sünder die letzten drei Tage noch gut zu bewirten, wie denn auch eine solche Mahlzeit das Henkersmahl genannt wurde. Schlicht hatte den ganzen Tag nichts gegessen und verbat sich auch jetzt die Mahlzeit, er aß nur ein wenig Suppe und ersuchte dann den Kerkermeister, ihm Tinte, Feder und Papier zu bringen. Schlicht schrieb seiner Mutter folgenden Brief:

„Allerliebste, beste Mutter! Eueren lieben Brief

habe ich erhalten und mit nassen, rotgeweinten Augen wohl hundertmal gelesen. O Gott, wie groß ist Euere Liebe zu mir, die ich aus diesem Briefe aufs neue ersah! Wie schmerzt es mich, daß ich, Euer unglücklicher Sohn, alle Euere Hoffnungen, die Ihr Euch von mir gemacht habt und noch machet, vereitelt habe. Leider traf mich Euer liebevoller Brief noch im Gefängnisse und ich schreibe Euch diese Zeilen mit gefesselter Hand. Ja, das Todesurteil ist über mich ausgesprochen, und wenn Ihr diese Zeilen, die ich mit meinen Thränen benetze, lesen werdet, ist mein Blut schon längst unter dem Schwerte geflossen, und die Hand, die diesen Brief schrieb, modert im Grabe. Nächsten Freitag morgens zwischen neun und zehn Uhr werde ich hingerichtet.

Liebste Mutter! Der blutige Tod, der mir bevorsteht, ist noch das wenigste, was mir mein Herz beschwert. Mein Jammer um Euch hat die Todesfurcht aus meinem Herzen verdrängt. O wie schlecht habe ich Euch die große Liebe vergolten, die Ihr von meiner Kindheit an mir erzeigt habt. Ihr seid immer eine gute Mutter gewesen, habt mich zu allem Guten ermahnt, mich fleißig in die Schule und Kirche geschickt, mich vor allem Bösen gewarnt, mich als einen kleinen mutwilligen Knaben, wenn es nötig war, auch abgestraft. O wie viele Zähren habt Ihr vergossen, als ich zum Soldaten ausgehoben wurde, wie habt Ihr mir die treuesten Ermahnungen, Eueren mütterlichen Segen, und wohl den letzten Heller, den Ihr hattet, mit auf den Weg gegeben! Ihr habt mir sogar noch Euer mit nächtlichem Spinnen mühsam verdientes Geld geschickt, das ich undankbarer Sohn oft leichtsinnig verspielte. O, noch denke ich des Augenblickes, da ich Euer mütterliches Angesicht das letzte Mal gesehen habe! Ich lag verwundet in dem Militärspitale; eine Kugel hatte mich in die Schulter getroffen. Ich litt lange Zeit große Schmerzen, war sehr traurig und wegen

eines heftigen Fiebers in Todesgefahr. Da riefen auf einmal ein paar Kameraden: „Peter, Deine Mutter kommt!“ Ihr tratet mit weinenden Augen an mein Bett. Ihr hattet die weite Reise gemacht, mich zu besuchen, mich zu trösten, mir in meiner Krankheit beizustehen. O wie oft habt Ihr, als Ihr so neben meinem Krankenlager gesessen, mit aufgehobenen Händen zu Gott gefleht, er wolle mich mit dem Leben davonkommen lassen. Allein es ist wohl wahr: Der Mensch weiß nicht, um was er bittet; wir sollten um nichts beten, als Gott wolle das thun, was er als das beste für uns erkennt. Ach, daß ich damals an meiner rühmlichen Wunde gestorben wäre! Ich wäre dann mit Ehren unter den Boden gekommen und nicht in solche Sünden und Verbrechen hineingeraten. Euch, liebste Mutter, wäre vieler Jammer erspart worden. Aber nun muß ich ungeratener Sohn Euere grauen Haare noch mit Schmach in das Grab bringen.

Nun, liebste Mutter, was geschehen ist, ist nicht mehr zu ändern. Mir bleibt nichts mehr übrig, als meine Sünden zu bereuen und meine Strafe geduldig zu leiden. Ich habe mich auch mit Gott ausgesöhnt. Der Geistliche, dem ich eben diesen Abend mein letztes Sündenbekenntnis abgelegt habe und aus dessen Hand ich morgen das Brot des Lebens empfangen werde, wird Euch das bezeugen. Er hat mir versprochen, Euch diesen Brief zu schicken und selbst noch einen Brief beizulegen, um Euch, wie ich hoffe, zu berichten, wie ich Buße gethan und bis zum letzten Augenblicke in einem bußfertigen Sinne und in dem Vertrauen auf meinen göttlichen Erlöser verharrt habe. O wie will ich morgen bei der heiligen Kommunion beten. Jesus, der sich als das reine, schuldlose, göttliche Lamm für die Sünden der Welt opferte, wolle sich auch meiner erbarmen und auch meine Sünden hinwegnehmen. Ach, ich hoffe getrost, er habe mir verziehen und werde,

wenn ich nun bald vor ihm erscheine, als ein gnädiger Richter mich mit freundlichen Augen anblicken. Ja, ich bin getrost im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und auf die Liebe Jesu, der ja in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, unter denen ich der allergrößte bin.

Und nun, liebste Mutter, möchte ich auch Euch noch um Verzeihung bitten. Ach, daß ich Euer mütterliches Angesicht noch einmal sehen könnte! O wie wollte ich Euch da auf meinen Knieen abbitten, daß ich gegen eine so gute, fromme, treue Mutter ein so böser, gottloser, ausgearteter Sohn gewesen und daß ich einer so ehrliebenden Mutter durch meine schlechte, ehrlose Aufführung so viele Schande machte; denn Ihr seid nicht schuld an meinem Elende. Ihr habt alles an mir gethan, was eine gute Mutter an ihrem Sohne nur immer thun kann. Gott wolle es Euch vergelten, da ich es Euch so schlecht vergolten habe. Ich bitte Euch unter heißen Thränen noch einmal — verzeihet mir! Ich kann in dieser Welt nicht mehr erfahren, daß Ihr mir verziehen; ich hoffe es aber so gewiß, als wenn ich es schriftlich von Euch hätte. Euer Brief, der mir in meinem Gefängnisse mein Gewissen sehr schärfte und mir unzählige, reumütige Thränen auspreßte, aber auch mir vielen Trost gewährte und im Tode noch Trost gewähren wird, ist mir ein Unterpfand dafür.

Liebste Mutter! Ich habe da noch eine kleine silberne Denkmünze, die ich einst wegen meiner Tapferkeit als ein Ehrenzeichen erhalten habe. Um sie nicht zu entehren, habe ich sie nicht mehr an meinem Rocke, sondern immer nur unter meiner Weste getragen. Sie war mir immer sehr wert. Als ich eingefangen und durchsucht wurde, bat ich, mir sie nicht zu nehmen und man ließ sie mir. Ich wollte sie mit ins Grab nehmen. Allein nun schick' ich sie Euch, als ein Andenken

von Euerem unglücklichen Sohne. Wenn Ihr das Ehrenzeichen anseht, so denkt: Mein armer Sohn war doch nicht immer ganz ehrlos, so tief er auch in Sünde und Laster versunken war; er war doch einst ein guter Sohn und ein tapferer Verteidiger seines Vaterlandes. Die Denkmünze, die einst so hell und glänzend war, sieht nun freilich dunkel und fast schwarz aus; doch Ihr könntet sie ja wieder reinigen lassen, daß sie wieder hell und schön werde. O daß auch meine von Sünden verdunkelte Seele durch Gottes Gnade gereiniget, hell und schön vor Gott erscheinen möge! Ich hoffe es durch die Gnade Jesu Christi!

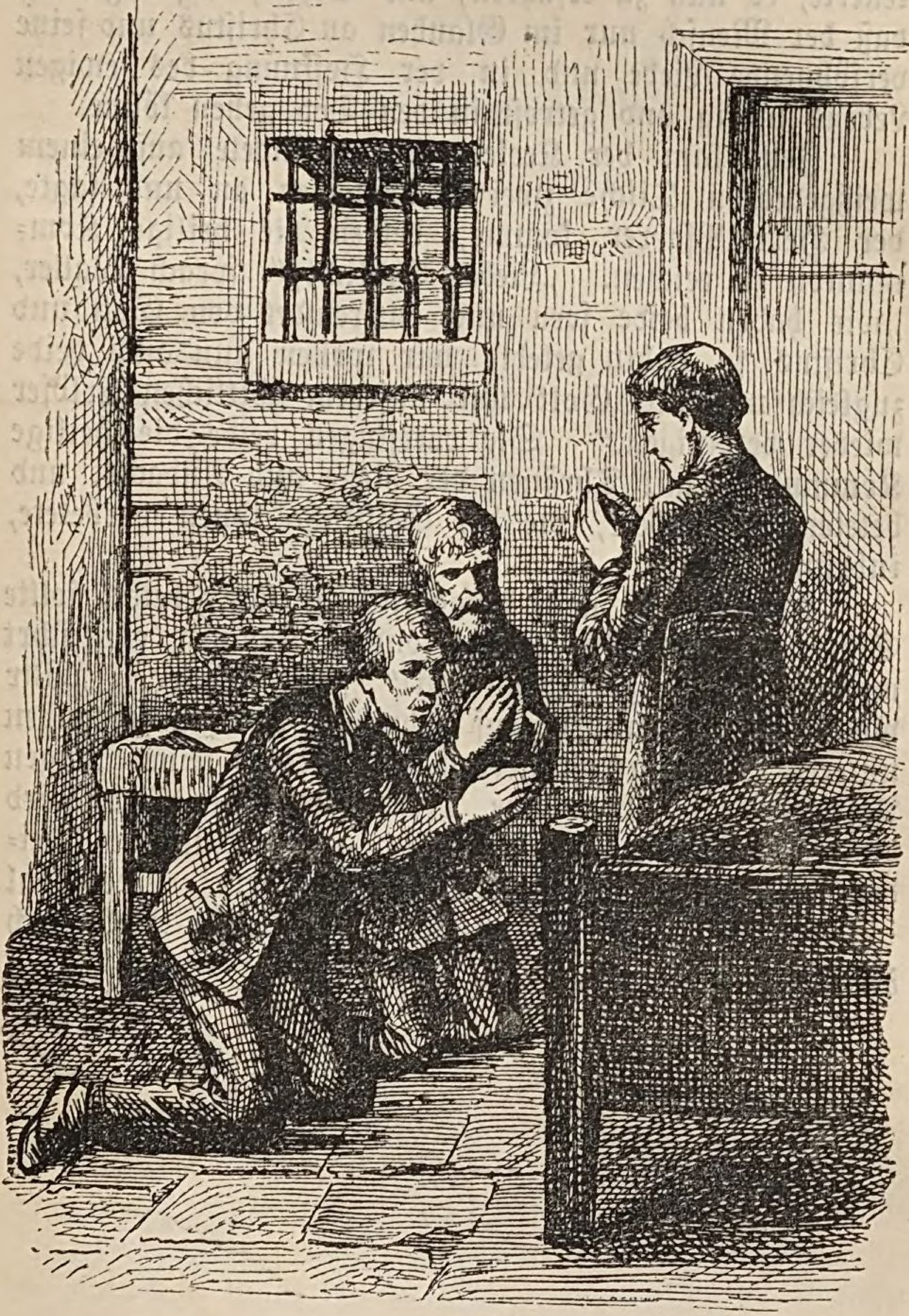
Unter vielen Thränen habe ich in Euerem Briefe gelesen, daß mein lieber Herr Hauptmann, gegen den ich so schlecht gehandelt habe, mich nicht verabscheute, und noch so gnädig gegen mich gesinnt war. Ich danke ihm, daß er Euch die Hälfte des ihm schuldigen Geldes nachgelassen hat, so wie ich Euch, gute, ehrliche Mutter, danke, daß Ihr die Hälfte des Geldes bezahlt habt.

Mit großer Rührung habe ich in Euerem Briefe gelesen, daß mein ehemaliger lieber Schullehrer meiner noch immer so liebreich gedenke. Ich mußte schon weinen, als ich die Aufschrift des Briefes sah und seine mir wohlbekannten Buchstaben erkannte, die immer noch sehr kräftig sind. Ach, ich unseliger Mensch! Auch ihm muß ich in seinem hohen Alter noch Kummer und Betrübnis machen! Ich lasse ihn noch einmal von Herzen grüßen und bitte auch ihn um Verzeihung. Er soll für seinen unglücklichen Schüler oder vielmehr für die abgeschiedene Seele desselben beten.

Liebste Mutter! Ich habe die ganze Nacht an diesem Briefe geschrieben. Ich habe schon in meinem Gefängnisse, ehe das Todesurteil, das ich nicht anders erwartete, über mich ausgesprochen worden, nicht nur Eueren Brief immer gelesen, sondern auch immer nachgedacht, was ich Euch alles schreiben wolle. Darum ist

dieser Brief so lang geworden. Jetzt bricht der Tag an und die Morgenhelle scheint durch das schwarze eiserne Gitter meines Fensters. Ich muß nun noch beten und mich auf die heilige Kommunion — ach, die letzte in dieser Welt! — vorbereiten. Ich schließe deshalb dieses lange Schreiben. Meinen lieben Bruder, meine innig geliebte Schwester, alle lieben Freunde, Schwager, Schwägerin und noch besonders meinen alten, ehrwürdigen Lehrer grüße ich recht aus dem innersten Grunde meines tiefgerührten, liebevollen Herzens. Was ich vergessen habe, wird der Geistliche, der mich auf die Richtstätte begleitet, Euch noch schreiben. Lebt denn wohl, liebste, beste Mutter! Wiewohl wir uns auf Erden nicht mehr sehen, so werden wir uns, das hoffe ich zu Gott, doch im Himmel wieder sehen. Euer bis in meinen — ach, so schauerlichen — Tod dankbarer und getreuer Sohn Peter."

Als Schlicht mit dem Schreiben fertig war, betete er mit Inbrunst und las in dem Gebetbuche, das ihm der Pfarrer dagelassen hatte, sehr andächtig die Kommuniongebete. Jetzt kam der Kerkermeister herein und sagte, Waller wolle ihn noch sprechen. Schlicht folgte dem Kerkermeister in das Zimmer, in dem auch Waller auf den Knieen lag und betete. „Schlicht!" rief Waller und sprang auf. Sie stürzten einander in die Arme, daß ihre Ketten rasselten. Beide weinten schmerzlich. Waller sagte endlich: „Liebster Schlicht, ich habe schon vernommen, daß Du Dich von Herzen zu Gott bekehrt hast; das habe ich auch gethan. Nun ist alles gut. Da wir als Sünder lebten, so wollen wir doch wenigstens als Büßer sterben. Das ist das einzige, das wir noch können. Ich habe Dich zu vielem Bösen verleitet; ohne Deine Anhänglichkeit an mich wärest Du nicht so elend geworden. Verzeih', verzeih' mir, liebster Freund, Du, der einzige Freund, der mir in meinem Elend noch übrig geblieben und mich nicht verlassen hat." Schlicht



weinte und schluchzte noch heftiger. Sie setzten sich zusammen und redeten noch miteinander. Waller be=

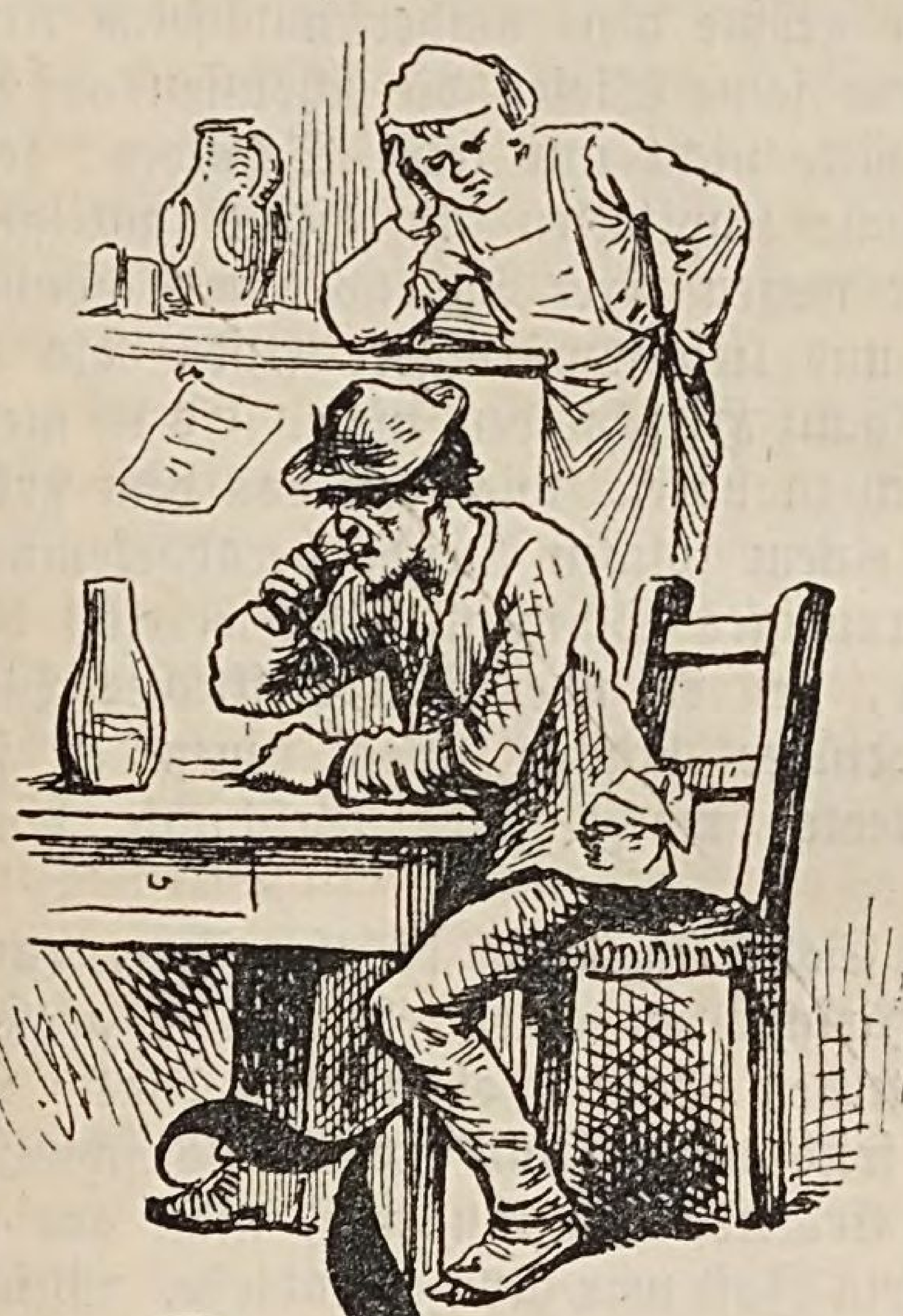
teuerte, es nun zu erfahren, und Schlicht bestätigte es, daß der Mensch nur im Glauben an Christus und seine versöhnende Liebe und in der Hoffnung des ewigen Lebens mutig und getrost in den Tod gehen könne.

Jetzt kam der Kerkermeister, zündete auf einem weißgedeckten Tische zwei Wachskerzen an und sagte, der Herr Pfarrer komme, beiden die heilige Kommunion zu reichen. „Lieber Schlicht," sprach Waller, „wir haben beide fern und entfremdet von Gott und Christus so dahin gelebt; wir wollen nun auch beide zugleich uns mit Gott und unserem göttlichen Erlöser wieder vereinigen." Sie empfingen beide die heilige Kommunion mit Thränen der Reue und Andacht, und beteten die Gebete, die der Geistliche ihnen vorbetete, inbrünstig nach.

Nachdem sie noch lange still für sich gebetet, sollte Schlicht wieder in seine besondere Kammer abgeführt werden. „So geh' denn hin!" sagte Waller. „Wir wollen im Vertrauen auf Christus und im Glauben unserer Väter getrost sterben. Es bedarf keines langen Abschiedes für die kurze Trennung. Der Tod wird uns — morgen um neun Uhr — voneinander scheiden, aber uns sogleich wieder vereinigen. Lebe wohl — die wenigen Stunden, die wir in dieser Welt noch zu leben haben, und Gott sei mit Dir!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Josts Lebensgeschichte.



Jost erschien in dieser Geschichte bisher als ein Mann, der sich durch seinen strafbaren Leichtsinn und seine Neigung zum Trunk verächtlich, ja durch die lasterhafte Lebensart eines Räubers verabscheuungswert gemacht hat. Wer ihn in seinem gegenwärtigen Zustande, mit dem welken, bleichen, runzelvollen Gesicht, und in dem schlechten zerlumpten Anzuge erblickte, konnte kaum glauben, daß Jost einst der stattlichste, wohlaussehendste

Mann in Hirschfelden gewesen und die feinsten Kleider von so kostbarem Tuche getragen, desgleichen sich der vermöglichste Bürger kaum anzuschaffen vermochte. In der That war Jost ehemals der reichste Mann in der Gegend und hätte auch der glücklichste sein können, wenn er nicht von dem Wege der Tugend abgewichen wäre. Sein Bauernhof war der größte weit umher und seine Äcker waren die besten und seine Wiesen die schönsten auf der ganzen Flur; er hatte nicht nur keine Schulden, sondern noch ansehnliche Kapitalien auf Zins anliegen; seine Ehegattin war wegen ihrer Tugend und Schönheit allgemein geachtet, und liebenswürdigere Kinder als die seinigen gab es in ganz Hirschfelden nicht. Es ist merkwürdig und lehrreich zu hören, wie Jost von dem größten Wohlstande zu einem solchen Elende herabgekommen ist und sich sein trauriges Schicksal selbst bereitet hat. Der Jammer aber, den er über sein treffliches Weib und seine guten Kinder brachte, von denen er seit Jahren getrennt lebte, macht seine Geschichte höchst rührend.

Jost war der Sohn eines sehr rechtschaffenen Landmannes, der in Hirschfelden einen eben nicht großen, aber sehr gut bestellten Bauernhof besessen hat. Da Jost seine Eltern früh verlor und mehrere Geschwister hatte, so fiel das Erbteil, das ihn traf, nicht gar beträchtlich aus. Allein Jost war der gewandteste, rüstigste junge Bursch in Hirschfelden, immer munter und lustig, wohl gewachsen und von einer ungemein frischen, blühenden Gesichtsfarbe. Er verstand sich auf alle ländlichen Arbeiten sehr gut; eine ganz besondere Geschicklichkeit aber zeigte er in der Behandlung der Pferde; er wußte das wildeste junge Roß, das sonst jeden Reiter abwarf, zu bändigen und zuzureiten, und beim Fahren verstand er die Pferde so leicht und sicher zu lenken, daß er kaum seinesgleichen fand. Als nun der alte Kutscher in dem Schlosse Finkenstein krank wurde, ließ der gnädige Herr

den Jost ersuchen, einstweilen die Stelle des Kutschers zu versehen. Jost that dieses sehr gern und machte seine Sache so vortrefflich, daß er nach dem Tode des alten Mannes den Kutscherdienst erhielt. Der hübsche junge Kutscher nahm sich in seiner scharlachroten Livree mit Gold auch sehr gut aus und wußte sich, wenn er, stattlich auf dem Kutscherbocke sitzend, so im Galopp daherfuhr, ein ganz eigenes Ansehen zu geben. Er bildete sich auf seine Gestalt, seinen Scharlachrock, seinen Schnurrbart und den Hut mit der breiten goldenen Borde, den er immer etwas seitwärts aufsetzte, nicht wenig ein.

Da wurde nun einst das Kirchweihfest zu Hirschfelden gefeiert. In allen Wirtshäusern war abends Tanzmusik. Beim goldenen Hirschen aber, dem ersten Gasthofe des Fleckens, fanden sich die angesehensten und vermöglichsten Bürger und Bauern mit ihren Söhnen und Töchtern ein. Unter den vielen Gästen befand sich auch der alte Müller von Haselbach, Andreas Laub, ein sehr rechtschaffener und verständiger Mann. Er hatte seine Mühle bereits seinem Sohne übergeben und sich zu Haselbach, unweit der Mühle, ein artiges und ziemlich geräumiges Nebenhaus erbaut. Allein vor einem halben Jahre war sein Bruder, der reichste Bauer zu Hirschfelden, als Witwer gestorben, und hatte eine einzige Tochter von etwa achtzehn Jahren hinterlassen. Der Müller wollte, als ihr Vormund, die Aufsicht des großen schönen Bauerngutes selbst so lange übernehmen, bis seine junge Base Marianne sich würde verheiratet haben; und er war deshalb mit seiner Ehegattin nach Hirschfelden in das Haus seines Bruders gezogen. Marianne war ein sehr wohlgesittetes Bauernmädchen, von sanfter, freundlicher Gemütsart, schön und von schlanker Gestalt, und ihr lieblich blühendes Angesicht war von ungemeiner Anmut. Der alte Müller wollte ihr die Freude, wie die übrigen Töchter im Flecken am Kirchweihfeste zum

Tanze zu gehen, eben nicht wehren; jedoch ohne seine Aufsicht hätte er sie um alles in der Welt nicht zum Tanze gehen lassen. Er war deshalb mit seiner Müllerin auf ein Glas Wein in den Gasthof gekommen und Marianne saß zwischen beiden an einem der ersten Tische. Sie war sehr zierlich, mehr städtisch als ländlich, in himmelblauen Taffet gekleidet, und das nette goldene Häubchen, wie es damals vermögliche Jungfrauen trugen, stand ihr so schön, als wäre es eine goldene Krone; ihre Sittsamkeit zierte sie aber noch mehr als Gold und Seide.

Jetzt kam auch Jost herein, dem die Herrschaft erlaubt hatte, auf ein paar Stunden zum Tanze zu gehen. Er hatte sich sehr herausgeputzt. Er prangte in seiner scharlachroten Livree mit Gold, und hatte anstatt seiner ungeheuer großen Kutscherstiefel leichte Tanzschuhe angezogen, auf denen helle silberne Schnallen glänzten. Auch hatte er weiße Handschuhe angelegt und sich gleich einem Hochzeiter mit einem Blumenstrauß geschmückt. Er ging vor allen anderen Gästen auf den alten Müller zu und grüßte ihn und die Müllerin auf das freundlichste. Der Müller hatte in dem Schlosse Finkenstein öfter Früchte gekauft und Jost hatte sie ihm aufladen helfen. Daher kannte Jost den Müller. Indes galten seine freundlichen Grüße nicht so fast den alten Leuten, als der jungen Base, und er bat sehr höflich um die Erlaubnis, mit Mariannen einige Reihen tanzen zu dürfen. Der Müller wollte es dem herrschaftlichen Kutscher nicht abschlagen; Gertrud, die alte Müllerin, aber sagte, sie rechne es sich zur ganz besonderen Ehre, daß der hochfreiherrliche Kutscher ihre Base zum Tanz aufziehen wolle. Jost, dessen bäuerische Sitten in dem Schlosse ziemlich abgeschliffen worden, wußte Mariannen während des Tanzes sehr viel Artiges zu sagen; die sittsame Marianne aber schlug errötend die Augen nieder und lobte bloß seinen schönen



Blumenstrauß. Jost machte, indem er sich tief verneigte, ihr mit dem Strauße sogleich ein Geschenk.

Der alte Müller sah es nicht gern, daß Jost sich mit Marianne so bekannt mache. Er stand auf, bezahlte seine Zeche und ging mit seiner Müllerin und mit Marianne nach Hause. Allein die gute Marianne konnte den artigen Jost, der sich an Gestalt, Kleidung und Betragen vor anderen Bauernsöhnen so sehr auszeichnete, nicht vergessen, und wünschte ihn zu heiraten. Sie redete mit ihrem Vormunde und entdeckte ihm nicht ohne Erröten ihren Wunsch. Der kluge Andreas schüttelte jedoch den Kopf und sagte: „Du bist ein gutes Kind, liebe Marianne; aber noch jung und unverständig. Ich zweifle, ob Du mit dem Menschen glücklich sein würdest. Ein Schritt, der über das Glück des ganzen Lebens entscheidet, will wohl überlegt sein. Der Jost ist zwar ein hübscher, flinker Bursche, allein er ist auch stolz und eitel. Dazu liebt er lustige Gesellschaften zu sehr und überall, wo es nur immer eine Tanzmusik oder ein Kegelschieben giebt, ist er dabei. Auch hat er, wie ich gewiß weiß, eine Neigung zum Trunk. Aus Furcht vor der Herrschaft nimmt er sich zwar so ziemlich in acht. Wenn er aber so auf einmal reich und sein eigener Herr sein würde, so könnte er leicht ganz anders ausfallen, als Du denkst. Er könnte übermütig, ein Verschwender und Vollsäufer werden. Du, liebe, gute Marianne, würdest dann sehr unglücklich sein und tausend Zähren weinen.“

Marianne wurde sehr traurig; sie bemühte sich indes, Jost zu vergessen. Allein Jost wußte sie hie und da zu treffen und ihr zu schmeicheln. Er stellte sich so fromm an, als wäre er der tugendhafteste aus allen Jünglingen weit umher; er betrug sich sehr eingezogen und bescheiden, gab ein paar seiner lustigen Trinkbrüder, die nicht im besten Rufe standen, ganz auf, und wenn man ihm bei Hochzeiten oder anderen festlichen Anlässen

das zweite Glas Wein einschenken wollte, weigerte er sich, als wollte man ihm Gift zu trinken geben. Marianne freute sich sehr und hoffte an ihm einen sehr tugendhaften Mann zu bekommen. Der alte Andreas blieb aber bei seinem ungläubigen Kopfschütteln und sagte bedenklich: „Wenn es ihm mit seiner Frömmigkeit und Tugend auch nur ernst ist! Er schmeichelt mir zu viel und Schmeicheln ist nicht weit von Heucheln. Ich fürchte, es steckt ein arger Schelm in ihm! Er macht es wie ein Fischer, der den eisernen Angelhaken unter der Lockspeise verbirgt. Du, liebe Marianne, bist eines besseren Mannes wert. Schlag' Dir also diesen Jost aus dem Sinn. Besser jetzt ein kurzes Leid, als dereinst ein lebenslanges Elend."

Marianne war bereit, den guten Rat zu befolgen. Allein, bevor ein Jahr verging, starb zu ihrem großen Unglück der kluge, rechtschaffene Andreas. Die alte Müllerin, Base Gertrud, betrachtete sich nun als Mariannens einzige Ratgeberin. Gertrud war nicht ohne Verstand und nach ihrer Art fromm; allein sie war zu eitel, um recht vernünftig und von Herzen fromm zu sein. Sie war in ihrer Jugend schön gewesen und dabei sehr reich, und ihr war deshalb von vielen, die sie heiraten wollten, geschmeichelt worden. Jost wußte dieses alles wohl und suchte durch andächtige Gespräche und Schmeicheleien ihre Gunst zu gewinnen. Als sie einst in das Schloß Finkenstein kam, wo sie wegen der Hinterlassenschaft ihres seligen Mannes einiges vorzubringen hatte, begrüßte Jost sie auf das freundlichste, meldete sie sogleich, führte sie der Herrschaft vor und lobte sie bei dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau ganz übermäßig, was der eitlen Müllerin ganz ausnehmend gefiel. Jost erzeigte sich gegen sie auf alle ersinnliche Weise gefällig und dienstfertig. Er bemerkte, die alte Müllerin könne in ihrem alten Gebetbuche mit kleinem Drucke nicht mehr wohl ohne Brille lesen; sie

schäme sich aber, in der Kirche eine Brille aufzusetzen und für alt zu gelten. Da er nun bald darauf mit der Herrschaft eine Reise machte, so brachte er ihr das nämliche Gebetbuch in einer neuen Auflage mit sehr großem Drucke, in roten Saffian gebunden und mit Silber beschlagen, von der Reise mit, und verehrte es ihr. Die alte Base, die in dem neuen Buche ohne Brille besser als in dem alten mit der Brille lesen konnte, war hocherfreut. Sie ließ in der Freude ihres Herzens sich deutlich merken, daß es ihr gar lieb sein würde, wenn ihre junge Base Marianne einen so artigen, frommen und rechtschaffenen Mann bekäme. Jost sagte seufzend: „Ach, ich wäre es nicht wert, der Vetter einer so vortrefflichen Frau zu werden, als die liebwerteste Frau Gertrud ist. Wenn mir aber der Himmel je ein so großes Glück bescheren sollte, so müßte die hochverehrteste Frau Base auf immer bei mir und Mariannen wohnen. Da wollten wir sie auf den Händen tragen, damit sie nicht etwa mit ihrem Fuß an einen Stein anstoßen möge.“ Gertrud war über diese Reden entzückt, lief mit dem schönen Gebetbuche zu Marianne und rief: „Den Jost nimm und keinen anderen; Jost ist dermalen der frömmste und tugendhafteste Mensch in ganz Europa.“ Marianne heiratete den Jost. Das Hochzeitsmahl wurde in dem Gasthofe zum goldenen Hirschen gehalten, und war sehr prächtig; man wußte die Menge der Gäste kaum unterzubringen. Denn Marianne war überall geschätzt, und Jost wurde als herrschaftlicher Kutscher um der Herrschaft willen geehrt. Seit vielen Jahren wurde in Hirschfelden keine so fröhliche Hochzeit gefeiert.

Anfangs lebte Marianne mit Jost sehr vergnügt. Zwar wollte es ihr nicht gefallen, daß Jost sogleich ein Paar schöne Pferde anschaffte, und eine artige zweisitzige Kutsche dazu kaufte, die sehr zierlich gebaut und herrlich lackiert war. Indes verzieh Marianne dem ehe-

maligen Kutscher diesen Aufwand, zumal Jost behauptete, daß die jungen kräftigen Pferde zum Feldbau ohne Vergleich besser taugten, als das alte Paar Ackergäule, die er verkauft hatte. Auch schmeichelte es Mariannen, wenn sie so neben Jost in der schönen Kutsche saß, und Jost, mit großer Geschicklichkeit die mutigen Pferde lenkend, die junge wohlgekleidete Frau auf ein benachbartes Kirchweihfest oder auf den Jahrmarkt in die Stadt kutschierte. Aber als Marianne einige Wochen krank war und das Bett hüten mußte, fuhr Jost öfters allein in die Stadt und ließ sie zu Hause krank liegen. Sie konnte in dem Hauswesen nicht nachsehen, und die Dienstboten thaten, was sie wollten. Marianne bat ihn sehr liebreich, zu Hause zu bleiben, weil sonst die Hauswirtschaft Schaden leiden würde. Allein er achtete nicht auf ihre Bitten, und Marianne fing an zu fürchten, Jost habe sie nicht aus Achtung und wahrer Zuneigung, sondern nur ihres Reichtums wegen geheiratet.

Eines Morgens schickte Jost sich wieder an, in die Stadt zu fahren, wo eben englische Reiter ihre Künste sehen ließen. Marianne stellte ihm vor, daß es eben jetzt Erntezeit und er zur Aufsicht über die Arbeiter unumgänglich nötig sei, daß man auch die Pferde nicht entbehren könne und daß es sehr unschicklich und der Landwirtschaft höchst nachteilig sein würde, jetzt eine Lustfahrt zu machen. Jost aber wurde unwillig, gab ihr grobe Reden, verließ zornig die Stube und schlug die Thüre heftig hinter sich zu. Gertrud hatte ihn zanken gehört, kam in die Stube, fragte, was es gebe und sagte dann zu Marianne: „Warte nur; ich will ihn Sitte lehren! Verlaß Dich auf mich.“ Gertrud dachte, Jost, der sich gegen sie bisher immer unendlich dienstfertig und unterthänig erzeigt hatte, werde ihr augenblicklich gehorchen. Sie trat, als Jost eben die schönen Braunen vor die gelblackierte Kutsche gespannt hatte, heraus in den Hof, stellte beide Arme in die Seite und

sagte mit Nachdruck: „Was soll das sein, Vetter! am hellen Werktage, wo man nicht Hände genug zur Arbeit finden kann, spazieren zu fahren? Auf der Stelle spannt aus und bleibt zu Haus! Ich befehle es Euch!" Der zornige Jost antwortete trotzig: „Mir habt Ihr nichts zu befehlen; ich bin Herr im Hause." Gertrud war höchst aufgebracht und fing an zu schelten. Jost aber rief voll Zorn: „Wenn es Euch hier in meinem Hause nicht mehr gefällt, so zieht wieder in Euer Haus nach Haselbach; dort könnet Ihr nach Belieben die Frau spielen. Ich aber lasse mich von Euch nicht schimpfen, Frau Drude!" Er stieg in die Kutsche, haute wütend auf die Pferde los und fuhr in wildem Galopp zum Hofthore hinaus. Gertrud blieb erstaunt und wie versteinert eine Weile stehen und konnte anfangs keine Worte finden, ihren Grimm auszulassen. „O der undankbare Bösewicht!" rief sie endlich; „mich aus dem Hause zu schaffen, meinen schönen Namen so zu verdrehen und mich eine Drude zu nennen! So wie in diesem falschen, hinterlistigen Heuchler habe ich mich noch in keinem Menschen betrogen. Ich mag das schöne Gebetbuch, das er mir geschenkt hat, gar nicht mehr ansehen. Wenn es kein Gebetbuch wäre, so würde ich es in das Feuer werfen. Ich will aber keine Zeile mehr darin lesen. Nein, jetzt gleich will ich mein altes Gebetbuch mit dem kleinen Drucke und meine Brille wieder hervorsuchen. Ich schäme mich nun nicht mehr der Brille; der Schurke hat mir eine viel ärgere Brille auf die Nase gesetzt." Die Dienstbuben lachten heimlich über Gertruds Ärger; Marianne aber, die am Fenster stand und alles gehört hatte, weinte. Die aufgebrachte Gertrud wollte mit dem heuchlerischen Menschen, der sie so hintergangen hatte, nicht mehr unter einem Dache wohnen; mit Reue und Scham erkannte sie nun ihre Thorheit, der guten Marianne zu einer solchen Heirat geraten zu haben; sie mochte das bevorstehende Unheil, das sie gestiftet hatte,

nicht mit ansehen. Sie fing ungeachtet Mariannens Bitten und Thränen auf der Stelle an einzupacken, zog nach Haselbach und überließ die trostlose Marianne ihrem Jammer.

Der rohe, gefühllose Mensch war froh, der alten Base los zu sein und wurde von Tag zu Tag schlimmer. Er ging auf alle Scheibenschießen und büßte, wiewohl er ein guter Schütze war und zu Zeiten das Beste gewann, vieles Geld ein. Denn er gab in seinem Stolze große Trinkgelder, hielt beinahe die ganze Schützengesellschaft zechfrei und verschwendete wohl noch einmal so viel Geld, als er gewonnen hatte. Im Herbste, als in der Gegend die Treibjagden gehalten wurden und gute Schützen willkommen waren, zog er immer mit, und bekümmerte sich wenig darum, wie die Knechte indessen die Wintersaat bestellten. Oft kam er spät in der Nacht betrunken nach Hause. Marianne machte ihm am anderen Tage sanfte Vorwürfe. Da schalt er sie und schlug sie einmal gar. „Ach,“ seufzte sie dann im stillen: „Du guter alter Andreas, wie hattest Du so recht! Ja wohl, der Schein betrügt; und nicht alles, was glänzt, ist Gold. Ich sah mehr auf die angenehme Gestalt als auf Tugend und Rechtschaffenheit; ich bin nun dafür bestraft, daß ich Deinen guten Rat nicht befolgte.“

Mariannens Jammer war unbeschreiblich. Sie war eine edle, gute Seele — eine treue, liebevolle Ehegattin, eine gute, zärtliche Mutter, eine verständige, fleißige Hauswirtin. Sie suchte noch immer durch Güte und freundliche Bitten ihren verschwenderischen Mann auf den guten Weg zurückzubringen. Sie machte sich die größte Herzensangelegenheit daraus, ihre Kinder fromm und gut zu erziehen. Sie arbeitete unermüdet, sparte mit Einsicht und führte die Aufsicht über die Hauswirtschaft mit Verstand. Allein sie hatte nichts davon als grobe Begegnung von ihrem Manne; sie mußte das

Hauswesen dem Untergange immer näher kommen sehen. Die Saumseligkeit und Verschwendung des Mannes war zu groß.

Jost fing nun einen Kornhandel an. Er merkte bald, daß er dabei mehr verliere, als gewinne. Allein er setzte ihn doch fort, um einen Vorwand zu haben, überall herum zu schwärmen und groß zu thun. Er war in seinem größten Vergnügen, wenn sich in dem Wirtshause einige Müßiggänger und schlechte Hauswirte zu ihm gesellten, ihn lobten und ihm versicherten, den reichen Maierbauer Jost rühme man im ganzen Lande. Er ließ dann Champagner bringen, den er nur den Spritzwein nannte, schenkte seinen liederlichen Gästen fleißig ein und bezahlte für alle die ganze Zeche. Manchmal spielte er auch um große Thaler, nicht, weil er das Spiel sonderlich liebte, sondern bloß um sich als einen reichen Mann zu zeigen, der das Geld nicht zu achten brauche. Er wurde, da er meistens berauscht war, schändlich betrogen und verlor große Summen. Oft war er Montags in seiner schönen Kutsche ausgefahren und kam erst am Samstage spät zu Nacht wieder nach Hause. Marianne bat ihn oft mit aufgehobenen Händen, wenn er sie auch nicht mehr achte, doch seine Kinder zu bedenken. Sie trat mit ihren Kindern, zwei lieblichen Mädchen und einem holden Knaben, den sie noch auf dem Arme trug, vor ihn hin und die Mädchen mußten den Vater bitten, sie nicht in Unglück zu bringen. Noch wäre er zu retten gewesen, wenn er Mariannen Gehör gegeben hätte. Allein er schrie: „So habe ich in diesem Hause doch keinen Augenblick Ruhe!“ und brach in die schrecklichsten Flüche aus. Am anderen Morgen, Sonntags unter der Predigt, saß er schon wieder im Wirtshause. Da er nunmehr den Wein nicht immer zu bezahlen vermochte, so fing er das Branntweintrinken an und wurde ein ganz elender, verächtlicher Mensch. Sein großes Bauerngut kam vollends

in Verfall. Seine ehemals so schönen Äcker waren so schlecht bestellt, daß man sie aus allen heraus kannte. Mancher ehrliche Bauersmann, der daran vorbeiging, sagte: „Man möchte weinen, wenn man sie nur ansieht.“ Sie trugen nicht einmal mehr die Kosten des Anbauens, das Jost immer durch fremde Hände besorgen ließ. Seine Kapitalien hatte Jost längst aufgekündigt und durchgebracht. Es fehlte ihm nun immer an Geld, seine verschwenderische Lebensart fortzusetzen. Er hatte seinen Reichtum für unerschöpflich gehalten und erfuhr nun, daß man auch einen Brunnen erschöpfen könne. Allein er kam doch nicht zur Besinnung, sondern verkaufte bald einen Acker, bald eine Wiese, und machte heimlich Schulden bei Christen und Juden. Da er auf die bestimmte Zeit nicht bezahlen konnte, klagten sie — und es wurde gegen Jost die Vergantung ausgesprochen.

Marianne wußte wohl, daß ihr Mann schlecht stehe; aber daß er gar so viele Schulden habe, hatte sie doch nicht gedacht. Es war ihr daher ganz unerwartet, als der Amtmann mit dem Aktuar und zwei Gerichtsmännern in die Stube trat und ihr ankündigte, daß man ein Verzeichnis von der ganzen Hauseinrichtung, dem vorrätigen Getreide, dem Vieh und allen Ackergerätschaften zur Versteigerung aufnehmen müsse; daß man ihr nichts lassen könne, als ihre und ihrer Kinder Kleider und Betten. Sie erschrak, daß sie zitterte, faßte laut weinend ihre Kinder in die Arme und rief: „O meine lieben Kinder, wie wird es euch ergehen!“ Jost aber, der trotz seiner schmachvollen Lebensart sich noch immer stolz und hochmütig betrug, war entlaufen, und hatte Weib und Kinder in ihrer größten Not hilflos zurückgelassen. Mancher vernünftige Bürger oder Bauersmann sagte: „Jost ist ein warnendes Beispiel, wie Vergnügungssucht, Arbeitsscheu, Trinklust und Verschwendung den reichsten Mann an den Bettelstab brin-

gen, und sein Herz gegen Weib und Kind so hart und unempfindlich machen können, wie einen Kieselstein."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Mariannens und Josts fernere Geschichte.

Marianne mußte nun ihr väterliches Haus, in dem sie geboren und erzogen war, verlassen. Sie wußte nicht wohin, und konnte nichts als weinen — und zu Gott beten, er wolle sich ihrer erbarmen, und ihr Hilfe und eine Zuflucht verschaffen. Da kam in der Abenddämmerung Base Gertrud und sagte: „Liebste Marianne! Ich habe gefehlt, daß ich Dir geraten habe, den liederlichen Jost zu heiraten. So klug ich sonst bin, so habe ich mich in ihm doch geirrt. Aus zu großem Vertrauen auf ihn habe ich es auch bei dem Heiratsvertrage außer acht gelassen, Dir Dein weibliches Recht und ein hinreichendes Auskommen zu sichern. Komm' Du aber nur zu mir; mein Haus und alles, was ich habe, will ich von ganzem Herzen mit Dir teilen. Du kannst sogleich morgen bei mir einziehen." Marianne war über diesen Antrag sehr erfreut und getröstet. Gertrud wollte in den gegenwärtigen unrühmlichen Umständen sich in Hirschfelden nicht sehen lassen; sie reiste auf der Stelle wieder nach Haselbach zurück.

Marianne stand am nächsten Tage sehr früh auf und packte ihre Habseligkeiten zusammen. Ihre Kinder schliefen noch; sie weckte nur ihre älteste Tochter Elisabeth und ging mit ihr in die Kirche. Hier dankte sie mit innig gerührtem Herzen Gott für alle Wohlthaten, die ihr in dieser ihrer Mutterkirche zu teil geworden, für alles Gute, das sie in ihrem Vaterorte Hirschfelden genossen und auch für alle überstandene Leiden; sie empfahl sich, ihre Kinder und auch ihren Mann der

Barmherzigkeit Gottes. Sie ging dann auf den Gottesacker und weinte an den Gräbern ihres Vaters, ihrer Mutter und ihres Vormundes, des redlichen Andreas, die schmerzlichsten Thränen. Nach diesem begab sie sich zu dem Herrn Pfarrer, um für die Liebe und Treue, mit der er sie im Christentume unterwiesen, ihm noch einmal zu danken und sich mit allen den Ihrigen in sein frommes Gebet zu empfehlen. Auch ihre guten Freundinnen, die noch mit ihr in die Schule gegangen waren, besuchte sie noch einmal und nahm Abschied von ihnen. Der Abschied von Katharina, der Ehegattin des Kerkermeisters, ging ihr am meisten zu Herzen, und sie weinte an ihrem Halse, wie von traurigen Ahnungen ergriffen, die heißesten Thränen. Gegen Abend, nachdem das wenige, was sie noch hatte, auf einen Wagen geladen war, setzte sie sich, gleich einer Flüchtenden, die von ihrem Eigentume nur weniges mehr retten konnte, mit ihren drei Kindern auf den geladenen Wagen und fuhr schmerzlich weinend nach Haselbach.

Base Gertrud kam ihr unter der Hausthür entgegen und begrüßte sie und die Kinder mit herzlicher Freundlichkeit und mit Thränen in den Augen. Sie räumte ihr das einzige kleine Gastzimmer mit einer Nebenkammer ein und bedauerte nur, nicht mehr so reich zu sein, als ehemals, um anderen nicht mehr so viel Gutes erweisen zu können, als sie wünschte. Marianne wußte wohl, daß Gertrud selbst wenig mehr übriges habe. Die gute Base war in der That durch ihre Eitelkeit beinahe arm geworden. Schlechte, verschwenderische Leute hatten ihr zu schmeicheln gewußt, daß sie ihnen Geld lehnte, das dann meistens verloren ging. Sie hatte nur noch einige kleine Kapitalien, nebst einem ziemlich ansehnlichen Leibgeding an Lebensmitteln. Selbst das Haus war ihr nur auf lebenslang zugesichert. Es rührte daher Mariannen um so mehr, daß Gertrud ihr so gerne mitteilte und sich so wohlthätig gegen sie erzeigte.



Sogleich nach dem Abendessen ging Marianne auf ihre Stube, brachte die zwei kleineren Kinder in der Kammer zu Bette und blieb mit Elisabeth noch einige Zeit auf. Sie dankte Gott, daß er ihr in ihrer Not für jetzt eine so erwünschte Zufluchtsstätte verschafft hatte. Indes fiel es ihr freilich sehr schwer, daß sie um ihren schönen, großen Hof gekommen und den Aufenthalt in diesem Hause nur der Barmherzigkeit ihrer Base zu danken habe. Als die Turmuhr schlug, deren Klang ihr ungewohnt war, dachte sie mit Schmerzen an den schönen Marktflecken Hirschfelden zurück, wo sie ihre Kindheit und Jugendjahre so glücklich zugebracht hatte. Es war ihr sehr schmerzlich, daß sie in so vieler Hin=

sicht so vieles verloren habe, und sie brach in Thränen aus. Elisabeth weinte mit ihr, tröstete sie aber und zeigte sich zur Freude der Mutter als ein sehr wohl unterrichtetes Kind von vielem Verstande und sehr edlem Herzen. „Weinet nicht, liebste Mutter!“ sagte sie unter anderem. „Es sind ja doch nur zeitliche Dinge, die wir verloren haben, und sie wären uns doch einmal genommen worden. Wir haben nichts mit in diese Welt gebracht, und werden auch nichts mit uns hinausnehmen, als was wir Gutes gethan haben. Wenn wir einmal nur in den Himmel kommen, so ist an dem Hofgute nichts gelegen. Sei es, daß wir jetzt arm sind; der liebe Gott ist reich genug, uns zu erhalten. Wir können arbeiten, und Gott wird den Fleiß unserer Hände segnen. Ihr hattet zu Hirschfelden freilich ein größeres Haus und einen großen Garten, viele Äcker und Wiesen, Pferde, Kühe und Schafe, auch Waldungen. Allein Ihr hattet auch viel mehr Sorgen; Ihr hattet Tag und Nacht keine Ruhe und die Knechte und Mägde machten Euch vielen Verdruß. Seid froh, daß Ihr aus dem Getümmel heraus seid. Wir konnten manchen Tag kaum eine halbe Stunde so ruhig miteinander reden, wie jetzt. Dahier habt Ihr doch mehr Ruhe; wir können Gott ungestörter dienen, erfreuliche Gespräche führen, auch in einem guten Buche lesen. Mit der Hilfe Gottes werden wir hier vergnügt und zufrieden leben. Auf ihn wollen wir vertrauen und guten Mutes sein.“ Marianne gab ihr recht, umarmte sie mit Thränen und sagte: „Du bist ein gutes Kind, liebe Elisabeth, Du bist mein Trost in meinem großen Leiden. Ja, wir wollen uns nicht kümmern, sondern uns auf Gott verlassen.“

Mariannens größter Kummer war ihr unglücklicher Mann; sie wußte nicht, wo er sich aufhalte und wie es ihm gehe. Sie betete bei dem Morgen- und Abendsegen mit ihren Kindern allemal für ihn und fast immer

mit Thränen in den Augen. Sie redeten auch untertags viel von ihm. „Ach,“ sagte Marianne sehr oft, „wenn er nur jetzt zurückkehren, sich bessern, arbeiten und das Trinken lassen wollte! Wir könnten uns dann wohl ernähren, und auch jetzt noch glücklicher leben, als ehemals.“ Base Gertrud war aber noch immer sehr aufgebracht über ihn. „Er soll mir mein Haus nicht mehr betreten,“ sagte sie, „der falsche, undankbare Mensch! Ich half ihm zu einem so großen Glücke, und er brachte nicht nur Weib und Kinder in Elend und Schande, sondern erzeigte auch mir nicht mehr die geringste Ehrerbietigkeit oder Dankbarkeit. Ewig kann ich ihm nicht verzeihen.“ Marianne bat sie, vor den Kindern den Vater nicht zu schmähen, und Elisabeth sagte: „Ach, liebste Base, ich bitte Euch, verzeiht ihm doch! Der liebe Gott verzeiht ja auch dem größten Sünder, wenn er sich bessert. Und der Vater bessert sich gewiß noch! Der große Reichtum, zu dem der Vater so schnell gekommen, hat ihn zu manchem Bösen verleitet; Armut, Elend und Not werden ihn auf bessere Gedanken bringen.“ „Ja, ja,“ sagte Barbara, die jüngere Schwester, „der Reichtum ist kein so großes Glück, als man denkt; er hat den Vater und uns alle unglücklich gemacht.“ Der kleine Joseph sagte: „Der Branntwein ist noch viel schlimmer, als der Reichtum, und richtet noch viel mehr Unheil an; Gott hätte ihn gar nicht erschaffen sollen.“ Gertrud lachte über die Einfalt des Kindes; die Mutter aber hatte Thränen in den Augen.

Marianne wußte sich in ihre dürftige Lage sehr gut zu schicken. Sie kleidete sich sehr einfach, und trug nichts mehr von Seide. Sie hatte noch einige Ringe mit guten Steinen, goldene und silberne Ketten nebst anderem Schmucke; sie beschloß, dergleichen Dinge zu verkaufen, um für die Kinder ein kleines Kapital auf Zinsen zu legen. Gertrud wollte das nicht zugeben. Allein Marianne sagte: „Es schickt sich nicht mehr für

mich, dergleichen Schmuck zu tragen; es ist der elendeste Bettelstolz, wenn arme Leute groß thun wollen; ja es ist eine Thorheit, sich über Vermögen zu kleiden. Dieser überflüssige Putz, zu Geld gemacht, auf Zinsen gelegt und so in zwanzig Jahren verdoppelt, kann einmal meinen Kindern zur nötigen Kleidung verhelfen; ja ohne dieses angelegte Geld fehlte es meinem Joseph da vielleicht einmal an einem warmen Rocke für den Winter, oder sehr wahrscheinlich an dem nötigen Lehrgelde, ein richtiges Handwerk zu lernen." Marianne arbeitete vom frühen Morgen bis spälen Abend, um ihre verarmten Kinder auch jetzt ordentlich zu kleiden und ihnen einmal doch wenigstens etwas zu hinterlassen. Sie nähte und strickte für die Leute und verdiente damit nicht wenig, und wann man das Heu oder das Korn hereinbrachte, und es an Arbeitern fehlte, dünkte sie sich nicht zu gut, als Tagwerkerin mit dem Rechen oder der Sichel in das Feld zu gehen und im Schweiße ihres Angesichts zu arbeiten. Auch die Kinder hielt sie fleißig zum Spinnen und anderen kleinen Arbeiten an. Ihre größte Angelegenheit war, ihre Kinder fromm und christlich zu erziehen. „Wenn sie gut erzogen sind," sagte sie, „sind sie nicht arm. • Die gute Erziehung wird ihnen den Mangel an Reichtum ersetzen." Sie betete morgens und abends, und vor und nach Tisch immer sehr andächtig mit ihnen, nahm sie mit in die Kirche und schickte sie fleißig in die Schule, die in Haselbach trefflich bestellt war. Die Kinder lernten sehr gut, und Elisabeth erhielt bei der Prüfung den ersten Preis. Die Mutter freute sich sehr über den Fleiß ihrer Tochter; die Base aber hatte über die ehrenvolle Auszeichnung eine gar unbeschreibliche Freude. Wann nun die Mutter, die Base, die Kinder und die Magd an den langen Winterabenden spannen, las Elisabeth aus dem schönen Büchlein vor, und alle horchten mit Freuden zu. Der Herr Pfarrer hatte mehrere schöne Bücher,

die er den Leuten zu lesen gab. Elisabeth bat sich von Zeit zu Zeit eines aus, damit sie oder ihre Schwester zu Hause abends daraus vorlesen könne. Mariannen war dies sehr lieb. „Das ist kein Versäumnis," sagte sie, „wir müssen für die Nahrung der Seele noch mehr besorgt sein, als für die des Leibes." Das Lernen, vereint mit der guten Erziehung, brachte an den Kindern auch sichtbar recht gute Früchte; alle wurden sehr gehorsam, fleißig und eingezogen. Marianne dachte oft: „Ich muß es wirklich als ein Glück ansehen, daß mir Gott die große Sorgenlast auf dem Hofe abgenommen und mich hierher versetzt hat. Dort hatte ich nicht Zeit, mich der Erziehung meiner Kinder so ganz zu widmen, wie hier, und ihr Vater ermahnte sie wenig zum Guten, sondern gab ihnen vielmehr Ärgernis. Dort wären sie sicher verdorben worden; hier aber werden sie mit der Hilfe Gottes gute Menschen werden. So weiß Gott alles recht zu machen, und ich kann ihm nicht genug danken."

Fridolins Eltern waren Mariannens nächste Nachbarn und sie konnten einander in die Fenster sehen. Nachmittags, wann die Kinder in der Schule waren und Base Gertrud bei irgend einer vermöglichen Bäuerin in der Kaffeevisite war, ging Marianne mit ihrer Näherei oder ihrem Spinnrädchen zu den wackeren Leuten hinüber. Sie war da in dem armen niedrigen Stübchen viel lieber, als in zahlreicher Gesellschaft. Niklas und Margarete hatten aufrichtiges Mitleid mit ihr und wußten sie am besten zu trösten. Die herzliche Frömmigkeit der guten Leute und die selige Eintracht, in der sie lebten, thaten ihr im Herzen wohl. „Wie glücklich und vergnügt sind sie bei all ihrer Armut," dachte sie, „und wie war ich bei allem Reichtume, wegen des üblen Betragens und der feindseligen Gemütsart meines Mannes so unglücklich! Es ist doch wahr, was Salomon sagt: Besser wenig mit Gottesfurcht, als große Schätze

mit Unruhe; besser ein Schüsselein Gemüse mit Liebe, als ein Mastochs mit Haß und Zwietracht."

Fridolin besuchte von Zeit zu Zeit seine Eltern und beide hatten allemal eine große Freude. Allemal brachte er ihnen etwas mit, feines weißes Brot, vorzüglich schönes Obst, oder eine Flasche Wein. Der Vater redete ihm dann jedesmal liebreich zu, immer vor Gottes Augen zu wandeln, andächtig zu beten, seiner Herrschaft treu zu dienen, und weder zur Rechten noch zur Linken einen Fingerbreit von Gottes Wegen abzuweichen. Marianne hörte, wenn sie eben zugegen war, diese väterlichen Ermahnungen immer mit gerührtem Herzen an. „Mein Gott," dachte sie, „welch ein Glück ist es doch, wenn ein Kind einen guten Vater hat! Es ist recht traurig, daß mein Mann seine Kinder nicht zum Guten ermahnte, ihnen ein böses Beispiel gab, und sie jetzt ganz verlassen hat. Ach, ein Vater, der für die Erziehung seiner Kinder nicht sorgt, zieht sich eine schwere Verantwortung zu."

Niklas ging noch immer fleißig in den Wald. Er war zwar wegen seines schwachen Armes nicht mehr imstande, Bäume zu fällen und zu Scheitern zu machen. Er haute, mit Bewilligung der Herrschaft, bloß Haselstäbe ab, deren es um Haselbach eine Menge gab, verkaufte sie in der Stadt den Faßbindern zu Reifen und den Siebmachern zu Siebböden. Eines Tages traf er ganz unerwartet den Jost an, der eben einen Büschel Birkenreiser zusammenband. Jost hatte indessen allerlei Schicksale gehabt. Er hatte wieder bei einer Herrschaft Dienste als Kutscher gesucht und sie gefunden. Man war mit seiner Geschicklichkeit im Besorgen und Lenken der Pferde sehr zufrieden; allein da er sich ein paarmal betrank, jagte man ihn fort. So ging es ihm bei mehreren Herrschaften. Er wurde nunmehr Postillon; allein auch da ließ er das Trinken nicht. Der Postmeister sah bald, daß man sich auf Jost nicht verlassen könne,

und Jost mußte den gelben Rock, auf den er sich nicht weniger einbildete, als ehemals auf den roten, wieder ausziehen. Gegenwärtig verlegte er sich auf das Besenbinden. Niklas redete ihm zu, wieder zu seinem guten Weibe und seinen lieben Kindern zurückzukehren. Allein Jost schüttelte den Kopf und sagte: „Nein! Nach dem, was vorgegangen ist, mag mein Weib mich sicher nicht mehr vor Augen sehen, und von der Gnade der hoffärtigen Base Gertrud zu leben, wäre mir vollends unausstehlich.“ Niklas erzählte dieses, sobald er nach Hause gekommen, Marianne. Sie aber sagte: „Ach, mein lieber Niklas, macht doch, daß Ihr meinen Mann bald wieder antreffet und sagt ihm, ich lasse ihn bitten, er solle doch wieder zu mir und unseren Kindern zurückkommen; ich werde ihn mit offenen Armen aufnehmen, und auch die Kinder werden sich freuen, ihren lieben Vater wieder zu sehen.“ Marianne redete auch mit Base Gertrud, und bat sie, dem unglücklichen Jost ein Plätzchen in ihrem Hause zu vergönnen. Gertrud sagte mit vornehmer Miene: „Wenn er mich wegen der Grobheit, mit der er mich Drude nannte, demütig um Verzeihung bittet, so werde ich ihn nicht verstoßen, sondern ihn Gnade finden lassen vor meinen Augen.“ Niklas ging nun alle Tage in den Wald, um Jost zu treffen; denn er wußte nicht, wo Jost sich aufhielt. Er begegnete ihm und sagte, daß Marianne ihn erwarte, und Gertrud ihn nicht abweisen werde. Jost zeigte keine Lust, zurückzukehren. Da sprach Niklas: „Jost, es ist nicht gut und christlich, da Ihr Euer gutes treues Weib verlassen habt und Euch um Euere Kinder nichts mehr bekümmert. Auch fürchte ich, Ihr treibt neben dem Besenbinden auch noch ein anderes Handwerk, das nicht recht ist. Kommt lieber mit mir und ernährt Euch redlich; arbeitet im Taglohne und Ihr könnet dann Euerem Weibe und Eueren Kindern, wie das Euere Schuldigkeit ist, hinreichendes Brot verschaffen.“ „So,“ sagte

Jost höhnisch, „Du, der Du einst als Taglöhner bei mir gearbeitet, meinst Du, ich sei nun um nichts mehr besser, als Du, und soll auch ein Taglöhner werden? Nicht wahr, das würde Dich und Deinesgleichen freuen; da hättet ihr etwas zu lachen und zu spotten? Nein, nein, das Graben und Holzspalten bin ich nicht gewohnt und obwohl ruchlose Wucherer mich um meinen schönen Hof gebracht haben, so steht mir die Nase doch noch zu hoch, ein so armer Schlucker zu werden, wie Du bist. Ich kann mich nicht mit Wassersuppen und Erdäpfeln begnügen; ich weiß mir bessere Kost zu verschaffen." Niklas sagte bekümmert: „Glaubt mir, Jost, der weise Salomon hat recht: Ungerechtes Brot mag immerhin wohl schmecken, allein am Ende hat man den Mund doch voll Kieselsteine." Jost wandte sich zornig von ihm und vermied von nun an diese Gegend des Waldes ganz, um dem Niklas, der es so gut mit ihm meinte, nicht mehr zu begegnen.

Marianne hörte lange Zeit nichts Gewisses mehr von ihrem Manne. Indes verbreiteten sich von ihm mancherlei üble Gerüchte, die ihr großen Kummer machten. Bald hörte sie, er sei Wildschütze geworden, bald sagte man, er habe sich gar zu Dieben und Räubern gesellt. In jener Nacht, da man in Finkenstein einbrechen wollte, wurden auch in Haselbach mehrere Männer geweckt, um gegen die Räuber zu ziehen. Marianne erschrak und seufzte: „Gott gebe, daß mein Mann nicht auch unter ihnen sei!" Sie konnte die übrige Nacht kein Auge mehr schließen und brachte den ganzen folgenden Tag in Angst und Schrecken zu. Als sie mit ihren Kindern und der alten Base eben beim Nachtessen saß, kamen mehrere Leute zugleich in die Stube und erzählten, Jost sei einer von den drei Räubern, die man eingefangen und nach Hirschfelden gebracht habe. Marianne wollte es nicht glauben. Allein einige Männer sagten: „Glaubt uns, Marianne, er ist es gewiß! Wir haben ihn ja

einfangen helfen.“ Einige Weiber schrieen: „Ja, ja, so ist's! Wir kommen ja eben von Hirschfelden; wir standen dabei, als man ihn kreuzweis geschlossen, vom Wagen abgeladen hat. Er hatte seinen Rausch noch nicht recht ausgeschlafen.“ Base Gertrud brach in einen heftigen Zorn und viele Schmähungen aus. Marianne aber zitterte, bebte, rang die Hände und konnte kein Wort vorbringen. Sobald die Leute fort waren, fiel sie mit ihren Kindern auf die Kniee und betete mit ihnen weinend und schluchzend für den Vater.

Während Jost zu Hirschfelden im Gefängnisse lag, kam Fridolin sehr oft nach Haselbach und besuchte seine Eltern. Marianne erkundigte sich allemal angelegentlich, ob er ihr nichts von ihrem Manne erzählen könne. Fridolin wußte nichts zu sagen, als daß der Amtmann alles sehr geheim halte; daß man aber allgemein glaube, Jost habe sich großer Vergehen schuldig gemacht. Nach Verlauf eines Jahres kam der gute Fridolin in aller Frühe eilfertig und sehr bestürzt zu seinen Eltern und brachte ihnen die Nachricht, daß man dem Jost heute das Leben absagen werde. „Ich bin mit Erlaubnis der gnädigen Herrschaft hierher geeilt,“ sagte er, „Euch dies zu sagen, damit Ihr die bedauernswerte Marianne auf diesen traurigen Akt vorbereiten könnet, ehe sie die Nachricht davon durch das Gerücht vernimmt.“ Beide Eltern lobten Fridolins liebreiche Vorsicht, und der Vater ging mit schwerem Herzen hinüber zu Marianne und suchte ihr die schreckliche Botschaft so schonend beizubringen, als es ihm nur möglich war. Allein Marianne merkte schon an seinem schreckensblassen Angesichte und seinen Augen voll Thränen, daß er ihr nichts Gutes anzukündigen habe. Als er endlich das Schreckenswort ausgesprochen hatte, Jost werde durch das Schwert hingerichtet werden, da sank sie fast in Ohnmacht; die Kinder fingen laut an zu weinen und zu schreien; Gertrud kam auch herein. Marianne saß totenbleich da,

als hätte man ihr selbst das Leben abgesagt; sie konnte lange nicht reden. Endlich rief sie: „Nun, lieber Vater im Himmel, ist das Maß meiner Leiden voll; ach, wenn es möglich ist, so nimm diesen bitteren Kelch von mir!“ Sie wollte sogleich nach Hirschfelden, ihren Mann noch einmal zu sehen. Allein die Base sagte: „Nein, das gebe ich nicht zu; jedermann würde ja mit Fingern auf Dich zeigen. Laß ihn, und bleibe da! Helfen kannst Du ihm ja doch nicht und für ihn beten, das kannst Du auch hier. Du weißt ja auch nicht einmal, ob es ihm lieb wäre, Dich zu sehen; erfreulich könnte es ihm einmal nicht sein, da er Dich in so großes Unglück und uns alle in so große Schande gebracht hat.“

Marianne aber sprach: „Ach, er ist ja doch mein Mann; ein treues Weib verläßt ihren Mann auch im größten Unglück nicht, das er sich durch eigene Schuld zugezogen hat. Noch bin ich aber wie betäubt; ich muß mich erst sammeln und wieder zur Besinnung kommen.“ Sie ersuchte alle Umstehenden zu schweigen und betete in der Stille, indem sie Augen und Hände zum Himmel erhob. Endlich wendete sie sich zu Niklas und sprach: „Ach, liebster Nachbar, ich bitte Euch, lauft doch sogleich nach Hirschfelden und macht, daß Ihr meinen unglücklichen Mann zu sehen bekommt. Die Kerkermeisterin, die Katharina, wird Euch gern Gelegenheit dazu verschaffen. Sagt ihr, ich lasse sie freundlich grüßen und sie darum bitten. Seht dann selbst zu, wie mein Mann sich in sein schreckliches Schicksal zu finden wisse und ob er auch Buße thue. Bringt ihm tausend Grüße von mir! Erzählt ihm, daß Ihr es mit Eueren Augen gesehen, wie groß mein Jammer sei, was für einen Anteil ich an seinem Unglück nehme, und wie mir sein naher Tod zu Herzen gehe! Sagt ihm, daß ich kommen wolle, in seinen letzten Stunden ihm noch Trost zu bringen. — Fragt ihn, ob es ihm recht sei, daß ich komme? — Sagt ihm, er dürfe nicht

fürchten, daß ich ihm Vorwürfe machen werde. — Alles sei vergeben und verziehen — nur Mitleid erfülle mein Herz — ich wäre bereit, mein Leben für ihn zu geben.“ — Sie konnte vor heftigem Weinen nicht mehr weiter reden.

Niklas versprach, ihm alles getreulich zu melden, eilte erst nach Hause, sagte zu Margarete, sie solle indessen zu Marianne hinübergehen, ihr beistehen, sie trösten, und bei ihr bleiben, bis er wieder komme; und machte sich dann auf den Weg nach Hirschfelden. Nachmittags kam er zurück und erzählte, daß Waller, Schlicht und Jost diesen Morgen wirklich zum Tode verurteilt worden, daß man aber Dietrichs Urteil noch nicht bekannt gemacht habe, weil er eben krank darnieder liege; daß Waller und Schlicht ihre Übelthaten reumütig eingestanden, ihr Urteil als gerecht anerkannten und sich bereit zeigten, sich demselben zu unterwerfen; daß aber Jost in allen Verhören seine Vergehen hartnäckig geleugnet und obwohl er derselben überwiesen worden, dennoch beständig seine Unschuld beteuere und das Urteil ungerecht nenne; daß er Marianne durchaus nicht mehr sehen wolle, indem es zu nichts dienen würde, als unnötigerweise seinen Kummer zu vermehren und auch ihr das Herz schwer zu machen; daß er dem Herrn Pfarrer von Hirschfelden, der sich alle erdenkliche Mühe gebe, ihn zur Erkenntnis seiner Fehler zu bringen, scheu und mißtrauisch begegne, durchaus nichts von Buße und Besserung wissen wolle, und sich leider als einen ganz verstockten Sünder zeige.

„O Gott,“ rief Marianne und schlug die Hände zusammen, „das ist noch das Entsetzlichste von allem! Ich meinte, meine Leiden könnten nicht mehr größer werden; nun aber sind sie unermeßlich! Nun laß ich mich nicht mehr aufhalten, nach Hirschfelden zu gehen. Mit allen meinen drei Kindern will ich zu ihm in das Gefängnis. Ich will versuchen, ob ich ihn nicht zur

Buße bewegen könne. O Base, liebste Base! bestellt doch sogleich ein Fuhrwerk für uns; ich will mich indessen ankleiden." „Je nun," sagte die Base, „so will ich denn gehen und ein Fuhrwerk bestellen. Aber so große Eile hat es nicht. Es ist früh genug, wenn Du erst in dunkler Nacht zu Hirschfelden ankommst. Die Schande wäre zu groß, wenn Du in so traurigen Umständen noch am hellen Tage in den Flecken hineinfahren wolltest, wo Du ehemals die angesehenste Bäuerin gewesen."

Die Base ging; als sie zurückkam, hatte Marianne sich und ihre Tochter Elisabeth indessen schwarz angekleidet; die übrigen Kinder hatten noch keine schwarzen Kleider. „Was soll denn das sein," sagte die Base, „was willst Du mit den Trauerkleidern?" „Ach," sagte Marianne, „wir fahren ja zu einem Leichenbegängnisse und zwar zu dem traurigsten von der Welt!" Marianne ging zehnmal an das Fenster, um zu sehen, ob das Fuhrwerk noch nicht komme. Endlich kam es; es war ein gemeiner Bauernwagen, auf dem sich Stroh und anstatt der Sitze ein paar Säcke mit Spreu befanden. „Das ist wohl ein armseliges Fuhrwerk," sagte die Base; „ich hätte Dir gern eine Kutsche bestellt, wenn in dem Dorfe eine zu haben wäre." Allein Marianne sagte: „Ach, wer möchte doch in solchen Umständen noch an eitle Pracht denken! Nur Gedanken an Tod und Ewigkeit sollten unser Herz erfüllen." Sie setzte sich mit ihren Kindern auf den Wagen. Beinahe das ganze Dorf, Männer, Weiber und Kinder hatten sich um den Wagen versammelt. Viele weinten; Marianne rief noch von dem Wagen herab: „Ihr guten, lieben Leute, ich danke euch herzlich für euer Mitleid und bitte euch inständig, betet, o betet für mich, meine Kinder und meinen unglücklichen Mann!"

Der Wagen fuhr ab; alle sahen ihm gerührt nach, bis er in dem Hohlwege zwischen den Hügeln bei Hasel-

bach verschwand. Alle bedauerten Marianne; viele schmähten laut über Jost; nicht wenige, die den Jost um das Glück, Meierbauer zu werden, beneidet hatten, zeigten Schadenfreude. Der redliche Niklas aber sagte: „Liebe Nachbarn! Ihr habt es für ein großes Glück angesehen, daß Jost Besitzer des großen Meierhofes zu Hirschfelden geworden; allein für ihn war dieses scheinbare Glück — der Weg zur Richtstätte. Lernet da, ohne Gottesfurcht, Demut und treue Erfüllung unserer Berufspflichten gereicht auch das größte Glück uns zum Verderben.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Mariannens Fürbitten für Jost.

Als es bereits Nacht war, kam Marianne an das Schloß Finkenstein, an dem der Weg vorbeiführte. In dem Speisesaal brannten mehrere Lichter. Marianne ließ den Fuhrmann halten und stieg mit ihren Kindern ab; sie bat den Thorwächter, anzufragen, ob sie die gnädige Herrschaft nicht auf einige Augenblicke sprechen könnte. Er war sehr bereitwillig, sie zu melden und hieß sie mit ihren Kindern einstweilen in der Thorstube warten. Fridolin kam, mit einer brennenden Kerze auf einem zierlichen Leuchter eilends herab, grüßte sie wehmütig und mit Thränen in den Augen und leuchtete ihr hinauf in den Speisesaal.

Herr von Finkenstein und seine Gemahlin, die mit ihren zwei Kindern noch bei Tische saßen, wurden innigst gerührt, als Marianne, totenbleich und in schwarzen Trauerkleidern mit ihren drei Kindern in den Saal trat. Fritz und Luise betrachteten mit nassen Augen die arme Mutter und die drei unglücklichen Kinder. Marianne blieb in einiger Entfernung von der Tafel stehen und

konnte anfangs vor Weinen kein Wort hervorbringen. Sie blickte mit ihren großen blauen Augen voll Thränen, indem sie ihr weißes Tuch fest zwischen den erhobenen Händen hielt, so schmerzlich zum Himmel, daß man, ohne selbst zu weinen, sie kaum ansehen konnte. Ihre Tochter Elisabeth, ihr treues Ebenbild, die mit ihren gefalteten Händen zitternd neben ihr stand, und die zwei kleineren Kinder, die mit den kleinen Händchen beständig die Thränen von den blühenden Wangen abwischten, erregten fast noch mehr Mitleid. Die Frau von Finkenstein konnte die Thränen nicht mehr zurückhalten; sie stand auf, holte selbst einen Sessel herbei, nahm Marianne freundlich bei der Hand und sprach: „Ich habe großes Mitleid mit Euch; kommt, setzt Euch zu mir!" Marianne schüttelte sanft den Kopf und sagte: „Ich muß zuvor bei dem gnädigen Herrn meine Bitten vorbringen; seien Sie meine Fürbitterin, liebste gnädige Frau!" Frau von Finkenstein sagte hierauf: „Du Fritz und Du Luise, geht mit den drei Kindern indessen in das Zimmer da und tröstet sie. Du aber, Fridolin, bringe den kleinen Gästen etwas zu essen; sie werden wohl hungrig sein." Die Kinder gingen miteinander in das nächste Zimmer; Fridolin aber eilte hinab in die Küche.

Herr von Finkenstein sprach, voll des herzlichsten Mitleids, zu Marianne: „Gute Frau! Ihr kommt wohl, um für das Leben Eueres Mannes zu flehen; allein das ist vergebens."

„Ich weiß das leider!" sagte Marianne; „sonst würde ich, und wenn auch nur noch ein Fünklein von Hoffnung da wäre, ihn vom Tode zu erretten, nicht mehr von meinen Knieen aufstehen, bis ich Gnade für ihn erfleht hätte. Allein da es nun einmal unmöglich ist, ihm durch Bitten und Flehen das Leben zu retten, so möchte ich gern eine andere Bitte vorbringen. Wie ich höre, will sich mein unglücklicher Mann nicht ein-

mal bekehren! Das ist mir noch ohne Vergleich schrecklicher als der blutige Tod, der ihm bevorsteht; ja als das Schwert des Henkers, wenn ich auch meinen eigenen Hals darunterbeugen sollte. Ach, wenn der verblendete Mann innerhalb der kurzen Frist von drei Tagen sich nicht bekehren sollte, so gestatten Sie ihm doch, bester gnädiger Herr, ich bitte Sie flehentlich, eine längere Zeit dazu. Eine unsterbliche Seele ist doch das Kostbarste auf Erden; alle Schätze der Welt sind nichts dagegen. O Gott! ich würde vor Entsetzen und Jammer keine drei Tage mehr leben, wenn mein Mann unbußfertig sterben und ewig verloren gehen sollte."

„Beste Marianne," sprach Herr von Finkenstein, „seine Stunden sind gezählt, sein Urteil ist von dem Landesherrn unterzeichnet; ich kann den Augenblick seines Todes nicht weiter hinausrücken."

„Nun denn," sagte Marianne, „so sei es! Ich hoffe indessen, Gott werde mir die Gnade verleihen, mit meinen Thränen und Bitten den verhärteten Mann zu erweichen und zur Buße zu bewegen.

Sonst, weiß ich wohl, würde sein Leib nicht einmal auf dem Gottesacker begraben werden. Allein auch Mörder — ach Gott, verzeih' ihm seine Sünde! — werden sonst sogleich neben der Richtstätte in eine Grube verscharrt. Und da habe ich nun noch eine Bitte! Ach, wenn der bedauernswerte Mann sich anders bekehrt, so gestatten Sie doch, lieber gnädiger Herr, daß er auf dem gemeinschaftlichen Kirchhofe bei anderen Christen seine letzte Ruhestätte finde. Kinder weinen oft nach Jahren noch an dem Grabe ihrer Eltern. Meine armen Kinder, diese bald vaterlosen Waisen, könnten ja ohne Schaudern das Grab ihres Vaters nicht einmal besuchen. Schlagen Sie einer trostlosen Mutter, die bald Witwe sein wird, diese Bitte nicht ab."

„Es sei," sprach Herr von Finkenstein; „in dem Todesurteile ist hierüber nichts ausdrücklich bestimmt;

ich werde darauf antragen, daß die Leiche des Unglücklichen auf dem Gottesacker begraben werde."

„Nun, gottlob!" sagte Marianne; „allein zürnen Sie nicht, daß ich noch eine dritte Bitte vorbringe. Meine Kinder verlieren nun auf eine schauerliche Art ihren Vater. Die Kinder eines Hingerichteten sind überall verachtet und zurückgesetzt. Ich bitte Sie, bester gnädiger Herr, lassen Sie die bedauernswerten Kinder Ihrer Gnade empfohlen sein und beschützen Sie, wenn es je nötig sein sollte, die armen Waisen, die schon unglücklich genug sind, vor Spott und Hohn."

„Ich werde mich von nun an ihrer als Vater annehmen," sagte Herr von Finkenstein; „ich werde es bei strenger Strafe verbieten, nur ein nachteiliges Wort von dem traurigen Schicksale ihres Vaters zu reden; viel weniger seine Witwe und Kinder, die ja an allem unschuldig sind, zu schmähen oder zu lästern. Mit seinem blutigen Tode, mit dem er der strafenden Gerechtigkeit Genüge leistet, sei alles vergessen. Kann ich Euch oder Eueren Kindern eine Gefälligkeit erweisen, so werde ich es sicher thun. Verlaßt Euch darauf."

„Nun, Gott sei Dank!" sagte Marianne; „ich vertraue auf Ihr Wort." Sie wollte gehen; allein Frau von Finkenstein sagte: „Bleibt noch ein wenig, liebe Marianne! Ihr seid ganz erschöpft. Ich will Euch etwas zu essen bringen lassen. Ihr braucht Kraft zu dem wichtigen Geschäfte, das Ihr vorhabt." Marianne sagte: „Die Liebe zu meinem Manne, die Sorge für sein Seelenheil, vor allem der Beistand des lieben Gottes werden mir Kraft dazu geben. Allein essen kann ich jetzt nicht; ich bin schon satt von Betrübnis und Traurigkeit." „So trinkt wenigstens ein Gläschen Wein," sagte die liebreiche Frau. „Es steht ja in der heiligen Schrift: Den Traurigen gieb Wein." Sie klingelte dem Fridolin; er kam, vernahm ihre Befehle und brachte auf einem Teller ein reines Glas und einen Teller mit

weißem Brot. Die gnädige Frau führte Marianne zu dem Sessel, schenkte ihr von dem Weine, der auf der Tafel stand, ein und schnitt ihr von dem Brote vor. Marianne trank ein klein wenig und aß ein paar Bissen Brot. „Aber nun," sagte sie, „muß ich gehen. Ich habe keine Ruhe, bis ich wegen des Seelenheils meines Mannes außer Sorgen sein kann. Die Augenblicke sind kostbar; ich darf keinen davon unbenützt verlieren." Sie stand auf, rief ihren Kindern, bezeigte dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau ihren innigsten Dank, befahl den Kindern, der gnädigen Herrschaft die Hand zu küssen, und ging. Herr und Frau von Finkenstein begleiteten sie bis an die Stiege. Fridolin aber leuchtete der tiefbetrübten Mutter und den Kindern hinab bis an den Wagen, tröstete sie, so gut er konnte, und rief ihnen, als sie auf dem Wagen saßen, mit weinenden Augen noch zu: „Gott gebe zu Euerer Reise seinen Segen, um dies werde ich ihn unausgesetzt und inständig bitten."

Als Herr von Finkenstein mit seiner Gemahlin wieder in das Zimmer trat, sprach er: „Welch ein treues Weib; wahrhaftig treu und verständig!" — „Und was sie für liebenswürdige Kinder hat!" sagte die Frau. „Die kleine Elisabeth mit ihrem lieblichen Gesichtchen und ihren schönen blauen Augen gleicht ganz ihrer Mutter. Ich erinnere mich noch wohl, wie die Mutter als Braut neben Jost am Altare stand. Marianne war damals in ihrem Brautkranze wahrhaftig bildschön; und auch Jost sah sehr hübsch und blühend aus. Mehrere Leute sagten: Ein schöneres Paar könnte man wohl nicht zusammenbringen; sie schicken sich vollkommen zusammen. Allein einige verständige Männer wollten schon damals Mariannens Wahl nicht gut finden; daß aber die Heirat gar so übel ausfallen und ein so schreckliches Ende nehmen werde, hätte doch kein Mensch geglaubt. Sonst, denke ich, würden die Leute die schöne

Braut an den Haaren noch von dem Altare hinweggezogen haben."

Herr von Finkenstein sprach: „Wie glücklich hätte dieser Jost, als der Ehegatte eines so guten, liebenswürdigen Weibes, als der Vater so holder Kinder und als der Besitzer eines großen, ansehnlichen Bauerngutes leben können! Und wie unglücklich machte er die gute, sanfte Marianne und seine armen Kinder, am allerunglücklichsten aber sich selbst! Sein Übermut und seine Verschwendung, vorzüglich seine Neigung zum Trunk, brachten über ihn und alle die Seinigen unermeßlichen Jammer. Wie viel Unheil richten doch böse Leidenschaften — Sünde und Laster unter den Menschen an! Ach, wenn mancher Mann das bedächte, wie elend er durch sein unordentliches Leben Weib und Kinder mache — dieser Gedanke allein müßte ihn schon abhalten, Böses zu thun! Es ist doch ein rechter Jammer mit den menschlichen Leidenschaften! Die Menschen könnten auf Erden so glücklich leben wie schuldlose Kinder in dem väterlichen Hause, wenn ihre verderblichen Leidenschaften nicht wären, oder vielmehr, wenn die Menschen sich ihre Leidenschaften nicht über den Kopf wachsen ließen. Allein daher kommt alles menschliche Elend auf Erden."

„So ist es leider!" sprach die Frau. „Sogar die gute Marianne machte sich durch ihre leidenschaftliche Neigung zu Jost unglücklich. Sie glaubte, als ein unerfahrenes junges Mädchen, nur ihren Augen, sah nur auf Josts hübsche Gestalt und seinen blendend roten, mit Gold verbrämten Rock, nahm den guten Rat ihres verständigen, wohlmeinenden Vormunds nicht zu Herzen — und ward unglücklich für ihr ganzes Leben! Wie viele Thränen hat sie schon geweint! Wie mußte es sie schmerzen, als ihr Mann ihr rauh und undankbar begegnete, sie sogar mit Schlägen mißhandelte und ihr schönes, väterliches Erbteil, Haus und Hof verschwendete? Und was steht der armen Witwe noch weiter

bevor! Sie, die ehemals so reich war, ist nun arm und kann ihren armen Kindern wenig geben! Wie schwer muß das der liebevollen Mutter fallen! Und wenn die Kinder auch reich wären, so würden doch die meisten Menschen sich scheuen, den Sohn oder die Tochter eines Hingerichteten zur Ehe zu nehmen. Den Kindern bleibt fast nichts übrig, als lebenslang zu dienen, und auch da wird man noch Bedenken finden, sie in Dienste zu nehmen. All dieses Elend hat die bedauernswerte Marianne durch ihre unüberlegte Neigung zu einem Menschen, dessen Tugend und Rechtschaffenheit sie nicht hinreichend geprüft hatte, selbst veranlaßt."

„Sie leidet allerdings nicht ganz unverschuldet," sagte Herr von Finkenstein; „allein die alte Base Gertrud hat die größere Schuld. Sie hat mit ihrer elenden Leidenschaft, sich immer geschmeichelt zu sehen, mit ihrer albernen Eitelkeit zu dem Jammer der unglücklichen Marianne das meiste beigetragen. Wenn das unverständige alte Weib nicht in ihrem Alter noch so eitel gewesen wäre, so hätte sie Josts Schmeicheleien verachtet, ihrer jungen Base von dieser Heirat abgeraten, und die folgsame Marianne hätte ihrem Rate gewiß Gehör gegeben. So aber redete Gertrud ihr noch zu. Gertrud hat sich an ihrer jungen Base schwer versündigt. Wer sollte es glauben, daß die Eitelkeit, eine so kleinliche Leidenschaft, die man kaum für Sünde hält, ein so großes Unheil stiften könne! So ist jede Leidenschaft verderblich. Gott bewahre uns vor allen Leidenschaften und gebe uns Kraft, unsere ungeordneten Neigungen zu beherrschen!"

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Marianne besucht Jost im Gefängnisse.

Marianne war indessen mit ihren drei Kindern auf dem Leiterwagen in finsterer Nacht zu Hirschfelden angekommen. Sie hatte unterwegs beständig gebetet und stille Zähren vergossen. Sie fing an zu schluchzen, als sie an ihrem ehemaligen schönen Hause vorbeifuhr, und durch die Stubenfenster, bei dem rötlichen Scheine einer Öllampe, ganz fremde Gesichter erblickte. Sie erschrak, als sie zu dem uralten Gerichtshause kam, in dem die Gefängnisse waren. Sonst sah man da nur in der untern Stube Licht, wo der Kerkermeister wohnte; jetzt aber waren alle Fenster erleuchtet. Der Wagen hielt vor dem Eingange. Beide Thürflügel standen offen, der Hausgang war erleuchtet, und zu jeder Seite der Thüre stand ein Soldat, ihn zu bewachen.

Der Kerkermeister kam mit einem Lichte heraus. „Ach Gott, Marianne, seid Ihr es!“ rief er. „Ihr kommt zu einem großen Jammer.“ „Grüß' Euch Gott, lieber Georg,“ sprach Marianne; „o sagt mir doch, wie steht's mit meinem Manne? Thut er Buße?“ „Nein,“ sprach der Kerkermeister, „davon mag er nicht einmal hören. Das ist eben der größte Jammer!“ Marianne stieg mit ihren Kindern ab. Der Kerkermeister führte sie in seine Stube. Katharina, das Weib des Kerkermeisters, grüßte sie freundlich und sagte mit gefalteten Händen und herabströmenden Thränen: „O gottlob, daß Ihr kommt und auch Euere Kinder mitbringt. Nun fasse ich Hoffnung, Euer Mann werde sich bekehren. Wenn er Euch sieht, Euch, der er so viel Böses zugefügt hat, und die ihn nun doch nicht verläßt, sondern mit treuer Liebe noch zu ihm eilt — wenn er

seine Kinder ansieht, die er so unglücklich gemacht hat — da muß sein Herz erweicht werden, und wenn es auch von Stahl wäre." Marianne bat den Kerkermeister, sie zu ihrem Manne zu führen und ersuchte die Kerkermeisterin, die drei Kinder einstweilen bei sich zu behalten. Sie wollte zuerst allein mit ihrem Manne reden und dann dem Kerkermeister es sagen, wann man die Kinder bringen solle.

Der Kerkermeister nahm den eisernen Leuchter mit der brennenden Kerze, den er auf den Tisch gestellt hatte, und ging voraus. Marianne folgte ihm mit klopfendem Herzen und bebenden Knieen die steinerne Wendeltreppe hinauf. Sie trat in die Armensünderstube und entsetzte sich, als sie ihren Mann erblickte, der totenbleich und mit fürchterlichem Barte und verwilderten Haaren an einem schweren eichenen Tische saß, an den seine Füße mit Ketten angeschlossen waren. Sie konnte vor Schrecken nicht sogleich reden. Jost aber schrie mit entsetzlicher Stimme: „So kommst Du dennoch! O laß mich, laß mich! Ich will — ich kann Dich nicht sehen." Er legte seine ineinander geschlungenen Arme auf den Tisch, verbarg sein Gesicht darein und redete kein Wort mehr.

Marianne fiel ihm zu Füßen und sprach: „Lieber Jost! wende Dich nicht von mir! Sieh' mich an! Ich komme nicht, um Dir Vorwürfe zu machen! Mir ist es gar nicht um das Zeitliche — um Geld und Gut und Ehre bei den Menschen! Mag Haus und Hof immer verloren sein, wir müssen doch einmal sterben und alles verlassen. Mir ist es nur um das Ewige. Deshalb komme ich hierher. Ach, rette, rette Deine Seele! Gedenke der ersten Jahre unserer Ehe! O wie glücklich waren wir da! Ich liebe, trotz unseres Elends, Dich noch immer. Verstoße Dein treues Weib nicht! Erbarme, ach, erbarme Dich meiner und rette — da sonst nichts mehr zu retten ist — doch wenigstens Deine Seele." Jost antwortete nicht; er verbarg noch immer sein Gesicht

vor ihr und blieb mit seinen verschlungenen Armen auf dem Tische liegen und sah sie nicht an.

Marianne merkte aber, daß er heimlich schluchze und weine; sie winkte dem Kerkermeister. Der Kerkermeister brachte ihre drei Kinder. „Jost,“ fing Marianne wieder an, „sieh' da Deine Kinder! Deine Elisabeth, Deine Barbara, Deinen kleinen Joseph. Sie wollten ihren lieben Vater noch einmal sehen! Ach, bald werden sie verwaiset sein und keinen Vater mehr haben! Ist Dein Herz denn gar von Stein? Magst Du sie nicht einmal mehr ansehen? Hast Du ihnen kein Wort mehr zu sagen? Sollen sie gehen und in ihrem ganzen Leben den Jammer im Herzen tragen, unser Vater hat uns ganz, ganz verstoßen. Er starb unbußfertig und ohne alles menschliche Gefühl, und seine Seele brennt — was der barmherzige Gott in Gnaden abwenden wolle! — ewig in der Hölle.“ Jost richtete sich mit einem tiefen Seufzer langsam auf. Er sah sein Weib und seine Kinder lange mit einem scheuen Blicke an. „Liebes Weib,“ sagte er endlich, „Du gute, treue Seele, ach, ich habe Dich unaussprechlich elend gemacht! Liebste Kinder! Elisabeth, Barbara, Joseph, ach, ich habe euch um Gut und Ehre, um alles gebracht. Ach, flucht mir nicht! Ich will mich nun von ganzem Herzen bekehren. Ich dachte immer, wenn ich kein Zeichen von Buße an mir blicken lasse, so werde man mich nicht hinrichten; denn der Tod ist mir nach einem solchen Leben etwas Entsetzliches. Allein nun will ich gerne sterben — und bußfertig sterben aus Liebe zu euch.“ Er weinte und schluchzte so heftig, daß er nicht mehr reden konnte. Endlich sagte er: „Liebste Marianne! Laß mich jetzt eine Weile allein, und geh' mit den Kindern hinunter in die Stube. Ihr aber, Georg, laßt mir den Herrn Pfarrer rufen. Seid alle getrost! Ich will mich nun mit Gott aussöhnen und keine meiner vielen Sünden unbereut mit in die Ewigkeit nehmen.“



Marianne ging mit ihren Kindern hinunter in die Stube, und der Kerkermeister leuchtete ihnen. Die Kerkermeisterin zündete eine Laterne an und eilte, den Pfarrer zu rufen. Er kam sogleich, grüßte Marianne freundlich, sagte ihr einige Trostworte und ging dann hinauf zu ihrem Manne. Marianne aber sprach zu der Kerkermeisterin: „Ich bitte Euch, liebe Katharina, behaltet mich und meine Kinder über Nacht. Ich will mit der schlechtesten Kammer vorlieb nehmen. Ich scheue mich, in ein Wirtshaus oder sonst zu jemand zu gehen; ich bin zu betrübt, um mit den Leuten zu reden. Auch möchte ich in der Nähe meines Mannes bleiben.

Laßt mich also da! Ich brauche kein Bett. Denn wie könnte ich jetzt schlafen! Wenn Ihr indes meinen Kindern ein Bett verschaffen könntet, so wäre es mir lieb." Katharina machte in der Nebenkammer für die Kinder Betten zurecht.

Die Kinder schliefen, von Müdigkeit und vielem Weinen ganz ermattet, bald ein. Marianne aber kniete in der Kammer nieder und betete ohne Unterlaß, daß ihr Mann doch wahre Buße thun möge.

Der Pfarrer, der sich lange bei Jost aufgehalten hatte, kam endlich in die Stube des Kerkermeisters herab und ließ Marianne rufen. „Seid getrost," sprach er zu ihr; „ich hoffe, Euer Mann werde nunmehr selig sterben." Nachdem er sie sehr liebreich und geistvoll getröstet, sagte er noch: „Morgen frühe will Euer Mann die heilige Kommunion empfangen; es ist ihm lieb, wenn Ihr auch dabei zugegen sein wollet." Der guten Marianne war es sehr tröstlich, dieses zu hören. Sie brachte die Nacht im Gebete zu.

Am anderen Morgen sehr frühe sagte Jost zum Kerkermeister: „Lieber Georg! Seid doch so gut und geht zu dem Herrn Oberamtmann und ersucht ihn, ein wenig zu mir zu kommen. Ich möchte ihm gerne abbitten und nun meine Missethaten bekennen." Der Amtmann kam sogleich und Jost sprach mit Thränen in den Augen: „Bester Herr Oberamtmann! ich bitte Sie reumütig um Verzeihung, daß ich Sie so lange Zeit schändlich belogen und Ihnen dadurch so viele Mühe und Arbeit gemacht habe. Ich thörichter Mensch meinte, man könne mich nicht verurteilen, so lange ich nichts eingestehe. Allein ich sehe nun wohl, daß diese Meinung irrig war und daß ich dabei nichts gewann, sondern mir nur größere Leiden zuzog. Ich bekenne jetzt, daß ich alle Missethaten, deren ich im Urteile beschuldigt werde, wirklich begangen habe. Das Urteil enthält kein unwahres Wort; es ist alles so, wie Sie mir es vor-

gelesen haben — und ich verdiene den Tod." Der Amtmann war von Josts reumütigem Bekenntnisse sehr gerührt, ließ es von dem Aktuar kurz zu Papier bringen, bot dann dem bekehrten Sünder mit Herzlichkeit die Hand, sprach ihm Trost und Mut ein und entfernte sich.

Marianne weckte nunmehr ihre Kinder. Elisabeth war sogleich bereit, mit ihr zu dem Vater zu gehen, und während er die heilige Kommunion empfing, gegenwärtig zu sein, und für ihn zu beten. Allein die kleineren weinten und wollten nicht mehr zu ihm. „Wollt ihr denn eueren lieben Vater nicht mehr sehen, bevor er stirbt?" sagte Marianne. „Ach," rief der kleine Joseph, „der liebe Vater kommt mir gar so fürchterlich vor! Ich zittere vor ihm, laß mich doch da, liebe Mutter."

Marianne ging mit ihrer Tochter Elisabeth hinauf zu ihrem Manne. Sein Aussehen war nun ganz verändert. Sein Blick war nun heiter und sein Angesicht ruhig und freundlich; auch hatte man ihm den furchtbaren Bart abgenommen und ihm, wie man in jenem Lande den armen Sündern zu thun pflegte, ein Kleid von weißer Leinwand mit schwarzem Kragen angezogen. Jost streckte Marianne die Hand entgegen und rief: „Liebstes Weib! Gott hat mir, wie ich hoffe, verziehen. O verzeih' mir nun auch Du! Ach, ich habe Dir oft sehr hart begegnet und Dich um alles gebracht! Es reuet mich nun von ganzem Herzen. O verzeih', verzeih' Deinem armen unglücklichen Manne!" Marianne sagte: „Gott wolle mir so verzeihen, wie ich Dir verzeihe, liebster Mann!" Sie konnte vor Weinen und Schluchzen die Worte kaum hervorbringen. Auch Elisabeth fing an, laut zu weinen. „Nun, nun," sprach Jost, „seid doch nicht gar so traurig! Danket vielmehr mit mir Gott, daß er mich, wie ich hoffe, wieder zu Gnaden aufgenommen und betet für mich, damit ich standhaft bleibe bis an mein Ende."

Jost empfing die heilige Kommunion unter vielen Thränen und mit großer Andacht. Marianne, Elisabeth und die Kerkermeisterin knieten indes umher und zerflossen in Thränen. Der Geistliche winkte ihnen hierauf zu gehen und blieb noch einige Zeit allein bei Jost.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Mariannens letzte Unterredung mit Jost.

Marianne besuchte ihren Mann den Tag über einige Male und sprach mit ihm über ewige und auch über die nötigen zeitlichen Angelegenheiten. Abends besuchte sie ihn mit ihrer Tochter Elisabeth das letzte Mal. Er grüßte beide sehr liebreich und sagte: „Gottes Barmherzigkeit ist unendlich! Er giebt mir großen Trost ins Herz und Mut zu sterben. Er wolle auch euch trösten und stärken."

Der Kerkermeister hatte eben den Tisch gedeckt, und brachte jetzt die Suppe. „Ei wie, Georg!" sagte Jost zu ihm; „bringt noch ein paar Teller. Ich möchte mit meinem guten Weibe und meiner lieben Tochter in dieser Welt doch noch einmal zu Nacht essen." Beide sagten, es sei ihnen jetzt gar nicht um das Essen. „Ach," sagte Jost, „seid nicht so traurig! Es geht nun alles recht! Ich fürchte nun den Tod nicht mehr. Seid auch ihr guten Mutes. Esset etwas weniges; denn wie ich höre, habt ihr den ganzen Tag fast nichts genossen. Ihr seht ganz blaß und krank aus; ihr braucht eine kleine Erquickung." Sie setzten sich an den Tisch und aßen etwas weniges.

Jost betrachtete seine Tochter, die er lange nicht mehr gesehen hatte, und die indes sehr gewachsen war, mit väterlichem Wohlgefallen. „Wie vergnügt hätte ich manchen Abend mit Weib und Kindern zu Hause zu-

bringen können," sagte er, „wenn ich meine Freude nicht auswärts gesucht hätte! Ach, ein Mann, der seine besten Freuden nicht daheim, unter den lieben Seinigen zu finden weiß, ist schon verloren! — Aber wo sind denn Barbara und Joseph? Ich möchte sie doch auch noch einmal bei mir am Tische haben!" Marianne sagte, sie würden späterhin noch kommen.

Jetzt kam der alte Jäger Moritz, um Jost noch einmal zu sehen. Jost bot ihm die Hand und sagte: „Lieber, ehrlicher Moritz! Es ist mir ein rechter Trost, daß Ihr mich noch einmal besucht. Ich bin Euch noch vielen Dank schuldig — und habe Euch vieles abzubitten. Ach, ich elender Mann erblicke ja fast keinen Menschen, dem ich nicht etwas abzubitten hätte! Zwar, als wir zu Finkenstein noch nebeneinander dienten, sind wir immer sehr gut miteinander ausgekommen. Ihr habt mich oft zurechtgewiesen und ich habe Euch damals immer gefolgt. Als Wildschütz aber habe ich Euch vielen Verdruß gemacht. Verzeiht mir! Noch mehr Schaden und Herzleid habe ich, als Räuber, der gnädigen Herrschaft zufügen wollen. Ich lasse auch sie um Verzeihung bitten — und für alles Gute danken, das sie mir erwiesen hat, als ich noch in ihren Diensten war. Sagt dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau, daß ich meine hinterlassene Witwe und Waisen fußfällig ihrer Gnade, ihrem Schutze und ihrer Unterstützung empfehle."

Moritz hatte den Fridolin mitgebracht, der aber an der Thüre stehen geblieben und herzlich weinte. „Komm' doch näher her, lieber Fridolin!" sagte Jost. „Du bist ein guter Knabe, daß Du um mich elenden Menschen weinest. Weißt Du noch, wie wir uns dort in dem Walde bei Haselbach das erste Mal gesehen haben? Dietrich hat dort, indem er jene Rehgeiß schoß, seine Laufbahn als Wildschütz angefangen; Du aber zeigtest Dich schon damals als einen gutherzigen, ehrlichen Kna-

ben, indem Du mit dem jungen Reh Mitleid hattest und es dem Jäger bringen wolltest. Die zweierlei Lebenswege, die ihr beide eingeschlagen, führten euch auch zu zweierlei Ziel. Dietrich liegt, wie ich, in Ketten und Banden, und hat nichts Gutes zu erwarten; Dir aber geht es wohl und Du kannst noch ein glücklicher Mann werden. Bleibe auf dem guten Wege, den Du betreten hast; bleibe ehrlich und redlich. Du siehst es an Dietrich und mir, was Unredlichkeit für ein trauriges Ende nimmt. Lebe wohl, bete für mich und wenn Du einmal meinen armen Kindern etwas Gutes erweisen kannst — so thu' es!"

Jetzt trat der Pfarrer herein. Jost nahm das kleine Bildnis des gekreuzigten Erlösers, das ihm der Pfarrer gereicht hatte, in die Hand, küßte es und sagte: „Lieber Herr Pfarrer, beten Sie mir ein Gebet vor!" Der Pfarrer betete ihm vor und Jost sprach ihm mit großem Nachdrucke jedes Wort nach: „Göttlicher Erlöser, Du, das einzige Heil reuiger Sünder! Heute sehe ich Dich nur noch im Bilde — morgen aber von Angesicht zu Angesicht. Blicke mich dann freundlich an und sei mir ein gnädiger Richter. In Deine Hände empfehle ich meinen Geist! Dir empfehle ich mein Weib und meine Kinder! Tröste Du sie, wie Du sterbend Deine liebe Mutter getröstet hast. Verzeih' Du mir, wie Du dem reumütigen Sünder, der neben Dir gekreuzigt war, verziehen hast. Erhalte mich in Deiner Gnade bis an mein letztes Ende und nimm mich dann zu Dir auf in Dein Reich!"

Jost bat jetzt den Pfarrer, ihm das Bildnis des Gekreuzigten zu schenken. Das kleine Kreuz war von schwarzem Holze; das Bildnis aber war von vergoldetem Messing. „Gern," sagte der Pfarrer, „schenke ich es Euch; aber was wollet Ihr damit anfangen?" Jost sprach: „Das sollen Sie sogleich sehen!" Er wendete sich zu Elisabeth und sagte: „Liebe Tochter! Ich kann

Dir und Deinen Geschwistern kein Erbteil hinterlassen. Allen Reichtum, den Euere Mutter mir zugebracht hat, habe ich verschwendet. Ich vermache Dir nun dieses Kreuz, wiewohl auch das mir erst diesen Augenblick geschenkt wurde. Es ist alles, was ich Dir geben kann. Mit diesem Kreuze in der Hand werde ich sterben; es wird mit meinem Blute bespritzt werden. Der Herr Pfarrer hier wird nach meinem Tode es Dir zustellen. Habe es stets vor Augen und erinnere Dich bei dem Bilde an denjenigen, den es vorstellt, den Erlöser, der am Kreuze starb, die Sünder selig zu machen. Wenn er nicht wäre, so müßte ich verzweifeln und ginge ewig verloren. Lerne ihn immer mehr erkennen, liebe ihn, vertraue auf ihn, beobachte jedes seiner Worte. Werde ihm nie untreu! Weiche nie von seiner heiligen Lehre ab, wie das leider Dein unglücklicher Vater gethan hat. Ehre und liebe Deine gute Mutter, der ich so vielen Jammer gemacht habe. Mache Du ihr Freude, da ich nichts als Leiden über sie gebracht habe. Mache Du gut, was ich gefehlt habe. Ach Gott!" seufzte er und blickte zum Himmel auf, „verzeih' Du mir, daß ich mein liebes Weib, die immer fromm und gut war, so geplagt und ihr die Liebe zu mir schlecht vergolten habe! Verzeih', lieber Gott, daß ich über meine unschuldigen Kinder eine so große Schmach bringe! Jedermann wird sie darum ansehen, daß man ihren Vater hinrichtete. Sie werden meinen Namen kaum ohne Erröten nennen können! Ach, Elisabeth," rief er, in einen Strom von Thränen ausbrechend, „verzeih' Deinem unglücklichen Vater! Sieh' diese meine Thränen und fluche einst nicht meinem Andenken." Elisabeth und die Mutter weinten laut. Auch der Geistliche, der alte Moritz, Fridolin, der Soldat, der an der Thüre Wache hielt, und wer sonst noch da war, hatten Thränen in den Augen. Der Pfarrer suchte Vater, Mutter und Tochter zu trösten.

Der Kerkermeister kam jetzt herein und sagte dem

Pfarrer heimlich in das Ohr, der Scharfrichter von Schlehenhürst stehe schon lange vor der Thüre, dem Missethäter nach altem Gebrauche abzubitten, daß er ihn morgen durch das Schwert vom Leben zum Tode bringen werde; er könne unmöglich mehr länger warten. Der Pfarrer sprach hierauf zu Jost, zu Marianne und Elisabeth: „Nun, ihr lieben Leute, machet einander das Herz nicht gar so schwer. Machet es kurz mit dem Abschiede! Ihr, gute Marianne, nehmt doch den Trost mit Euch, daß Ihr Eueren Mann im Himmel wieder sehen werdet. Auch Du, liebe Elisabeth, wirst Deinen Vater dort wieder finden. Geh' nun mit Deiner Mutter! Dein Vater muß nun sein Herz noch zu Gott wenden; ich — auch andere — haben noch mit ihm zu reden. Gehet hin und betet für ihn."

Marianne und Elisabeth weinten heftiger. Jost sah den Pfarrer an und sagte: „Ich hätte wohl noch etwas im Sinne! Allein ich wage es kaum. Ich möchte meiner Tochter gern noch den väterlichen Segen geben! Allein darf ich mit dieser meiner Hand, mit der ich Blut vergossen habe, mein Kind segnen?" „Ihr dürft, Jost!" sagte der Pfarrer. „Ihr seid ein Sünder, aber auch ein Büßer. Im Himmel ist ja Freude bei allen heiligen Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut. Gott hat Euch wieder zu Gnaden aufgenommen; Euer göttlicher Erlöser hat Euch durch sein vergossenes Blut Verzeihung erworben. Segnet Euere Tochter im Vertrauen auf Gott und auf unseren Erlöser und Euer Segen wird nicht vergebens sein. Knie nieder, Elisabeth!"

Die Kerkermeisterin, die mit Josts zwei anderen Kindern jetzt eben zur Thüre hereinkam, führte sie zu dem Vater, damit er sie zugleich mit Elisabeth segne. Sie knieten zu Elisabeths beiden Seiten nieder. Als der Vater auch diese seine zwei Kinder erblickte, weinte er noch schmerzlicher. „Nun denn," sprach er mit fast gebrochener Stimme, „der barmherzige, allmächtige Gott



— Vater, Sohn und heiliger Geist — segne Dich, liebe Elisabeth und Dich, liebe Barbara und Dich, lieber Joseph und euere liebe, gute Mutter! Er wolle die Schmach von euch nehmen, die ich über euch brachte. Er wolle, da ich euch unglücklich machte, euch Glück und Segen geben! Er wolle geben, daß ich selig sterbe und daß wir alle einst im Himmel wieder zusammenkommen! Lebt wohl — lebt ewig wohl!"

Der Pfarrer begleitete Mutter und Kinder hinaus, führte sie hinab in die Stube des Kerkermeisters und redete ihnen sehr liebreich zu. Sie wurden etwas ruhiger. Marianne war sehr angegriffen. Der Pfarrer

fürchtete für ihr Leben; er nahm sich deshalb vor, zu verhindern, daß sie ihren Mann noch einmal sehe. „Betet für ihn, gute Marianne," sagte er; „das ist das einzige und auch das beste, was Ihr noch für ihn thun könnet. Betet mit allen Eueren drei Kindern! Das Gebet einer frommen Mutter und ihrer schuldlosen Kinder bleibt nie unerhört!"

Lange bevor der Tag anbrach, ging Marianne mit ihren drei Kindern in die Kirche, um den ganzen Morgen, besonders aber zur Stunde der Hinrichtung, für ihren unglücklichen Mann zu beten. Sie kniete in den letzten Stuhl. Mit Anbruch des Tages wurde, wie das in Hirschfelden bei Hinrichtungen gebräuchlich war, mit der großen Glocke geläutet. Es waren wohl wenige Menschen in Hirschfelden, die bei diesem ernsten Glockenzeichen nicht seufzten und um eine selige Sterbestunde für die drei Missethäter beteten. Marianne aber schauderte bei dem ersten Glockenschlage zusammen und zerfloß mit ihren Kindern in Thränen. Sie hatte ihre Zuflucht auch deshalb in die Kirche genommen, um von dem blutigen Schauspiele nichts zu sehen; sie mußte aber doch vieles hören, das ihre Betrübnis vermehrte und sie öfter in Schrecken setzte. Die Kirche lag an der Straße und so hörte Marianne das dumpfe, immer lautere Getümmel der immer mehr anwachsenden Menschenmenge, die in Hirschfelden zusammenströmte, um die Hinrichtung zu sehen; das Rasseln der vielen Bauernwagen, die mit Menschen beladen hereinfuhren, erschütterte sie; noch mehr erschreckte sie der plötzliche Trommelschlag der Soldaten, die zu Hirschfelden einrückten, um bei der Hinrichtung Ordnung zu halten. Endlich ertönte wieder die große Glocke — das Zeichen, daß die Missethäter jetzt zur Richtstätte hinausgeführt wurden. Marianne war es nicht anders, als dringe ihr ein Schwert durch die Seele; sie fürchtete jeden Augenblick umzusinken und hielt sich mit Mühe an dem Kirchen-

stuhle. Außer ihr und ihren drei weinenden Kindern war keine Menschenseele in der Kirche, ihr zu helfen. Da kam die mitleidige Kerkermeisterin, schloß die fast ohnmächtige Marianne in ihre Arme, benetzte ihr Angesicht mit Thränen, setzte sich zu ihr auf die Bank und sprach ihr Trost ein. Die Teilnahme und Liebe Katharinens, ihrer Jugendfreundin, erquickte Marianne, daß sie in ihrem Jammer nicht verging.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Hinrichtung.

Während Marianne vor Jammer beinahe ohnmächtig in der Kirche betete und ihre Kinder zum Gebete ermahnte, wurde ihr Mann nebst seinen zwei Mitschuldigen unter Begleitung der Soldaten aus dem Gefängnisse heraus und vor das Rathaus geführt. Alle Fenster der benachbarten Häuser waren gedrängt voll Menschen; eine unzählige Menge Volkes erfüllte den großen Platz vor dem Rathause. Der Aktuar las einem der Übelthäter nach dem anderen das Todesurteil öffentlich vor, und warf jedem den gebrochenen Stab vor die Füße. Waller sagte: „Das Urteil ist gerecht, ich unterwerfe mich ihm." Schlicht sagte ebenso. Jost aber rief laut: „Ich danke meiner Obrigkeit für meine wohlverdiente Strafe; Gott sei meiner armen Seele gnädig!"

Von dem Rathause zog man hinaus zur Richtstätte. Ein Offizier zu Pferd mit einer Schar Soldaten zu Fuß eröffnete den Zug. Waller ging mit festem, männlichem Schritte einher. Er hatte sich ausgebeten, ihm die Hände nicht zu binden, indem doch an kein Entrinnen zu denken sei; indes hielt er die Hände immer fest gefaltet, und hatte seinen Hut unter dem Arm. Der Pfarrer von Haselbach, dem er einst Bücher ent-



wendet, der ihn aber die letzten drei Tage her sehr lieb gewonnen hatte, begleitete ihn. Schlicht, dem der Pfarrer von Schlehenhürst beigegeben war, folgte. Endlich kam Jost, dem, als einem seiner Pfarrkinder, der Pfarrer von Hirschfelden beistand. Der Amtmann, der Aktuar und einige andere Gerichtspersonen ritten nebenher. Eine Schar Soldaten beschloß den Zug.

Als der Zug sich der Richtstätte näherte, waren bereits die große Wiese, in deren Mitte das Blutgerüst errichtet war, die nächsten Anhöhen, einige Holzstöße und viele zusammengeschobene Bauernwagen ganz mit Menschen bedeckt; mehrere Knaben und junge Bursche waren sogar auf die Bäume gestiegen. Man sah fast nichts als Menschenköpfe. Die Soldaten, deren rote Federbüsche und blitzende Bajonette hoch aus dem Gedränge hervorragten, schlossen einen Kreis um die Richtstätte, in dem sich der Amtmann mit seinem Gefolge und der kommandierende Offizier zu Pferd befanden. Auf der Richtstätte erblickte man mehrere Knechte des Scharfrichters; hinter ihnen stand er selbst in einen blauen Mantel gehüllt, unter dem er das Richtschwert verbarg. Waller wurde zuerst hinaufgeführt. Er trat in seinem gewöhnlichen grünen Überrocke, den Hut in der Hand, auf der Richtstätte etwas vorwärts, überblickte mit seinen hellen, schwarzen Augen die ungeheuere Volksmenge, verneigte sich gegen den Amtmann und den Offizier, gegen die Soldaten und das Volk und sprach: „Ich zweifle nicht, die meisten unter dieser unübersehbaren Menschenschar werden Mitleid mit uns unglücklichen Verbrechern haben. Wir sind allerdings große Übelthäter; allein doch auch Menschen! Jeder von euch denke: Ich bin Mensch, und was je einem Menschen begegnete, kann auch mir begegnen." Er gab den Hut einem Gerichtsdiener, erhob seine Hände, blickte schmerzvoll zum Himmel und rief: „Vater im Himmel, sieh' da Deinen verlorenen Sohn, der reumütig zu Dir zurückkehrt. Ach,

verstoß — verstoß ihn nicht!" Er wandte sich gegen den fürchterlichen Stuhl inmitten der Richtstätte und erblickte den Scharfrichter, der den Mantel abgeworfen hatte, und in scharlachroter Weste und mit aufgestülpten Hemdärmeln da stand und das große, blanke Schwert in der Hand hielt, Waller entfärbte sich ein wenig, faßte sich aber sogleich wieder und sagte zu ihm: „Mir die Augen zu verbinden wird wohl nicht nötig sein?" Man sagte ihm, das Gesetz erfordere es so. „Nun denn," sagte er, „so thut in Gottes Namen Euere Pflicht." Er setzte sich auf den Stuhl, schlug an die Brust und rief so laut, daß es allen durch Mark und Beine ging: „Gott, sei mir armen Sünder gnädig!" Man verband ihm die Augen, das Schwert blitzte und sein Kopf fiel. Der mit Blut überströmte Rumpf wurde auf den Boden gelegt und der Kopf daneben. Schlicht sah zitternd zu, schauderte zusammen und sagte mit bebender Stimme: „Gott sei ihm gnädig und lasse ihn nach so vielen Leiden nun Ruhe finden; er erbarme sich auch meiner — und tröste meine arme Mutter!" Schlicht wurde ebenso enthauptet und Kopf und Rumpf neben Wallers blutige Leiche gelegt.

Hierauf betrat Jost, mit dem Bildnisse des Gekreuzigten in den gebundenen Händen, die Richtstätte. Er war totenbleich, zeigte aber dennoch großen Mut. Da er in Hirschfelden aufgewachsen und in der ganzen Gegend umher fast jedem Kinde bekannt war; da er die Leute, die das Blutgerüst umgaben, beinahe alle kannte, und darunter das Angesicht manches Wohlthäters oder Jugendfreundes erblickte, so sprach er, wie er sich es vorgenommen hatte, noch einige Worte an das versammelte Volk. Er dankte mit weinenden Augen allen und jeden, die ihm, von seiner Kindheit an, Gutes erwiesen hatten; er bekannte reumütig, daß er die von Gott und der Obrigkeit über ihn verhängte Strafe verdient habe; er bat alle, die er beschädigt hatte, um Verzeihung; er

wünschte, daß alle, denen er ein böses Beispiel gegeben, an ihm nun ein warnendes Beispiel nehmen möchten. „Gott,“ rief er zuletzt, „erbarme sich meiner — meines armen Weibes — meiner armen Kinder — unser aller! Betet für mich — ich will, wenn ich zu Gott komme, auch für euch beten.“ Seine Worte gingen den Leuten sehr zu Herzen; auch diejenigen, die ihn wegen seiner schlechten Aufführung und seiner Übelthaten verachtet und verabscheut hatten, wurden gerührt, und ihr Unwillen verwandelte sich in Mitleid. Kein Auge blieb trocken. Die Knechte des Scharfrichters führten ihn nun zu dem von Blut tröpfelnden Stuhle und verbanden ihm die Augen. Sein Blut sprang hoch empor — man ließ den Rumpf auf dem Stuhle sitzen und legte ihm den abgeschlagenen Kopf auf den Schoß.

Das Volk sah mit stummem Entsetzen zu. Der Pfarrer von Hirschfelden trat jetzt auf der Richtstätte vorwärts, um an das Volk eine Anrede zu halten. Er sah sehr blaß aus und Thränen standen ihm in den Augen; er war so tief gerührt und erschüttert, daß er sich erst erholen mußte, bevor er sprechen konnte. Es war eine schauerliche Stille. Endlich fing er an:

„Fürchtet Gott und haltet seine Gebote.

Fürchtet Gott! Nur wahre Gottesfurcht kann jedes von euch, sowohl das Alter als die Jugend, vor einem solchen traurigen Ende sicher stellen. Fürchtet Gott! Es waltet ein allwissender, heiliger, gerechter Gott über uns. Sein Auge sieht jede, auch die geheimste Missethat. Das Böse ist vor ihm, dem Heiligsten, ein Greuel. Er, der allgerechte Gott, straft alles Böse. — Fürchtet Gott! Wer von euch zitterte und bebte nicht, als er das Schwert blitzen und das Blut hoch emporspritzen sah? Todesblässe verbreitete sich über viele tausend Gesichter. Die Strafe, die von der Obrigkeit an unseren unglücklichen Mitbrüdern vollzogen wurde, ist eine von Gott angeordnete Strafe. — Fürchtet Gott!

Gott ist es, der das Schwert der Obrigkeit in die Hand gab, und sie führt das Schwert nicht vergebens. Allein alle, auch die schrecklichsten Strafen, die von Menschen an Menschen auf dieser Welt vollstreckt werden, sind nichts gegen jene Strafen, womit der gerechte, heilige Gott in jener Welt böse Menschen bestraft. Fürchtet Gott, der Leib und Seele in die Hölle stürzen kann!

Haltet Gottes Gebote! Die Übertretung der Gebote Gottes, die Sünde, ist das größte, das schrecklichste, das einzige Übel auf Erden, viel furchtbarer als das Schwert des Scharfrichters. Die Sünde, sagt die heilige Schrift, ist ein zweischneidiges Schwert; ihre Wunden sind unheilbar. Die Sünde verwundet zweifach, zeitlich und ewig; ihre Wunden bringen den zeitlichen und den ewigen Tod. — Haltet Gottes Gebote! Eine einzige Abweichung von Gottes Wegen zieht immer größere Fehltritte und Vergehen nach sich und kann jedes von euch auf die Richtstätte bringen. Den ersten dieser unglücklichen, deren Blut hier floß, brachte Jähzorn, den anderen Spielsucht, den dritten Trinklust auf diese blutige Stätte.

Präget daher diese Worte der heiligen Schrift: Fürchtet Gott und haltet seine Gebote! euerem Herzen tief ein. Und damit ihr sie getreulich beobachten, Gott fürchten und seine Gebote halten möget, so vernehmet nur noch die zwei Worte unseres göttlichen Erlösers: Wachet und betet!

Wachet! Jede der sieben Tod- und Hauptsünden fängt zuerst vom kleinen an. Sie gleichet anfangs einem Funken, der eine große Feuersbrunst anrichten — einer kleinen, nicht gut verwahrten Spalte, die ein ganzes Schiff in den Abgrund ziehen kann. Wachet über die erste aufkeimende Neigung zum Bösen und unterdrückt sie. Und wem sein Gewissen sagt, er sei bereits vom rechten Wege abgewichen, der kehre augenblicklich zurück. Schmal

ist der Weg, der zum Heile führt, breit der Weg, der ins Verderben führt, und viele sind, die darauf wandeln.

Betet! — Betet, um Kraft von Gott zu erhalten, gegen die Versuchungen zur Sünde zu streiten und sie zu überwinden. Das Gebet ist eine Gemeinschaft mit Gott. Wer nicht mehr beten mag, ist schon von Gott abgeschieden — ein gottloser Mensch. Beten und Wachen sind gleichsam zwei Flügel, die uns über alle Versuchungen dieses Erdenlebens zum Himmel erheben. Alle Erdenlust ist nichts, sie ist nur Lug und Trug. Wenn unsere unglücklichen drei Mitbrüder nur den zehnten Teil der Mühe, die sie auf Räubereien verwendeten, dazu angewendet hätten, Gottes Gebote zu beobachten, so wären sie wackere, ehrenwerte, ja wohl angesehene Männer geworden, anstatt ihr Blut an dieser schrecklichen Stätte zu vergießen.

O wie selig ist dagegen der Mensch, der weder rechts noch links ein Haarbreit von Gottes Wegen abweicht, sich vor der Sünde hütet, betet, wachet — und arbeitet! Er hat immer sein ehrliches Auskommen, hat in jedem Leiden einen sicheren Trost, und Gott läßt es ihm nie an dem nötigen Lebensunterhalte fehlen. Sanft und selig stirbt er einst auf seinem ruhigen Sterbekissen. Nochmal: Fürchtet Gott! Haltet seine Gebote! Wachet und betet! Amen."

So sprach der Pfarrer, und das Volk ward tief erschüttert, und ging stillschweigend und mit manchem guten Vorsatze im Herzen auseinander.

Dreißigstes Kapitel.

Dietrichs letzte Lebenstage.

Dietrich war, einige Wochen bevor man seine drei Mitschuldigen zum Tode verurteilte, in dem Gefängnisse krank geworden. Man ließ ihm den Arzt rufen, nahm ihm die Ketten ab, schlug in dem Gefängnisse eine Bettstätte auf, versah ihn anstatt des Strohlagers mit einem

ordentlichen Bette und sorgte für hinreichende Krankenpflege. Der Arzt und Pfarrer besuchten ihn öfters. Indes war Dietrich den größten Teil des Tages hindurch ganz allein. Weder Sonne noch Mond schienen in seinen düsteren Kerker; er sah durch das schwarze Eisengitter nichts, als die dunkelgraue Mauer eines alten baufälligen Hauses, das kaum eine Elle von seinem Fenster entfernt war. Die Zeit ward ihm schrecklich lange und er hatte viele sehr traurige Stunden. Er wußte nicht, was man mit ihm vorhabe und zweifelte immer, ob man ihn hinrichten, oder ob er mit dem Leben davon kommen werde. So schwebte er beständig zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Tod und Leben.

An jenem Morgen, da den drei Übelthätern ihr Urteil gesprochen wurde, merkte Dietrich wohl, daß in dem Gerichtshause etwas Besonderes vorgehen müsse. Sonst herrschte in dem alten, dunklen Gebäude fast eine beständige Todesstille. Heute aber hörte er die Fußtritte mehrerer Menschen; Thüren wurden auf- und zugeschlagen, Gewehre klirrten und Ketten rasselten. Als Ruprecht, der Knecht des Kerkermeisters, ihm die Mittagssuppe brachte, fragte Dietrich: „Was giebt's denn heute, daß ihr einen solchen Lärm machet?" „Was wird's geben!" sagte der finstere, in seinem Berufe hart und fühllos gewordene Mann; „Deinen drei Spießgesellen wird heute das Leben abgesagt. Bis Freitag schlägt man ihnen die Köpfe ab. Du bist für uns recht zur Unzeit krank geworden; sonst kämest Du bei diesem Tanze auch an die Reihe. Es wäre dann in einem hingegangen! So aber haben wir mit Dir Schurken doppelte Schererei." Er ging und schlug die Thüre unwillig hinter sich zu.

Dietrich war über diese Reden so erschrocken, daß er am ganzen Leibe zitterte. Jeder Fußtritt, den er vernahm, erschreckte ihn, und wann nur eine Thüre ging,

fuhr er zusammen. Als am Morgen, an dem seine Mitgenossen hingerichtet wurden, die große Glocke ertönte, ergriff ihn eine Todesangst. Die Angst gab ihm Kräfte. Er stand auf und kleidete sich an. Er horchte bald an der Thüre, bald an dem vergitterten Fenster. Das Gemurmel der zusammenströmenden Volksmenge, das Rasseln der vielen Wagen, der Trommelschlag der einrückenden Soldaten drang bis in sein Gefängnis. Er setzte sich zitternd auf sein Bett. Da fuhr plötzlich seine Kerkerthüre auf, der fürchterliche Ruprecht trat mit noch einem anderen Knechte herein und sagte: „Geschwind komm' mit uns!" Dietrich zitterte und bebte. Er verstand nichts von gerichtlichem Verfahren und meinte, man wolle ihn zur Richtstätte führen und ihn hinrichten. Allein in seinem Urteile, das ihm noch nicht bekannt gemacht worden, ward unter anderem bloß befohlen, daß er bei der Hinrichtung seiner Mitschuldigen zusehen müsse.

„Um Gottes willen," schrie Dietrich, „was habt ihr mit mir vor?" „Das wirst Du schon sehen!" sagte Ruprecht, und beide Männer ergriffen und führten ihn durch mehrere lange Gänge in ein anderes Haus. Man brachte ihn in eine Stube mit hohen Fenstern. Mehrere angesehene Bürgersfrauen und ihre Kinder waren darin und sahen zu den Fenstern hinaus. Ruprecht rief ihnen zu: „Da bringen wir den Dietrich, den vierten Spitzbuben!" Alle wandten sich gegen Dietrich, betrachteten ihn einige Augenblicke und schauten dann wieder zum Fenster hinaus. Die zwei Knechte führten den Dietrich an ein Fenster, das leer war. Der helle Tag, der blaue Himmel, die grünen Wiesen und Wälder, die er lange nicht mehr gesehen hatte, blendeten ihn fast; ihr Anblick preßte ihm einen Seufzer aus. Allein jetzt erblickte er die unübersehbare Volksmenge, die nahe unter den Fenstern versammelt war. Er sah seinen Freund Jost und seine anderen zwei Gefährten, die zum Tode geführt wurden. Er sah, als man den ersten hinrichtete,

das Schwert blitzen, das Blut emporspritzen und den Kopf fallen. „O Jesu!" rief Dietrich und schloß die Augen, um die Hinrichtung der zwei anderen nicht zu sehen. Er mußte die Predigt des Pfarrers mit anhören. Halb tot wurde er in sein Gefängnis zurückgeschleppt.

Von nun an war Dietrich sehr verzagt und weichherzig. Wachend und träumend sah er das Schwert des Scharfrichters und das aufspritzende Blut gleichsam vor Augen. Allein wahrhaft gebessert war er noch nicht. Er hatte noch immer keine aufrichtige Liebe zu Gott und zu Christus im Herzen. Er wünschte nichts, als dem Tode auf dem Blutgerüste zu entgehen. Und da er von der Kerkermeisterin, die ihn bisweilen besuchte, vernahm, man werde ihn nicht hinrichten; er werde bloß auf einige Jahre in das Zuchthaus kommen, da fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen. Er war sogleich wieder der vorige, leichtfertige Dietrich. Er sann auf nichts mehr, als wie er künftig aus dem Zuchthause entlaufen könne, und was er hernach alles anfangen wolle.

Fridolin war indes zu dem Oberförster zu Hirschfelden in die Lehre gekommen, um das Forstwesen zu erlernen. Die Oberförsterin war eine gar mitleidige Frau und schickte dem kranken Dietrich von Zeit zu Zeit eine für Kranke dienliche Speise. Fridolin trug einmal dem Dietrich ein eingemachtes junges Huhn hin. Heiter und fröhlich, wie er immer war, trat er in Dietrichs Gefängnis und grüßte ihn freundlich. Allein Dietrich legte Fridolins freundliches Lächeln sehr boshaft aus und Fridolins hübsche grüne Kleidung war ihm ein Dorn im Auge. Er sagte voll Ingrimm und Neid: „Du hast gut lachen, Du schadenfroher Bursche! Du hast Dich mit dem verwünschten Rehbocke der Herrschaft sehr gut zu empfehlen gewußt; mir aber gereichte das verdammte Tier zum Verderben. Je nun, das Glück wollte mir bisher nicht; ich denke aber, es soll mir doch noch besser gehen. Meine Mutter kann ja meine Strafe

mit Geld abkaufen, und sie wird doch noch immer so viele alte Thaler übrig behalten, daß ich davon leben kann. Ich brauche dann nicht zu dienen und den gehorsamen Diener zu machen, wie Du." Übrigens aß Dietrich das Huhn sehr gierig auf, dankte aber dem Fridolin nicht einmal für seine Mühe. Fridolin ging sehr betrübt, daß Dietrich noch gar so roh, feindselig und ungebessert sei.

Mit Dietrichs Krankheit ging es indes täglich schlimmer, und sie fing an, gefährlich zu werden. Der Pfarrer von Hirschfelden besuchte ihn sehr fleißig und saß manche Stunde an Dietrichs Bette. Er redete ihm sehr eindringlich zu, die Barmherzigkeit Gottes zu ergreifen, das Blut des Erlösers an sich nicht verloren gehen zu lassen und sich wahrhaft zu bessern, indem er sonst sicher ewig verloren gehen müßte. Allein Dietrich nahm die Worte des eifrigen Pfarrers wenig zu Herzen. Hie und da zeigte er zwar Reue; ja einmal versicherte er, es thue ihm sehr leid, daß er den Ermahnungen seines seligen Vaters nicht gefolgt und seine Mutter so oft zum besten gehabt habe. „Nun," sagte der Pfarrer, „diese Reue ist gut; sie kann für Dich der Morgenstern des Heiles sein. Sag' einmal, Dietrich, warum ist es Dir leid, daß Du den Ermahnungen Deiner Eltern kein Gehör gegeben?" „Ha, warum?" sagte Dietrich. „Wenn ich ihnen gefolgt hätte, so wäre ich ein tüchtiger Schlossermeister und ein vermöglicher Bürger geworden; so mußte ich aber schon jahrelang in diesem verwünschten Kerker schmachten, und wenn ich auch wieder gesund werde und wieder herauskomme, so muß ich in das Zuchthaus wandern." So war er noch ganz sinnlich nur auf das Zeitliche bedacht und hatte für das Unsichtbare, die Güte Gottes und die Liebe Jesu zu den Menschen, fast gar kein Gefühl.

Eines Abends, da der Pfarrer sehr betrübt zur Thüre hinausgegangen war, fragte Ruprecht ihn draußen,

was er von Dietrichs Krankheit halte. Dietrich war sehr begierig und horchte an der Thüre, was der Pfarrer sagen werde. „Nun,“ sprach Ruprecht, „was halten Euer Hochwürden von dem kranken Bösewicht? Wird er nicht bald absegeln? Ich bin es herzlich müde, hier immer auf- und zuzuschließen.“ „Lieber Mann,“ sagte der Pfarrer, „seid nicht so hartherzig! Der unglückliche Mensch hat wenige Tage mehr zu leben. Er hat das schleichende Fieber im höchsten Grade. Habt noch eine kleine Geduld!“ „Geduld?“ rief Ruprecht; „ja, wer mit einem solchen hartnäckigen, verstockten Sünder so viele Geduld haben könnte, wie Sie, lieber Herr Pfarrer! Sie sind allzu mitleidig; und mich deucht, Ihre Mühe sei doch verloren. Oder meinen Sie, er thue Buße? Ich meinesteils spüre an ihm wenig davon.“ „Ach, lieber Freund,“ sprach der Pfarrer, „leider fallen die Samenkörnlein des göttlichen Wortes bei ihm auf Felsengrund. Es ist wirklich nicht anders, als wenn jedes Körnlein sogleich von den Vögeln weggepickt würde. Ich sehe noch wenig gute Früchte. Ich bin sehr bekümmert um ihn und fürchte, er werde nicht selig sterben.“ „Ei was!“ rief Ruprecht, „ich an Ihrer Stelle würde mir nicht so viele Mühe geben. Wenn der schlechte Kerl nun einmal zur Hölle fahren will, so fahre er hin. Das ist seine Sache; wir haben dabei nichts zu gewinnen oder zu verlieren. Da er selbst es nicht besser haben will — nun wohlan! Nur hinab mit ihm! Glück auf die Reise!“ „Redet nicht so,“ sprach der Pfarrer. „Der Junge hat auch eine unsterbliche Seele, die dazu bestimmt ist, mit allen Engeln und Heiligen im Himmel die Herrlichkeit Gottes zu schauen. Gott will nicht, daß sie verloren gehe. Ach, ewig verloren sein, das ist etwas Schreckliches. Habt Mitleid mit ihm!“ „Je nun,“ sagte Ruprecht, „wenn der gottlose Bube nur tausend Jahre in der Hölle liegen und seine dürren Knochen dort müßte brennen lassen, so wollte

ich ihm das gerne gönnen; aber freilich, wenn ich bedenke, daß er dort in alle Ewigkeit nicht mehr herauskommen soll, so läuft's mir eiskalt über den Rücken, und es ist mir doch fast ein wenig leid um ihn, so schlecht er auch ist."

Dietrich hatte dieses Gespräch mit bebendem Herzen angehört. Die harten Reden des rauhen Mannes hatten mehr Eindruck auf ihn gemacht, als die sanften, wohlwollenden Zusprüche des Pfarrers. „So ist denn kein Mittel mehr," sagte Dietrich bei sich selbst, „so muß ich denn sterben; so bin ich denn wirklich in Gefahr, in wenigen Tagen in die Hölle zu kommen? Ach, wie lange wurde mir schon ein Jahr in meinem Kerker! Und erst tausend Jahre im höllischen Feuer zubringen zu müssen, wie schrecklich wäre das? Und doch wollte der unbarmherzige Ruprecht mir das wohl gönnen. So hartherzig er aber ist, so schaudert es ihm doch bei dem Gedanken an das ewige Feuer und er getraut sich nicht, mir zu wünschen, daß ich ewig dorthin verdammt würde. Ja wohl, ewig verdammt sein, ist das Schrecklichste, was ein Mensch sich denken kann!

Aber," sprach Dietrich weiter, „der Pfarrer ist doch ein guter Mann und meint es wahrhaft gut mit mir. Ich achtete bisher wenig auf seine Reden; ich dachte, er sage das, was er sagt, alles nur so, weil es so der Brauch ist und es sein Amt so mit sich bringt. Allein nun sehe ich, er hat wahrhaft Mitleid mit mir und will nichts als mein Bestes. Er hat nichts davon und doch hat er sich schon so viele Mühe mit mir gegeben! Er ist der beste Mann von der Welt; ich aber bin ein sehr — sehr böser Mensch." Dietrich fing an bitterlich zu weinen und nahm sich vor, sich ganz der Leitung des Pfarrers anzuvertrauen.

Als der Pfarrer, auf Dietrichs Verlangen, am anderen Morgen sehr frühe hereintrat, so sah er auf den ersten Blick, daß eine große Veränderung mit Dietrich

vorgegangen war. Dietrich rief ihm mit erhobenen Händen entgegen: „O liebster Herr Pfarrer, was soll ich thun, damit ich selig werde? Sagen Sie mir alles noch einmal; nun will ich erst recht aufmerken.“ Der Pfarrer setzte sich hoch erfreut an Dietrichs Bett. Dietrich verwandte kein Auge von ihm und verschlang gleichsam jedes Wort mit offenem Munde. Der Pfarrer konnte jetzt erst recht aus der Fülle seines Herzens reden, weil er sah, daß seine Worte Eingang fanden. Dietrich beweinte, bereute und bekannte seine Sünden und hörte nun von nichts lieber reden, als davon, daß Christus in die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen. Als der Pfarrer aufstand, um weiter zu gehen, ergriff Dietrich, was er sonst nie gethan hatte, die Hand des edlen Mannes, küßte sie, dankte ihm mit Thränen in den Augen und bat ihn, doch recht bald wieder zu kommen. „Es ist doch recht gut,“ sagte Dietrich, „daß es Geistliche giebt, die einem sündigen Menschen einen solchen himmlischen Trost in das Herz bringen können; ein Mensch, wie ich, müßte ja sonst gar verzweifeln.“

Einunddreißigstes Kapitel.

Dietrichs Mutter.

Dietrichs Mutter hatte seit der Zeit, da Dietrich entlaufen war, keine fröhliche Stunde mehr; die Nachricht aber, Dietrich liege nebst drei Räubern zu Hirschfelden gefangen, betrübte sie bis in den Tod. Sie machte sich damals augenblicklich auf den Weg nach Hirschfelden, fiel dem Amtmanne zu Füßen und rief mit aufgehobenen Händen: „Mein ganzes Vermögen will ich daran wenden, mein Haus verkaufen und betteln gehen — retten Sie nur meinen Sohn, meinen unglücklichen Dietrich. Sie allein können es!“ Der rechtschaffene Amtmann

aber sagte: „Ich kann da nichts thun, als meine Pflicht! Ich bedauere Euch und Eueren Sohn. Allein wenn Eltern ihre Pflicht nicht erfüllen und ihre Kinder nicht in Zucht nehmen, so muß die Obrigkeit einschreiten und solche verwahrloste Kinder, die zu unbrauchbaren, bösen Menschen herangewachsen, in das Zuchthaus schicken oder sie auf eine noch schrecklichere Weise der menschlichen Gesellschaft unschädlich machen. Wer an seinen Kindern die Rute spart, liefert sie dem Schwerte des Scharfrichters aus.“ So sagte der Amtmann. Die trostlose Mutter bat ihn hierauf um die Erlaubnis, ihren Sohn in dem Gefängnisse besuchen zu dürfen. Allein der Amtmann sagte, bevor die gerichtliche Untersuchung beendigt sei, dürfe er das nicht zugeben; nachher könne sie ihn besuchen, so oft sie wolle. Sie reiste schmerzlich weinend zurück nach Waldingen und verging fast vor Betrübnis und großem Herzleid.

Dietrich hatte eine große Sehnsucht, vor seinem Tode seine Mutter noch einmal zu sehen. Er hatte zwar gehört, daß sie einmal nach Hirschfelden gekommen sei und ihn im Gefängnisse habe besuchen wollen; es sei ihr aber damals nicht gestattet worden. Allein es fiel ihm sehr schwer, daß sie seitdem sich in Hirschfelden nicht mehr sehen ließ. „Ich weiß gar nicht,“ sagte er zu dem Pfarrer, „warum sie mich in meiner langwierigen Krankheit auch nicht ein einziges Mal besucht, da es ihr jetzt wohl erlaubt wäre. Ich habe es zwar nicht um sie verdient, daß sie sich noch um mich bekümmere. Allein sie ist doch immer gar so gut und liebreich gegen mich gewesen, daß ich kaum glauben kann, sie wolle mich in meinem Elende verlassen und mich auf immer verstoßen.“

Der Pfarrer sprach: „Lieber Dietrich! Deine Mutter ist noch immer liebreich und mütterlich gegen Dich gesinnt; ja, sie hat sich so um Dich abgekümmert, daß sie schon vor einigen Wochen sehr krank geworden und gegen-

wärtig das Bett noch nicht verlassen kann. Man ließ es ihr wissen, auch Du seiest bedenklich krank; allein sie sagte: Ich und mein Sohn Dietrich werden uns wohl in diesem Leben nicht mehr sehen; Gott gebe nur, daß wir in jener Welt ein fröhliches Wiedersehen zu erwarten haben!"

Eines Tages aber, da Dietrich in seinem Bette schmerzlich an seine Mutter dachte, ging plötzlich die Kerkerthüre auf und sie trat herein. Allein er erkannte sie beinahe nicht mehr. Sie hatte, seit Dietrich sie das letzte Mal gesehen, sehr gealtert. Sie war sehr blaß und mager, und ihre Augen waren rot und fast wund von vielem Weinen. Sie schlug, als sie Dietrichs bleiche, abgezehrte Gestalt erblickte, die Hände zusammen, und blieb wie erstarrt stehen. „Ach, Du armer, armer Dietrich!" rief sie erschrocken. Sie konnte beinahe kein Wort mehr hervorbringen; sie schluchzte bloß. Dietrich setzte sich in dem Bette auf, streckte ihr die Hand entgegen und rief: „Mutter, liebste Mutter! Ihr kommt noch mich heimzusuchen? Ihr habt Eueren armen Dietrich nicht vergessen! Ihr seid eine sehr gute, liebevolle Mutter. Ach, ich habe Euch viel Herzleid angethan; ich habe Euch, ich seh' es, viele heiße Thränen ausgepreßt und Euere Haare vor der Zeit grau gemacht. O verzeiht mir, verzeiht mir! Ach, wenn Ihr wüßtet, wie es mich reut, daß ich Euch so vielen Kummer verursacht habe, Ihr würdet mir gewiß verzeihen!" Die Mutter, die ungeachtet ihrer Krankheit mit vieler Anstrengung hierher gefahren war, ward fast ohnmächtig; sie sank auf den Stuhl, der neben dem Bette stand. Dietrich faßte ihre Hand, und heiße Thränen flossen über seine bleichen Wangen. „Ach," sagte er, als sie sich etwas erholt hatte und ihn wehmütig anblickte, „könnet Ihr mir verzeihen?" Die Mutter sprach: „Liebster Sohn! Ich habe eine größere Schuld, als Du; ich hätte verständiger sein sollen. Ich war gegen Dich zu gelinde, zu nachsichtig. Ich

allein habe gefehlt.“ „Nein, nein,“ rief Dietrich, „auf mir allein liegt alle Schuld. O, Ihr wißt nicht, wie böse ich gewesen. Ich habe Euch betrogen und belogen. Ich war sehr schlau und listig — aber nur zu meinem eigenen Verderben. Doch glaubt mir, ich verabscheue nun meine Bosheit und flehe Tag und Nacht zu Gott und meinem Erlöser um Gnade und Erbarmung. Ach, ich habe mir selbst den größten Jammer zugezogen! Denn Ihr dürft es mir sicher glauben, daß ich nicht nur hier im Gefängnisse, sondern auch dort im Walde sehr unglücklich gelebt habe. Und so habe ich auch Euch ein elendes, kummervolles Leben bereitet. Aber ich hoffe, Gott werde sich unser erbarmen, und im Himmel warte ein besseres Leben auf uns. Der Herr Pfarrer hat mir dieses alles sehr schön ausgelegt. Ihn müßt Ihr hören, ich kann Euch nicht alles so recht sagen.“ Er sank kraftlos und erschöpft auf sein Bett zurück, atmete sehr schwer und schloß die Augen.

Jetzt kam der Arzt, fühlte Dietrichs Puls, zuckte die Achseln, befahl, das Arzneiglas, das neben dem Bette stand, noch einmal füllen zu lassen, und ging. Die Mutter begleitete ihn vor die Thüre und fragte ihn draußen: „Liebster Herr Doktor, meinen Sie nicht, daß mein armer Dietrich noch davon kommen könne?“ Der Arzt schüttelte den Kopf. „Freilich,“ sagte die Mutter, „er mußte als Schlosserjunge gar zu früh das Bett verlassen, und an der heißen Esse stehen. Das legte schon in seiner frühen Jugend den Grund zu dieser Krankheit.“ Der Arzt schüttelte abermals den Kopf und sagte: „Müßiggang ist der Gesundheit nachteiliger als Arbeit.“ „Und dann,“ fuhr die Mutter fort, „richtete sein Leben in dem fürchterlichen Walde, und Frost und Nässe, die er dort ausstehen mußte, ihn vollends zu Grunde.“ „Solche Beschwerden härten ab,“ sagte der Arzt; „obwohl auch hier, wie in allem, das Zuviel schadet. Indes sind die Beschwerden nicht die eigentliche Ursache seiner Krank-

heit.“ „Aber doch das Elend im Gefängnis!“ sagte die Mutter. „Das trug wohl etwas bei,“ sprach der Arzt. „Allein ich kann mich nicht genug wundern, daß Ihr noch immer so verblendet seid, und nicht einsehen wollet, was Eueren Sohn so krank und elend machte. Die Vergehen, wegen denen er im Gefängnisse liegt und zum Zuchthause verurteilt wurde, sind noch nicht seine ärgsten Vergehen. Er that heimlich, wo ihn nur Gott sah, Böses, und mordete sozusagen sich selbst. Bei ihm trifft es zu, wie es in der heiligen Schrift heißt: Wer vor seinem Schöpfer sündigt, fällt dem Arzte in die Hände!“

Nachdem der Arzt fortgegangen war, kam Fridolin herein. Er trug ein glänzend reines zinnernes Schüsselchen in der Hand, das mit einem eben so schimmernden Deckel zugedeckt war; seine zierliche, grüne Kleidung mit silbernen Börtchen stand ihm sehr gut. „Lieber Dietrich!“ sagte er freundlich; „da bring' ich Dir eine kräftige Fleischsuppe.“ Dietrich, in dessen Seele aller Neid und Haß erloschen war, dankte dem guten Fridolin recht herzlich. Dietrichs Mutter betrachtete den holden Knaben, der mit seinen roten Wangen und langen gelben Haaren schön und blühend, wie das Leben, aussah, mit Wohlgefallen, schaute darauf ihren todblassen, abgezehrten Dietrich an, seufzte, und konnte die Zähren nicht zurückhalten. Als Fridolin fort war, sagte Dietrich: „Liebste Mutter, ich weiß wohl, was Ihr denkt! Ihr denkt, wenn mein Dietrich fromm gewesen wäre und ein reines, unschuldiges Leben geführt hätte, so könnte er auch so frisch und gesund sein, und so rot und vollwangig aussehen, wie Fridolin.“ Die Mutter sprach: „Es ist, wie Du sagst, und es bleibt ewig wahr: alles, was köstlich ist — ist nichts gegen eine reine Seele.“

Dietrichs Mutter ersuchte den Amtmann, ihr und ihrem kranken Sohne eine geräumige Stube anzuweisen, damit sie immer bei ihm sein und ihn mit mehr Bequemlichkeit verpflegen könne. Er bewilligte es sehr gerne.

Der Pfarrer kam alle Tage. Die Mutter erzählte ihm, welchen großen Kummer sie gehabt, als Dietrich ent-



laufen und unter die Räuber geraten; wie viele Thränen sie wegen dieses wahrhaft verlorenen Sohnes vergossen,

und wie sie Tag und Nacht für ihn gebetet habe, Gott wolle ihn doch von dem ewigen Verderben erretten. „Da trifft es wohl zu," sprach der Pfarrer, „was jener Bischof einst der Mutter des heiligen Augustinus gesagt hat: Es ist nicht möglich, daß ein Sohn, für den so viel geweint und gebetet wird, verloren gehe. Und so ist es noch! Ein Thränenkind geht nicht verloren. Euer Gebet, denke ich, hat Eueren Sohn zwar nicht von dem zeitlichen, aber, was noch viel mehr ist, von dem ewigen Tode gerettet."

Dietrich wurde nun mit jedem Tage kränker und schwächer. Seine Mutter wich nimmer von seinem Bette. Tag und Nacht saß sie bei ihm — las ihm vor, tröstete ihn, legte ihm das Bett zurecht, gab ihm zu trinken, trocknete ihm den Schweiß ab und vergoß unzählige Thränen. „Ihr thut sehr vieles an mir, liebste Mutter," sagte Dietrich; „Gott wolle es Euch vergelten." „Ach," sagte die Mutter, „ich wollte, ich hätte in früheren Jahren mehr für Dich gethan. Allein kann ich nun noch hereinbringen, was ich damals versäumte? Gott wolle mir verzeihen und Dir ein seliges Sterbestündlein geben! Er wolle alle Eltern erleuchten, daß sie ihre Kinder gut erziehen; er wolle alle Kinder, die gleich verlorenen Schafen auf Irrwegen gehen, zurückführen auf den rechten Weg." „Amen!" sagte Dietrich, und wenige Augenblicke nachher war er verschieden.

Die Mutter überlebte ihn kaum ein Jahr; der nagende Kummer in ihrem Herzen hatte ihre Tage abgekürzt. Da ihre nicht sehr nahen Verwandten reich waren, so vermachte sie in ihrem Testamente den größten Teil ihres Vermögens dem Waisenhause. „Denn," sagte sie auf ihrem Sterbebette, „da ich die Erziehung meines Kindes versäumt habe, so will ich doch dazu beitragen, daß andere Kinder gut erzogen werden."

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Fridolins glückliche Tage.

Fridolin machte als Lehrling des Oberförsters zu Hirschfelden seine Sache vortrefflich. Von Kindheit an zur Arbeit gewöhnt, war er unermüdet fleißig. Er ging mit seinem Lehrherrn fast täglich in den Wald und lernte alle Waldbäume, Gesträuche und auch die vorzüglichsten Waldkräuter kennen. Er sammelte davon Blätter und Blüten, trocknete sie, legte sie in Papier, schrieb sehr zierlich die Namen darunter und machte sich so, wie man zu sagen pflegt, eine lebendige Pflanzensammlung von Forstbäumen, Gesträuchen und Kräutern. Mit jedem Schmetterling, jedem Käfer, jedem Insekt, die sich an den Bäumen und Gesträuchen aufhalten, besonders mit jenen, die ihnen schädlich sind, machte er sich bekannt. Er suchte sich im Schönschreiben und der Rechtschreibung immer mehr zu vervollkommnen und machte auch im Rechnen und Feldmessen große Fortschritte. Er lernte das Zeichnen, zeichnete Zweige, Blüten und Blätter der Bäume und Gesträuche, und malte sie in seinen freien Stunden sehr schön und ganz der Natur gemäß mit Farben aus. Der Herr von Finkenstein hatte mehrere sehr schöne Werke über alle Teile des Forstwesens; er teilte sie dem fleißigen, talentreichen Fridolin mit, und Fridolin las oft noch um Mitternacht darin, schrieb sich alles, was ihm merkwürdig schien, ab, und machte von mehreren illuminierten Kupfern sich Abbildungen. Er hatte für sein Alter große Kenntnisse; allein er war darauf gar nicht stolz. Er war der bescheidenste Jüngling. Seine Frömmigkeit, seine beständige Arbeitsamkeit sicherten ihn vor vielen Gefahren der Jugend. Es fehlte dem schönen, blühenden Jünglinge zwar nicht

an Nachstellungen; er verachtete sie aber. Er war das Muster eines eingezogenen, sittsamen, tugendhaften Jünglings. Wenn andere in der Schenke saßen, tranken, spielten und freche Lieder sangen, saß er zu Hause an seinem Schreibtische und fand in seinen schönen Beschäftigungen ein ohne Vergleich größeres Vergnügen. Der Oberförster, der bereits alterte und seinem Berufe nicht mehr so genau, als er wünschte, nachzukommen vermochte, konnte sich in allem auf ihn verlassen; er schätzte ihn sehr und nannte ihn seine rechte Hand; die Oberförsterin, die keine Kinder hatte, hielt ihn wie ihr eigenes Kind.

Als Herr von Finkenstein seinen Sohn auf die hohe Schule schickte, gab er ihm den guten Fridolin zur Bedienung mit. Der verständige Vater war überzeugt, daß der edle, gesetzte Fridolin den lebhaften, feurigen jungen Herrn, der den guten Fridolin sehr lieb hatte, von jugendlichen Übereilungen zurückhalten würde; zugleich wollte er dem jungen Forstmanne Gelegenheit verschaffen, Vorlesungen über die Kräuterkunde und das sämtliche Forstwesen zu hören. Fridolin besuchte diese Vorlesungen mit Freude, hörte sie mit der größten Aufmerksamkeit an, und schrieb alles Merkwürdige, was gesagt war, mit großem Fleiße auf. Er sagte öfter: „Eine so glückliche Gelegenheit, etwas zu lernen, darf man nicht versäumen! Sie ist die Zeit der Aussaat, und ohne zu säen, kann man nicht ernten.“

Als Fritz von Finkenstein seine Studien an der hohen Schule rühmlich vollendet hatte, ging er auf Reisen. Fridolin mußte ihn unter dem Namen eines Leibjägers begleiten; er war aber nicht so fast der Diener, als der Gesellschafter und Freund des jungen Herrn. Fridolin warnte ihn vor mancher Gefahr, und Fritz gab ihm Gehör. Eines Abends geriet Fritz in einer zahlreichen Gesellschaft junger Herren von Adel wegen einer unbedeutenden Kleinigkeit mit einem dieser Herren in Streit;

er nahm sich jedoch sehr in acht, sich beleidigender Ausdrücke zu bedienen. Allein der andere junge Herr wurde nur um so kühner, sagte ihm immer gröbere Beleidigungen und forderte ihn zuletzt gar auf Säbel oder Pistolen heraus. Mehrere in der Gesellschaft behaupteten, Fritz von Finkenstein müsse, wenn er nicht für feig gelten wolle, die Ausforderung annehmen. Fritz wollte dieses eben thun; allein Fridolin, der hinter dessen Sessel stand, rief erschrocken und mit lauter Stimme: „Denken Sie an Waller!“ Fritz schwieg betroffen still. „Du hast recht!“ sagte er endlich; „ich will zuvor darüber schlafen und überlegen, ob die wahre Ehre es mir zur Pflicht mache, mich zu schlagen. Um alles in der Welt möchte ich nicht so unbesonnen handeln und so unglücklich werden, wie der bedauernswürdige Waller.“ „Wer ist dieser Waller?“ riefen einige aus der Gesellschaft. „Worin handelte er unbesonnen? Womit machte er sich unglücklich?“ Fritz sagte zu Fridolin: „Erzähle Du! Ich bin es jetzt nicht fähig; ich bin zu aufgebracht.“ Fridolin erzählte mit großer Lebhaftigkeit und inniger Teilnahme Wallers Geschichte. Alle in der Gesellschaft hörten ihm aufmerksam zu; vielen standen die hellen Thränen in den Augen; es war keiner unter ihnen, der den unglücklichen Waller als einen jungen Mann von so herrlichen Gaben nicht aufrichtig bedauert hätte. Am Ende der Erzählung sagte Fridolin: „Es sei mir erlaubt, noch einige Bemerkungen beizufügen, die Herr von Finkenstein, der Vater des Herrn Barons Fritz, über diese traurige Begebenheit gemacht hat. Die Duelle, sprach dieser weise und verständige Herr, sind nun einmal durch die Gesetze verboten, und kein guter Bürger, noch viel weniger aber der Adel, kann seine Ehre darein setzen, die Gesetze zu übertreten. Es stünde in der That sehr schlimm mit einem Edelmanne, wenn jeder unbesonnene Brausekopf seines Standes ihn durch beleidigendes Betragen nötigen könnte, sein Leben auf das Spiel zu setzen. Weder der

Herausforderer, noch der Herausgeforderte hat das Recht, über sein Leben nach Willkür zu verfügen. Eltern, Geschwister, Verwandte, das Vaterland, der Landesvater haben Ansprüche darauf; es wäre eine unverzeihliche Ungerechtigkeit, ihre gerechten Ansprüche nicht zu erfüllen und ihre schönen Hoffnungen zu vereiteln. Es ist Thorheit, sich in einen Kampf einzulassen, in dem man allemal verliert, man möge siegen oder besiegt werden; denn der Besiegte gewinnt ohnehin nichts dabei, als Wunden oder gar den Tod; der Sieger aber muß landesflüchtig werden, oder sich den gesetzlichen Strafen unterziehen. Ein junger Mann von Ehre würde daher sehr wohl daran thun, bevor er den verderblichen Kampfplatz betritt, erst mit erfahrenen Männern und wahren Kennern der echten Ehre sich zu beraten, ob die Ehre ihn und seinen Gegner dazu verpflichte, wegen eines in der Hitze oder beim Weine gesprochenen unüberlegten Wörtchens, sich einander die Hälse zu brechen, oder ob die Sache nicht mit ein wenig gesunder Vernunft und gutem Willen gemächlicher beizulegen wäre."

Jener junge Baron, der sich gegen Fritz beleidigende Ausdrücke erlaubt und ihn herausgefordert hatte, sprang jetzt auf, bat Fritz vor der ganzen Gesellschaft feierlich um Vergebung und beide umarmten einander mit großer Rührung. Alle in der Gesellschaft jauchzten ihnen Beifall zu. Ein junger Graf aber, der in der Gesellschaft den Ton angab und behauptet hatte, Baron Fritz müsse mit seinem Gegner sich schlagen, sprach nunmehr: „So ist es doch besser!" Er befahl dem Wirte, einige Flaschen Burgunder und frische Gläser zu bringen, schenkte ein und rief: „Es lebe die brüderliche Eintracht! — Künftig soll bei unseren kleinen Zwisten immer nur roter Wein fließen — aber kein Blut." Als Fritz auf sein Zimmer zurückkam, umarmte er Fridolin und sagte: „Du warst mein guter Engel und hast mir und meinen

geliebten Eltern einen großen Jammer erspart; ich werde Dir ewig dafür dankbar sein."

Fritz vollendete seine Reise glücklich und kehrte, reich an Kenntnissen, sehr gebildet und von den Sitten der großen Welt unverdorben, in die Arme seiner Eltern zurück. Ihre Freude war unbeschreiblich. Fridolins Eltern waren ebenso erfreut, ihren geliebten Sohn gesund und blühend wieder in ihre Arme zu schließen. Beide weinten vor Freude und der alte Vater sagte: „Ich bin ein armer Mann; allein die Freude des Herrn von Finkenstein kann nicht größer sein als die meinige. Ich gäbe diese Freude nicht um das Schloß Finkenstein mit allen dazu gehörigen Gütern; ja nicht um alle Schätze der Welt! Die Freude an wohlgeratenen Kindern ist doch von allen die größte und kann die ärmsten Leute so reich und glücklich machen, als die reichsten und glücklichsten Menschen auf Erden."

Fritz konnte nicht genug rühmen, welch ein verständiger und treuer Begleiter ihm Fridolin gewesen, und verschwieg auch nicht, aus welcher großen Gefahr Fridolin ihn an jenem Abende, da jener Streit vorfiel, errettet habe. Herr von Finkenstein vernahm dieses mit Wohlgefallen und war auch mit den Zeugnissen, die Fridolin von der hohen Schule mitgebracht hatte, ganz ausnehmend zufrieden. Fridolin mußte nun im Schlosse bleiben, allein nicht mehr als Bedienter; er hieß zwar noch immer der Leibjäger, in der That aber war er der Forstrat des gnädigen Herrn. Herr von Finkenstein ritt mit ihm bei heiterem Wetter täglich aus, den Zustand der Waldungen zu untersuchen, und arbeitete bei stürmischer Witterung manchen Tag in seinem Schreibzimmer mit ihm. Baron Fritz, der immer dabei war, hatte sich vorzüglich auf die Rechtsgelehrsamkeit verlegt, besaß aber dennoch sehr schöne Kenntnisse im Forstwesen. Allein Fridolins Forstkunde, die er sich auf der hohen Schule und auf seiner Reise erworben, setzte Herrn von Finkenstein oft in Verwunderung.

Ungefähr ein Jahr, nachdem Fridolin von seiner Reise zurückgekommen, starb der alte Oberförster zu Hirschfelden. Herr von Finkenstein ließ Fridolin rufen und übergab ihm eine Urkunde, in der er zum Oberförster ernannt wurde. Fridolin las erstaunt und traute kaum seinen Augen. „Mein bester gnädiger Herr," sagte er gerührt, „ich weiß dieses für mich so ehrenvolle Zutrauen gewiß zu schätzen. Aber der älteste Förster in Ihrer Herrschaft macht sich auf diese Stelle Hoffnung; ich will diesem wackeren Manne nicht im Wege stehen." Herr von Finkenstein erwiderte: „Ich kenne Deine Bescheidenheit; allein alle meine Förster gestehen es selbst, daß Du sie an Kenntnissen weit überragst, und werden Dir gerne weichen. Übrigens werde ich den braven alten Mann so stellen, daß er zufrieden sein wird; auch werde ich den Gehalt der übrigen zu verbessern wissen. Es liegt mir nun einmal daran, meine Waldungen, die einen vorzüglichen Teil meines Einkommens ausmachen, emporzubringen. Dazu bist Du der rechte Mann. Auch bin ich Dir Dank schuldig für die Liebe und Treue, die Du meinem Sohne erwiesen hast. Sei ihm, dem ich meine Güter bald übergeben werde, ein so treuer Diener, wie Du es ihm bisher warst, und wie der alte Oberförster, wiewohl bei beschränkteren Kenntnissen, es gegen mich gewesen."

Fridolin eilte mit dem Anstellungsdekret nach Haselbach zu seinen Eltern. Beide erstaunten und vergossen Freudenthränen. Sie hätten sich schon glücklich geschätzt, wenn Fridolin, der bisher doch fast nur Bedienter war, den geringsten Försterdienst erhalten hätte; allein daß er nun sogar Oberförster wurde, übertraf alle ihre Wünsche und Erwartungen. Sie dankten Gott und nannten ihren guten Fridolin den Trost und die Krone ihres Alters. Fridolin bat sie, ihre arme Hütte zu verlassen, zu ihm in das schöne, geräumige Forsthaus zu ziehen und ihm seine Haushaltung zu führen. Er wollte ihnen sein

ganzes Einkommen überlassen und nur ihr Kostgänger sein. Sie zogen dahin und alle drei lebten miteinander in der seligsten Eintracht. Die Eltern sagten oft: „Glücklichere Menschen, als wir es sind, giebt es unter der Sonne nicht!“

Eines Abends nach Tische saßen Niklas, Margarete und Fridolin noch unter allerlei vertraulichen Gesprächen beisammen. Da sagte Vater Niklas: „Liebster Fridolin! Deine Mutter ist bereits alt; sie wünscht, die Last des Hauswesens jüngeren Schultern übertragen zu können. Wie ist es, hast Du noch nicht darauf gedacht, ihr eine Gehilfin und Dir eine Hausfrau zu verschaffen?“ — „Ich hätte wohl bereits gewählt,“ sagte Fridolin, „allein bisher habe ich keiner Seele davon gesagt. Ich fürchtete, Ihr, liebste Eltern, würdet mit meiner Wahl nicht zufrieden sein.“ — „Es wäre uns sehr leid,“ sagte Niklas, „wenn wir Ursache haben müßten, mit Deiner Wahl unzufrieden zu sein. Laß einmal hören! Wen hast Du Dir zur Gefährtin Deines Lebens ausersehen?“ — „Elisabeth,“ sagte Fridolin leise, „die Tochter des unglücklichen Jost.“ — „Elisabeth,“ riefen beide Eltern erfreut und der Vater fuhr fort: „Nun wohl, Du hast gut gewählt. Das ist im stillen auch immer unser Wunsch gewesen. Nur wollten wir Dir nichts davon sagen, damit Du sie nicht etwa bloß uns zu Gefallen wähleſt. Denn die Eltern sollen ihre Kinder auf keine Weise zu einer Heirat nötigen, ebenso, wie sie nur aus sehr wichtigen Ursachen dagegen sein können. Was aber Elisabeth betrifft, so gereicht zwar das traurige Schicksal ihres Vaters in den Augen vieler Menschen auch der Tochter nicht zur Ehre. Allein die Leute thun ihr unrecht. Sie hat ihre Erziehung nicht ihrem Vater, sondern ihrer guten Mutter zu danken. Elisabeth ist von Herzen fromm und so demütig, so sittsam, so fleißig, so tugendhaft, daß sie nicht leicht ihresgleichen finden wird. Du wirst unter Gottes Beistand mit ihr in einer recht zufriedenen und vergnügten Ehe leben.“

Dem guten Fridolin war sozusagen ein Berg vom Herzen, daß seine Eltern mit seiner Wahl nicht nur zufrieden, sondern vielmehr darüber sehr erfreut waren. Sogleich am anderen Morgen trug er seinen Wunsch dem gnädigen Herrn vor und bat um die Erlaubnis, sich mit Elisabeth Jost verehelichen zu dürfen. Es war ihm jetzt, nachdem er die Einwilligung seiner Eltern erhalten hatte, nicht mehr so bange, der gnädige Herr werde nicht zugeben, oder wenigstens nicht gerne sehen, daß ein herrschaftlicher Diener sich mit der Tochter eines Hingerichteten verheirate. „Ich weiß es," sagte Fridolin, „daß viele mich tadeln werden; allein ich traue es meiner edlen Herrschaft zu, sie werde nicht nach dem Scheine, sondern nach Gründen der Wahrheit urteilen." Herr von Finkenstein bezeigte die vollkommenste Zufriedenheit mit Fridolins vorhabender Heirat, wünschte ihm Glück und fügte noch sehr freundlich bei: „Ich werde bei dem Hochzeitsfeste, sowohl in der Kirche, als bei der Mahlzeit, mit allen den Meinigen erscheinen, um zu zeigen, daß ich die Tugend mehr ehre, als alle anderen Rücksichten. Elisabeth kann nichts dafür, daß ihr Vater kein guter Mann war; sie aber ist eine sehr edle Person!" „Das ist sie," sprach Frau von Finkenstein, die Fridolins Bitte mit angehört hatte; „sie ist eine Perle, und es ist schön und edel von Fridolin, daß er diese Perle zu schätzen weiß. Elisabeth ist wohl das frömmste, beste, sittsamste Mädchen in unserer ganzen Herrschaft. Man sieht sie zu Haselbach fast nirgends als in der Kirche, und da ist sie ein Bild inniger Andacht; ihr Anblick hat mich schon oft recht erbaut, wenn ich dahinkam, den trefflichen Pfarrer predigen zu hören. Sie hat die kindlichste Ehrfurcht und Liebe gegen ihre Mutter und arbeitet Tag und Nacht, Mutter und Geschwister zu ernähren. Sie ist die Demut und Bescheidenheit in Person. Zwar hat die unverdiente Schmach und Armut, in der sie aufwuchs, viel dazu beigetragen, daß sie so

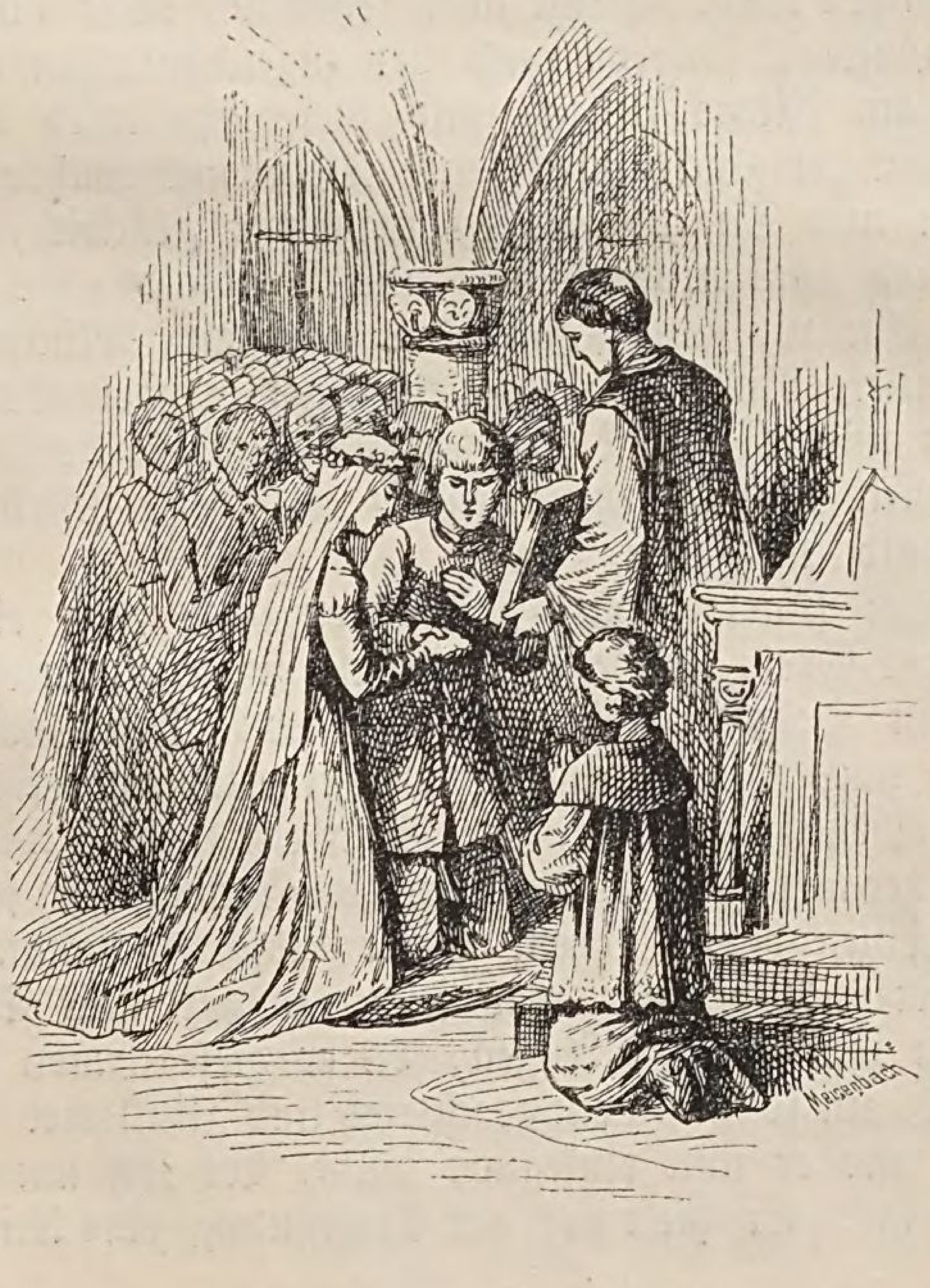
demütig, arbeitsam und sittsam wurde. Allein Gott bedient sich ja der Leiden, uns zu tugendhaften Menschen zu bilden. Fridolin wird mit Elisabeth sehr glücklich sein. Ich wünsche beiden, dem edlen Bräutigam und der tugendhaften Braut, von Herzen Glück und werde bei dem Hochzeitsfeste sicher nicht ausbleiben."

Fridolin hatte bisher weder Marianne noch Elisabeth etwas von seiner Absicht merken lassen, weil er an der Einwilligung seiner Eltern und der Genehmigung der Herrschaft gezweifelt hatte. Er hielt es für ein großes Unrecht, einer ehrliebenden Jungfrau unsichere Hoffnungen zu machen. Nunmehr aber ging er, von Elisabeths Zuneigung überzeugt, unverzüglich zu Marianne, sie um die Hand ihrer Tochter zu bitten. Mutter und Tochter weinten vor Freude. Die Mutter freute sich, daß ihrer geliebten Tochter, die von ihrer Kindheit an so vieles hatte dulden müssen, ein so unerwartetes Glück zu teil wurde. Das Glück der Tochter ward noch dadurch sehr erhöht, daß der geliebten Mutter, die ihre besten Jahre in Trübsal und Jammer hatte zubringen müssen, nun in ihrem herannahenden Alter noch ein so großer Trost zu teil wurde. „Liebste Tochter", sagte die Mutter, „Gott hat Deine kindliche Liebe belohnt, und läßt mir an Dir so viele Ehre und Freude erleben, daß ich allen Kummer der vergangenen Jahre darüber vergesse."

Die alte Base Gertrud rief, vor Entzücken fast außer sich: „So erlebt man nach so vieler Schande doch auch wieder einmal Ehre!" Sie lief sogleich fort, allen ihren guten Freundinnen die Freudennachricht zu melden, ihre liebwerteste Jungfer Base Elisabeth sei die Braut des hochfreiherrlichen Herrn Oberförsters Fridolin Werner. Einige dieser Freundinnen, besonders solche, die erwachsene Töchter hatten, waren über diese Nachricht eben nicht sehr erfreut, die Töchter aber konnten gar nicht begreifen, wie ein so angesehener Mann von

einem so reichlichen Einkommen, wie der Herr Oberförster, die arme, verachtete Elisabeth heiraten möge. Man glaubte, es würden sich wenige Gäste bei dem Hochzeitsfeste einfinden. Allein sobald es bekannt wurde, die gnädige Herrschaft werde dabei zugegen sein, so sagten alle, die eingeladen wurden, mit Freuden zu, und alle Bedenklichkeiten hatten mit einem Male ein Ende. Es kam eine solche Menge von Menschen, daß die Kirche sie kaum fassen konnte.

Als nun Elisabeth, in der altertümlichen, sehr schönen und ehrwürdigen Pfarrkirche zu Hirschfelden in ihrem Brautkleide von grünem Taffet und mit dem jungfräulichen Kranze von weißen Rosen, hold und lieblich,



sittsam und bescheiden und sanft errötend, wie die schönste rote Rose, am Altare stand, und Fridolin, eben so blühend und schön von Angesicht und Gestalt, in seiner grünen mit Gold gestickten Uniform, ihr zur Seite trat: da erinnerten viele der Gegenwärtigen sich der vergangenen Zeiten, und mancher Mann, manche Frau dachte in ihrem Herzen: „Vor zwanzig Jahren standen Marianne und Jost so an diesem Altare! Damals sagten die Leute, ein schöneres Brautpaar hätte sich nicht zusammenfinden können und priesen sie glücklich. Allein es kam anders, und die Heirat fiel unglücklich aus, weil beide wohl schön, aber nicht beide tugendhaft waren, sondern nur Marianne, und weil Schönheit ohne Tugend nicht glücklich machen kann. Heute aber sehen wir nicht nur eines der schönsten, sondern auch der tugendhaftesten Brautpaare am Altare stehen, und diese Ehe wird deshalb auch eine der glücklichsten sein. Denn nur wahre Frömmigkeit und Tugend machen wahrhaft glücklich, ja sie gewähren auch unter Leiden und Trübsalen, die in der besten Ehe nie ganz ausbleiben, noch eine Glückseligkeit, eine innere Ruhe und Zufriedenheit, die bei allen Prüfungen unzerstörbar bleibt, und wenn die vergängliche Schönheit längst dahin gewelkt ist, noch besteht, wie das Gold im Feuer."

Der Pfarrer von Hirschfelden, nunmehr ein ehrwürdiger Greis, hatte Fridolin als einen armen Knaben, der sein Holz in Büscheln auf dem Kopfe aus dem Walde nach Hause trug, schon gekannt; auch kam ihm jener Abend zu Sinn, da Elisabeth, als ein armes, höchst bedauernswertes Kind dort im Gefängnisse, schmerzlich weinend, von ihrem Vater Abschied nahm. Der ehrwürdige Geistliche war sehr gerührt und Thränen standen ihm in den Augen, da er diese armen Kinder nun als ein so allgemein geachtetes und glückliches Brautpaar, das er nun einsegnen sollte, vor sich am Altare stehen sah. Er hielt vor der Einsegnung eine kleine An-

rede; er vermied aber, auch nur mit einer Silbe an die traurige Geschichte des Vaters der Braut zu erinnern. Er sprach bloß davon, was für eine wichtige Pflicht für die Eltern, und was für eine große Wohlthat für die Kinder eine gute Erziehung sei, wozu ihm die Geschichte des Bräutigams und der Braut Gelegenheit gab. Unter vielen anderen schönen Sprüchen, die er vorbrachte, merkten sich seine Zuhörer besonders folgende: „Eine gute Erziehung bringt gute Früchte; sie ist das beste Erbteil, das Eltern ihren Kindern hinterlassen können. Ein armer Knabe, der in Gottesfurcht, Tugend und Rechtschaffenheit erzogen wird, und seine Talente gut anwendet, kann ein angesehener Mann werden. Die ärmste Tochter, die aber an Tugend reich ist, wird fast immer zu einer guten Versorgung, zu Glück und Ehre gelangen. Frömmigkeit und Tugend, eine in Unschuld, untadligen Sitten und unbescholtenem Rufe zugebrachte Jugend sind der beste Brautschatz, ein sicher angelegtes Kapital, das alle Jahre richtige Zinsen trägt. Eine fromme und tugendhafte, unschuldige und bescheidene Jungfrau wird wohl schon auf Erden mit dem Brautkranze belohnt; ihren schönsten Lohn aber und die herrlichste Krone hat sie in dem Himmel zu erwarten."

Alle Zuhörer wurden von den Worten des guten Pfarrers gerührt und gaben in ihrem Herzen ihm recht. Fridolins alte, ehrwürdige Eltern weinten vor Freude. Auch Elisabeths Mutter weinte Freudenthränen — doch mischte Wehmut sich in ihre Freude; sie gedachte ihres Mannes, dem sie vor zwanzig Jahren in dieser Kirche die Hand am Altare gereicht hatte, und betete inbrünstig für seine abgeschiedene Seele. Sie dankte Gott, der sie gegen alle ihre Erwartung noch auf Erden an ihrer Tochter eine so große Freude erleben ließ und tröstete sich mit der Hoffnung, ihren Mann im Himmel wieder zu sehen.

Das Hochzeitsmahl, bei dem sich Herr von Fin-

kenstein, mit Gemahlin und Kindern, einfand, wurde in dem Gasthofe zum goldenen Hirsch gehalten. Die Bedienten der Herrschaft mußten in ihrer festlichen Livree bei Tische aufwarten; der alte Moritz aber, dessen Haare nunmehr so weiß waren wie Schnee, und alle Förster und Jäger aus der ganzen Herrschaft und der Nachbarschaft waren nebst ihren Ehefrauen und erwachsenen Söhnen und Töchtern zu Tische geladen und erschienen auch alle hochfesttäglich geputzt. Alle waren sehr erfreut und fühlten sich sehr geehrt, daß der Herr von Finkenstein mit seiner Familie in ihrer Mitte erschien. Elisabeth, die Braut, bemerkte mit Freude, und machte auch die Gesellschaft darauf aufmerksam, daß sowohl Herr von Finkenstein, als die gnädige Frau, Fritz und Luise heute grün gekleidet waren. Herr von Finkenstein lächelte und sagte: „Grün ist die Farbe der Hoffnung; wir haben heute gegründete Hoffnung, diesem Hochzeitsfeste werde eine recht glückliche Ehe folgen. Übrigens freue ich mich noch aus einem anderen Grunde, daß heute bei dieser Mahlzeit die grüne Farbe die herrschende ist. Sehr gerne sehe ich mich heute mit allen Förstern und Jägern aus meiner Herrschaft und der Nachbarschaft an einem Tische beisammen; auch meine Frau freut sich, die Ehefrauen und Töchter so vieler braven Männer hier versammelt zu sehen.“ Alle Gäste waren über die Güte und Herablassung der gnädigen Herrschaft höchst vergnügt; und die fröhlichen Gespräche, die Herr von Finkenstein in Gang zu bringen und zu beleben wußte, ergötzten die Gäste noch mehr, als die mancherlei Speisen und köstlichen Weine der reichbesetzten Tafel. Gegen Ende der Mahlzeit winkten einige Förster einander, auf die Gesundheit der gnädigen Herrschaft zu trinken. Herr von Finkenstein merkte es, stand schnell auf, füllte sein Glas und rief: „Braut und Bräutigam sollen leben!“ Alle Anwesenden standen eben so auf, wiederholten die Worte: „Braut und Bräutigam!“ und tranken. Sie

wollten nun auf das hohe Wohl der gnädigen Herrschaft trinken. Aber Herr von Finkenstein sprach: „Wartet noch!“ Er trank auf die Gesundheit von Fridolins Eltern, und alle Gäste folgten seinem Beispiele. Die Eltern tranken, Freudenthränen vergießend, mit. Darauf trank Herr von Finkenstein auf das Wohl Mariannens, der Mutter der Braut; Marianne trank ein weniges, und Thränen der Freude und Wehmut tröpfelten in das Glas. Nun brachte Herr von Finkenstein die Gesundheit der alten Base Gertrud aus, und auch die übrigen Gäste tranken ihr zu. Gertrud war über diese Ehre so entzückt, daß ihr beinahe das Glas aus der Hand fiel; sie wäre mit ihren tiefen Verneigungen und Danksagungen, und mit der Erwiderung der bezeigten Ehren an kein Ende gekommen, wenn man sie nicht erinnert hätte, man wolle jetzt auf das Wohl der gnädigen Herrschaft trinken. Fridolin und Elisabeth, Niklas und Margarete, Marianne und alle übrigen Gäste, die alle von Ehrfurcht und Liebe gegen die gnädige Herrschaft durchdrungen waren, riefen einstimmig nicht nur mit aufrichtiger Herzlichkeit, sondern wohl mit andächtiger Rührung und manchem flehenden Blicke zum Himmel: „Unser bester, gnädiger Herr, Wilhelm von Finkenstein, die gnädige Frau Franziska, der Herr Baron Friedrich und das gnädige Fräulein Luise sollen leben hoch — hoch! Gott vergelte ihnen alles, was sie an uns je Gutes gethan haben und gebe ihnen Glück und Freude, Heil und Segen, langes Leben und dereinst den Himmel!“ Herr von Finkenstein dankte ihnen gerührt, und rief, freundlich im Kreise umher blickend: „Auf das Wohl aller braven Forstmänner!“ Ein allgemeiner Jubel erfüllte den Speisesaal.

Nach Tische wurden die Hochzeitsgeschenke überreicht. Es fanden sich sehr viele schöne und werte Gaben darunter. Den meisten Beifall fand das Hochzeitsgeschenk des Herrn von Finkenstein. Es war ein Hirschfänger mit Silber beschlagen, das im Feuer vergoldet

war. Auf dem Schlosse der Kuppel, das so schön war, als wäre es aus dem reinsten Golde, erblickte man in feiner, getriebener Arbeit unter einem Eichbaum einen Knaben, der mit einem jungen Reh zu reden schien, und hinter dem Baume sah man einen alten Jäger, der dem Knaben mit Wohlgefallen heimlich zuhorchte. Fridolin rief bei dem ersten Blicke erfreut: „Ei, das ist ja jenes junge Reh, das zu allen meinen folgenden Schicksalen die erste Veranlassung gegeben!“ „So ist es!“ sprach Herr von Finkenstein zu der Gesellschaft, die sich herbeidrängte, das schöne, kunstreiche Bildwerk zu sehen. „Jenes junge Reh machte mich zuerst mit Fridolin und seinen Eltern bekannt; jenes Reh rettete mich und die Meinigen aus einer großen Gefahr; ohne jenes Reh wären wir heute nicht so freudig versammelt. Doch das Reh war nur ein Mittel, dessen sich Gottes heilige Vorsicht zu unserem Besten bedient hat. Deshalb ließ ich über das kleine, sehr gelungene Kunstwerk, auf dem das Reh, Fridolin und mein alter Moritz abgebildet sind, die Worte setzen:

„Gott macht alles wohl!“

Inhalt.

Erzählungen für Volk und Jugend

von W. Herchenbach.

Zweite Reihenfolge. Jedes Bändchen mit 2 Farbendruckbildern.

8. cart. 1 M.

1. Unter den Rothhäuten.
2. Die Krystall-Höhle. Eine Geschichte aus der Steinzeit.
3. Der Bannerherr von Luxemburg. Eine luxemburgische Volkssage.
4. Der Ritter Hugo von Heringen.
5. Nero.
6. Meister Hildebrand.
7. Die Batavor. Historische Erzählung.
8. Der Erbprinz.
9. Armin.
10. Die Spinnerinnen.
11. Der Müller von Eltville.
12. Der große Zaar.
13. Der Oberhof.
14. Der Edelherr von Elbroich.
15. Der gefangene Erzbischof.
16. Ein Ende mit Schrecken.
17. Kaatje von Alkmaar.
18. Die unglücklichen Brüder.
19. Linus.
20. Der Verurtheilte von Granada.
21. Juanita, die Zigeunerkönigin von Granada.
22. Corina.
23. Die letzten Seufzer des Mohrenkönigs.
24. Das Verbrüderungsfest.
25. Eine neue Welt.
26. Der Stern von Ecija.
27. Der gestohlene Schatz.
28. Domitian und die Todtengräber in den Katakomben.
29. Das Hagelkreuz.
30. Der Geiger von Echternach.
31. Daria und Chrysanthus.
32. Die Burg Rabenstein in den Ardennen.
33. Der Würgengel zu Köln.
34. Die Reisen und Abenteuer eines Laienbruders.
35. Die Branntweinpest.
36. Die Nesselsteiner.
37. Das Testament.
38. Die Lügner.
39. Heinrich von Schöneck.
40. Tante Rosel.
41. Roderich und Schwanhilde. — Das zerstörte Lebensglück.
42. Das Brandmal.
43. Auf der Lüneburger Haide.
44. Der Alterthümler.
45. Ein österreichisches Kaiserpaar.
46. Die Verstoßenen.
47. Der Heidenthurm.
48. Christel.
49. Stephan Holy.
50. Ferdinand und Isabella.
51. Die gestohlene Uhr.
52. Glück im Unglücke.
53. Unterm Christbaume.
54. Die Waise in Barcelona.
55. Claas, der rothe Republikaner.
56. Der Todtenkopf.
57. Hans Nagelfluh.
58. Jan van Werth.
59. Der Schulmeister von Hilpertshausen.
60. Die Burg am See.
61. Die beiden Ulanen.
62. Callistus.
63. Erlebnisse eines Handelsmannes.
64. Johannes Ebermann.
65. Der Waffenschmied von Solingen.
66. Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeir.
67. Gabriel von Grupello.
68. St. Cäcilia.
69. Die schwarze Maria.
70. Der letzte Mandanenhäuptling.
71. Die Kaimantöterin auf Florida.
72. Die Landsknechte in Rom.
73. Die Waise von Whitby.
74. Am Fährhause.
75. Der Schatz am Brunnen.
76. Mausberg und Compagnie.
77. Der Donnerbub.
78. Woronzoff, der Nihilisten-Chef.
79. Schicksale eines Malers.
80. Die Franzosen in Kaiserswerth.
81. Die Trauung im Kerker.
82. Die Felsenmühle.
83. Sebastian.
84. Tomara.
85. Im Spreewalde.
86. Abelung, der Zwergenkönig.
87. Geld und Sterne.
88. Die Seufzerbrücke in Venedig.
89. Eine Mutter und sieben Kinder.
90. Der Findling von Nürnberg.
91. Ellen Hanny.
92. Der Sonnenbauer.
93. Graf Florentin von Hackhausen.
94. Harte Köpfe und fleißige Leute.
95. Bilhildis.
96. Auf der Barbaraburg.
97. In der alten Königsstadt Toledo.
98. Der Graf von Knippstein.
99. Der Handwerksmeister.
100. Arbeit bringt Segen.

